L.g.
965a

Bruchſtücke

aus den

Klaſſikern der teutſchen Nation,

aus dem Elementarkurſus

des

practiſchen Handbuches zur ſtatariſchen und kurſoriſchen Lectüre der teutſchen Klaſſiker

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz,

für die Zöglinge beſonders abgedruckt.

Zweite Auflage.

Leipzig,
im Schwickertſchen Verlage,
1815.

BIBLIOTHECA
CIVITATIS
BAMBERGENSIS.

Staatsbibliothek
Bamberg

1.

An die Freude,

von Schiller.

Freude, ſchöner Götterfunken,
Tochter aus Elyſium,
Wir betreten feuertrunken,
Göttliche, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder,
Was der Mode Schwert getheilt.
Bettler werden Fürſtenbrüder,
Wo dein ſanfter Flügel weilt.

Chor.

Seyd umſchlungen, Millionen!
Dieſen Kuß der ganzen Welt!
Brüder — über'm Sternenzelt
Muß ein lieber Vater wohnen.

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſeyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
Miſche ſeinen Jubel ein.
Ja — wer auch nur Eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der ſtehle
Weinend ſich aus dieſem Bund!

Chor.

Was den großen Ring bewohnet,
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet ſie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Weſen
An den Brüſten der Natur,

Alle Guten, alle Böſen
Folgen ihrer Roſenſpur.
Küſſe gab ſie uns und Reben,
Einen Freund, geprüft im Tod,
Wolluſt ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub ſteht vor Gott.

Chor.

Ihr ſtürzt nieder, Millionen?
Ahneſt Du den Schöpfer, Welt?
Such' ihn über'm Sternenzelt,
Ueber Sternen muß er wohnen.

Freude heißt die ſtarke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt ſie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt ſie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh, wie ſeine Sonnen fliegen,
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig, wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerſpiegel
Lächelt ſie den Forſcher an.
Zu der Tugend ſteilem Hügel
Leitet ſie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahne wehn,
Durch den Riß geſprengter Särge
Sie im Chor der Engel ſtehn.

Chor.

Duldet muthig, Millionen!
Duldet für die beßre Welt!
Droben über'm Sternenzelt
Wird ein großer Gott belohnen!

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön iſt's, ihnen gleich zu ſeyn.
Gram und Armuth ſoll ſich melden,
Mit den Frohen ſich erfreun.
Groll und Rache ſey vergeſſen,
Unſerm Todfeind ſey verziehn!
Keine Thräne ſoll ihn preſſen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.

Unſer Schuldbuch ſey vernichtet,
Ausgeſöhnt die ganze Welt!
Brüder — über'm Sternenzelt
Richtet Gott, wie wir gerichtet.

Freude ſprudelt in Pokalen,
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth — —
Brüder, fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreiſt,
Laßt den Schaum zum Himmel ſpritzen:
Dieſes Glas dem guten Geiſt!

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preiſt,
Dieſes Glas dem guten Geiſt,
Ueber'm Sternenzelt dort oben!

Feſten Muth in ſchwerem Leiden,
Hülfe, wo die Unſchuld weint,

Ewigkeit geſchwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerſtolz vor Königsthronen —
Brüder, gält' es Gut und Blut —
Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor.

Schließt den heil'gen Cirkel dichter,
Schwört bei dieſem goldnen Wein,
Dem Gelübde treu zu ſeyn,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

Rettung von Tyrannenketten!
Beſſerung dem Böſewicht!
Hoffnung auf den Todtenbetten!
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Todten ſollen leben!
Brüder, trinkt und ſtimmet ein!
Allen Sündern ſoll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr ſeyn!

Chor.

Eine helle Abſchiedsſtunde!
Süßen Schlaf im Leichentuch!
Brüder, einen ſanften Spruch
Aus des Sternenrichters Munde!

2.

Die fliehende Zeit,

von F. V. Reinhard.

Es iſt der Mühe werth, die fliehende Zeit in's Auge zu faſſen.

Zeit nennen wir die Bedingung, an welche die Dauer und Folge aller Veränderungen geknüpft iſt; wir

erklären ſie für das, was vorausgeſetzt wird, wenn uns das Daſeyn eines Dinges, wenn uns alles, was mit demſelben vorgeht, wenn uns ſein Werden, Beſtehen und Aufhören fühlbar werden ſoll; wir ſehen uns daher ſelbſt, mit allem, was wir ſind und haben, mit allem, was wir wirken und leiden, an die Zeit gebunden. Nun iſt es zwar wahr, es gibt Gegenſtände, für welche die Zeit langſam und ſchonend iſt, für welche ſie nie abzulaufen ſcheint. Wer kann die Zahl der Jahre berechnen, welche die Urgebirge der Erde, welche der Erdkreis ſelber, welche die Geſtirne des Himmels, welche die zahlloſen Sonnen und Welten, die wir durch die Räume deſſelben verbreitet ſehen, bereits vollendet haben und künftig vollenden werden! Hier ſcheint die Zeit gleichſam ſtill zu ſtehen, und die Natur der Ewigkeit anzunehmen. Aber dies iſt ſie nicht für uns. Wollen wir uns nicht ſelbſt bethören; ſo können wir ſie in Beziehung auf uns nicht anders als fliehend denken, wir müſſen geſtehen, daß ſie ſchnell, daß ſie unvermerkt, daß ſie unwiederbringlich dahin eilt und vergehet.

Die Zeit eilt ſchnell dahin; die Bedingung, an welche unſer Leben mit ſeinen Veränderungen geknüpft iſt, nähert ſich ihrem Ende mit einer hinreißenden Geſchwindigkeit. Auf das Heer der Neugebornen, die ihr Daſeyn in wenigen Augenblicken verhauchen; auf die Menge der Kinder, die ſchon im Frühlinge des Lebens wieder verblühen; auf die unzähligen Menſchen, deren Dauer ſchon wieder zu Ende iſt, noch ehe ſie die Jahre der Kraft und der Reife erreicht haben, verweiſe ich itzt nicht: es iſt fürchterlich wahr, für den ungleich größten Theil unſers Geſchlechts beſteht die Zeit in einem Wechſel weniger Stunden, die ſich gleichſam wetteifernd einander verdrängen und plötzlich vorüberrau-

ſchen. Betrachtet die längſte Dauer, die uns auf Erden zu Theil werden kann; verfolget den, der das äußerſte Ziel des menſchlichen Lebens erreicht, mit euern Blicken; iſt ſein ganzes Daſeyn im Umfange der Zeiten überhaupt mehr, als eine kurze flüchtige Erſcheinung; iſt es von ſeinem Urſprunge an etwas anders, als eine Folge von Veränderungen, die mit jedem Athemzuge ihrem Ende zueilt; ſind die Urſachen und Zufälle, welche dieſe Folgen plötzlich unterbrechen und abbrechen können, nicht unzählbar; kann von Allen, die auf Erden leben, auch nur Einer mit Gewißheit ſagen, daß der nächſte Augenblick noch in ſeiner Gewalt ſeyn wird; iſt ſelbſt dem, der die gewöhnliche Grenze des menſchlichen Daſeyns weit überſchritten hat, das Leben, wenn er ſtirbt, etwas anders, als ein leichter Traum, der ſchnell vorübergeflogen iſt? — So viele Wünſche, die nicht erfüllt, ſo viele Entwürfe, die nicht ausgeführt, ſo viele Werke, die nicht vollendet werden; überall Geſtalten, die ſichtbar altern, überall Kräfte, die plötzlich ſchwinden, überall Körper, die ſich ihrem Untergange nähern; und die Seufzer derer, die mit dem Tode ringen, die Thränen derer, die ſich einander verlaſſen ſollen, der große, unüberſehliche Jammer, der durch das frühe Hinſterben unentbehrlicher Verſorger, Geſchäftsmänner und Regenten angerichtet wird; alle dieſe Erſcheinungen, was ſind ſie anders, als traurige unwiderſprechliche Beweiſe, daß die Zeit weit kürzer iſt, als unſre Wünſche, daß ſie uns fortreißt, ohne auf unſer Sträuben, ohne auf unſer Flehen und Bitten zu achten, daß ſie ſchnell dahin eilt und vergeht?

Und bei aller dieſer Geſchwindigkeit doch **unvermerkt.** Nichts iſt leiſer, als der Fußtritt der Zeit; nichts iſt ſtiller, als der Wechſel unſrer Stunden; nichts ergießt ſich ſo ſanft, als der Strom der Augenblicke.

Wir würden nichts in der Zeit unterſcheiden; wir würden ihre Dauer und Größe nicht einmal ſchätzen können, wenn uns die Natur nicht zu Hülfe käme; wenn ſie das gleichförmige Ganze derſelben, durch den Wechſel des Tages und der Nacht, durch das Merkmal der Jahreszeiten, durch die Folge der Jahre und Jahrhunderte, nicht in bemerkbare Abſchnitte theilte. Und was hat die Kunſt erdacht, den ſtillen Gang der Zeit gleichſam hörbar zu machen; uns durch Stunden und Minuten zu zeigen, wie weit er vorgerückt ſey; und uns Maße aller Art zu liefern, nach welchen wir ihn berechnen können? — Aber bleibt es uns bei allen dieſen Mitteln, bei allen dieſen Erfindungen, ihn unſerm Gefühle näher zu bringen, nicht dennoch unmerklich? Stunden, Tage, Jahre fliehen dahin, ohne daß wir es achten, ohne daß wir rechnen und zählen, wenn uns der Leichtſinn bethört, wenn uns die Wolluſt mit ihren Blendwerken umgaukelt, wenn uns die Thorheit in ihren Schlummer wiegt, wenn uns der Eigennutz zu immerwährenden Anſtrengungen ſpornt, wenn uns der Ehrgeiz in weitausſehende Unternehmungen verwickelt. Wir tändeln und ſcherzen, wir ſorgen und ſtreben, wir kämpfen und ringen, wir genießen und leiden, ohne an die Zeit, die wir verlieren, auch nur zu denken; wir werden aus Kindern Jünglinge, Männer und Greiſe, ohne zu wiſſen, wie uns geſchieht; und gemeiniglich ſind wir am Ziele, gemeiniglich iſt unſre ganze Zeit verſchwunden, ohne daß wir uns ihres Hinſtrömens auch nur einmal ernſtlich bewußt worden ſind; ja oft, ohne daß wir uns deſſelben bewußt werden wollen, daß wir uns über die Gewalt, mit der ſie uns dem Grabe entgegen führt, oft vorſetzlich täuſchen; daß wir es gefliſſentlich vermeiden, auf ihren Gang zu achten, um den Fußtritt des Todes nicht in demſelben zu hören.

Und doch eilt ſie mit dieſer Stille unwiederbring- lich dahin. Ein großer Theil unſrer Fehler läßt ſich verbeſſern und wieder gut machen, die meiſten Arten des Verluſtes, welche wir leiden, laſſen ſich vergüten und ſind eines Erſatzes fähig. Aber unverbeſſerlich, ſchlechterdings unverbeſſerlich iſt der Fehler, durch wel- chen wir unſre Zeit verſchwenden; unerſetzlich, ewig unerſetzlich iſt der Schade, welchen wir dadurch leiden. Nein, von den Stunden, die wir verträumt und ver- tändelt, von den Tagen, die wir ungenützt gelaſſen oder gemißbraucht, von den Jahren, die wir ſorglos und ohne Ueberlegung durchlebt haben, kehrt nichts zu- rück; nicht ein Augenblick derſelben kann uns wieder zu Theil werden; was einmal vorüber iſt, iſt ganz und auf ewig verloren; die Allmacht ſelbſt kann es uns nicht wiedergeben. — Sie läßt ſich nicht wiederholen, nicht von neuem durchlaufen, die Bahn des Lebens, wenn wir ſie einmal vollendet haben. Mit aller deiner Reue, mit allen deinen Thränen kannſt du ſie nicht zurück brin- gen, jene frohen Jahre der blühenden Jugend, die du verſchwendet, jene glücklichen Jahre der männlichen Kraft, die du gemißbrauchet haſt; ſie ſind dir ganz und auf immer entflohen. In ſchneller, raſtloſer Bewegung ſehen wir die Zeit unſers Lebens; während daß wir un- ſer Auge auf ſie richten, iſt ſchon wieder ein Theil der- ſelben verſchwunden; und dieſes Verſchwinden iſt ſo ſtill, ſo geräuſchlos, ſo unmerklich, daß es uns täuſcht, daß wir von dem, was uns zugemeſſen iſt, ſchon weit mehr verloren haben, als wir uns vorſtellen; und die- ſes Verlorne iſt noch überdies auf ewig, iſt unwieder- bringlich dahin.

3.

Morgengedanken,

von Albr. v. Haller.

Der Mond verbirget ſich, der Nebel grauer Schleier
Deckt Luft und Erde nicht mehr zu;
Der Sterne Glanz erblaßt, der Sonne reges Feuer
Stört alle Weſen aus der Ruh.

Der Himmel färbet ſich mit Purpur und Saphiren,
Die frühe Morgenröthe lacht;
Und vor der Roſen Glanz, die ihre Stirne zieren,
Entflieht das bleiche Heer der Nacht.

Durch's rothe Morgenthor der heitern Sternenbühne
Naht das verklärte Licht der Welt;
Die falben Wolken glühn von blitzendem Rubine,
Und brennend Gold bedeckt das Feld.

Die Roſen öffnen ſich und ſpiegeln an der Sonne
Des kühlen Morgens Perlenthau;
Der Lilien Ambradampf belebt, zu unſrer Wonne,
Der zarten Blätter Atlasgrau.

Der wache Landmann eilt mit Singen in die Felder,
Und treibt vergnügt den ſchweren Pflug;
Der Vögel rege Schaar erfüllet Luft und Wälder
Mit ihrer Stimm' und frühem Flug.

O Schöpfer, was ich ſeh, ſind deiner Allmacht Werke,
Du biſt die Seele der Natur;
Der Sterne Lauf und Licht, der Sonne Glanz und Stärke,
Sind deiner Hand Geſchöpf und Spur.

Du ſteckſt die Fackel an, die in dem Mond uns leuchtet,
Du gibſt den Winden Flügel zu;
Du leihſt der Nacht den Thau, womit ſie uns befeuchtet,
Du theilſt der Sterne Lauf und Ruh.

Du haſt der Berge Stoff aus Thon und Staub gedrehet,
Der Schachten Erz aus Sand geſchmelzt;
Du haſt das Firmament an ſeinen Ort erhöhet,
Der Wolken Kleid darum gewälzt.

Den Fiſch, der Ströme bläſt und mit dem Schwanze ſtürmet,
Haſt du mit Adern ausgehöhlt;
Du haſt den Elephant auf Erden aufgethürmet,
Und ſeinen Knochenberg beſeelt.

Des weiten Himmelsraums ſaphirene Gewölber
Gegründet auf den leeren Ort,
Das ungemeßne All, begrenzt nur durch ſich ſelber,
Hob aus dem Nichts dein einzig Wort.

Doch, dreimal großer Gott, es ſind erſchaffne Seelen,
Für deine Thaten viel zu klein;
Sie ſind unendlich groß, und wer ſie will erzählen,
Muß, gleich wie du, unendlich ſeyn.

O Unbegreiflicher, ich bleib' in meinen Schranken,
Du Sonne blend'ſt mein ſchwaches Licht;
Und wem der Himmel ſelbſt ſein Weſen hat zu danken,
Braucht eines Wurmes Lobſpruch nicht.

4.

Eintheilung der Gelehrten,

von Garve.

Unter der Klaſſe von Menſchen, die man Gelehrte nennt, ſind einige blos dazu beſtimmt, die ſchon bekannten Wahrheiten fortzupflanzen, und die Wiſſenſchaft zu lehren; andere, ſie zu erweitern; die dritten, ſie auf das menſchliche Leben und den wirklichen Nutzen der Geſellſchaft anzuwenden.

Man würde ſehr Unrecht thun, wenn man lauter Genies für die Wiſſenſchaften forderte, da es doch eine Menge von Aemtern und Verrichtungen gibt, die einen Gelehrten fordern, und die ohne Genies beſſer beſtellt werden. Geſunder Verſtand, d. h. eine nicht ſehr tiefſinnige, aber doch richtige Vernunft, die ſich an den gewöhnlichen Gegenſtänden der menſchlichen Kenntniſſe geübt hat; eine Gabe, die Gedanken Anderer zu faſſen, und in den Sinn deſſen, was man lieſet oder hört, einzudringen; ein Gedächtniß, welches, wenigſtens bei einer hinlänglichen Wiederholung, die alten Gedanken erneuert, und uns in den Stand ſetzt, immer das wieder von neuem zu lernen, was wir von Zeit zu Zeit vergeſſen; das iſt für dieſe Aemter, und für die Klaſſe von Gelehrten, die ſie beſorgen, und alſo für den größten Theil, hinlänglich. — Wenn zu dieſen Fähigkeiten des Verſtandes noch gewiſſe Eigenſchaften des Charakters hinzukommen; erſtlich die Beharrlichkeit, welche Schwierigkeiten überwindet und auch einen langſamen Fortgang ununterbrochen verfolgt; zweitens eine Sorgfalt, keine Begriffe eher für erlernt anzuſehen, bis ſie ſie Andern wieder beibringen können; ſo können recht gute Lehrer daraus werden; ſie können gute Köpfe zubereiten, und mittelmäßigen ihre Bildung geben. Man würde alſo durch die Strenge, die alle mittelmäßige Köpfe von der Gelehrſamkeit ausſchließt, dem Staate mehr ſchaden als nützen. Geiſter von höhern Gaben laſſen ſich entweder ſchwerlich zu dieſen Dienſten brauchen, oder verrichten ſie in der That ſchlechter, weil ſie ſie unwillig oder zerſtreut thun, und ſie nur als Nebendinge anſehen, von denen ſie je eher je lieber wieder loszukommen ſuchen. Ein geſchickter Lehrer wird einen jungen Menſchen, der in dieſe Klaſſe von brauchbaren Gelehrten kommen kann, bald erkennen. Seine Gedanken werden

niemals etwas Eignes und Hervorſtechendes haben, aber ſie werden auch niemals abgeſchmackt ſeyn; er wird oft Andern nachahmen, aber er wird es doch auf eine ſchickliche Art zu thun wiſſen; er wird fleißig, bedachtſam und überlegt ſeyn, und vor allen Dingen bei dem Mittelmäßigen, was er macht, ſich einer gewiſſen höhern Vollkommenheit bewußt ſeyn, die er nicht erreichen kann. In der That kann eine ſehr mittelmäßige Arbeit, ein ſchlechtes Gedicht, von einem ganz guten Kopfe herrühren; aber wenn er es ſelbſt für vortrefflich hält, wenn er den Unterſchied gegen andere nicht fühlt, dann iſt er verloren.

Die andere Klaſſe von Gelehrten, welche die Wiſſenſchaften erweitern ſollen, erfordert wirklich das, was man Genie nennt, d. h. irgend eine Fähigkeit in einem vorzüglichen Grade, und die übrigen in einer gehörigen Unterordnung, ſie zu unterſtützen. Die Wiſſenſchaften braucht man hier nicht erſt auszuzeichnen; zuerſt, weil ſolche Köpfe für ſich ſelbſt die Gegenſtände finden, die für ſie gemacht ſind; zweitens, weil faſt jede Wiſſenſchaft ſo viel verſchiedene Seiten hat, daß man eben ſo viel verſchiedene Köpfe braucht, um ſie anzubauen. — Nur bei der Wahl der Wiſſenſchaften iſt noch dies zu merken. Man ſuche den jungen Leuten einen wirklichen Begriff von denſelben beizubringen, ſo daß ſie im Ganzen (und ſo weit es, ohne ſie erlernt zu haben, möglich iſt) ohngefähr voraus ſehen können, was ſie darin zu erwarten haben, und ſtelle mit ihnen kleine Proben über die Sachen einer jeden Wiſſenſchaft an, in welchen man ſie über jede Gattung etwas verſuchen läßt, und dann auf diejenige, in welcher ſie das Beſte lieferten, ihre Neigungen zu leiten ſucht. Man bemühe ſich ferner, ſo viel möglich, den Eindruck zu zerſtören, den auf die erſten Jahre die äußern Blend-

werke eines jeden Standes gemacht haben, und lege dem jungen Menſchen, wenn man kann, ein getreues Gemälde von dem menſchlichen Leben und den verſchiedenen Ständen deſſelben vor. Nichts iſt hierbei ſo wichtig, als ihn zu überzeugen, daß die Glückſeligkeit und das Elend beinahe allenthalben gleich, und faſt nirgends von dem Stande, ſondern durchaus von der Perſon abhängig ſey.

Die dritte Klaſſe, welche die ausübenden Gelehrten in ſich begreift, erfordert in der That oft weniger Gelehrſamkeit, als Klugheit und Witz. Die Merkmale von dieſen Fähigkeiten ſind alſo auch die Beſtimmung für die Praxis. Es iſt nichts gewöhnlicher, als Leute von wirklichem Verdienſte verachtet zu ſehen, blos weil ſie ſich nicht in den Plätzen befinden, wo ſie von ihren Gaben Gebrauch machen können.

5.

Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und des Schulmeiſters Bakel,

von Langbein.

„Ja, ja, wir gehen fehl! Das Ei
War klüger als die Henne.
Ich warnt' Ihn, doch Er blieb dabei,
Daß Er die Straße kenne.
O weh, die Nacht iſt ſchauerlich,
Nun, Bakel, rett' Er mich und ſich!“

„Hic haeret aqua, mein Herr Pfarr!
Ich weiß nicht mehr zu helfen;
Doch zittr' ich gar nicht, wie ein Narr,
Vor Räubern und vor Wölfen.
Horaz ſagt: purus ſceleris
Non eget Mauri jaculis.“ —

„O wär' Er doch und ſein Latein
Beim Styx, und ich — im Bette!
Er treibt wohl gar noch obendrein
Mit meiner Angſt Geſpötte?
Doch halt! In jenes Thales Schoos
Winkt uns ein Licht! gehn wir drauf los?" —

„Cur non, mi Domine? Es muß
Ja wohl ein Menſch dort wohnen.
Der Fürſt, mit Schwanz und Pferdefuß,
Wird da gewiß nicht thronen.
Hin, cito hin! Schon wittr' ich ſchier
Ein Gläschen gutes Magenbier." —

Dem Dorfſchulmeiſter folgt nun dreiſt
Sein Pfarr zum Lichtgefunkel.
Doch welcher ſchadenfrohe Geiſt
Hetzt ſie durch Nacht und Dunkel?
Sie machten mit dem Neckgeiſt, Wein,
Bei einem Schmaus ſich zu gemein.

Erreicht war bald die Hütt' im Thal.
Ein Mann in brauner Weſte
Empfing ein wenig kalt und kahl
Die ſpäten, ſchwarzen Gäſte.
„Den Herren fehlt ein Nachtquartier?
Das findet allenfalls ſich hier.

An Federbetten nur gebricht's.
Was helfen ſaure Mienen?
Ja, oder Nein! Ich kann mit nichts,
Als Stroh, die Herrn bedienen,
Das ſoll im obern Kämmerlein
Sogleich für ſie bereitet ſeyn." —

Der Pfarr ſah ſtill auf ſeinen Bauch,
Als wollt' er ihn befragen;

Wird dir, du fettes Schneckchen, auch
Das harte Stroh behagen?
Doch Bakel ſprach: „perfectum eſt
Sub ſole nil! Mach' Er das Neſt!"

Er ſagte ſo und es geſchah.
Der arme Paſtor Schmolke
Hing, weil er keinen Stutzbock ſah,
An's Fenſter ſeine Wolke,
Warf ſich auf die verhaßte Streu,
Und ſein Gefährte nebenbei.

Nur eine dünne Bretwand ſchied
Die Pilger von dem Wirthe,
Der itzt ein langes frommes Lied,
Nebſt ſeinem Weibe, ſchwirrte,
Den Abendſegen las, und dann
Noch dieſes Bettgeſpräch begann:

„Ja, Frau, ſobald der Morgen graut,
Will ich die Schwarzen ſchlachten.
Sie ſind, wenn man ſie recht beſchaut,
Viel fetter, als wir dachten.
Der eine Burſch iſt kugelrund,
Mir wäſſert ſchon nach ihm der Mund." —

Der Wirth, ein roher Fleiſcher, ſprach,
Mit Ehren zu vermelden,
Von ſeinen Schweinen; aber ach!
Wie zagten unſre Helden!
Sie ſtanden in dem tollen Wahn,
Die Rede geh ihr Leben an.

„Heh, Bakel, ſchläft Er? hört Er nicht,
Was in der Nebenſtube
Der Menſchenfreſſer von uns ſpricht?
Uh, eine Mördergrube

Iſt dies vermaledeite Haus.
Wär' ich lebendig nur heraus!" —

„Proh dolor! Doch wir ſtehen ja
Noch nicht in Charons Nachen;
Noch können viel convivia
Ihr Bäuchlein runder machen.
Sperr' oculos! Sehn Sie nicht hier
Ein Fenſter? Durch das ſpringen wir." —

„Ja, ſo ein leichter Flederwiſch,
Wie Er, kann das wohl wagen,
Und dennoch ſeinen Leichnam friſch
Und heil nach Hauſe tragen;
Ich aber ſtürzte, Gott erbarm'!
Stracks in des Todes offnen Arm." —

Die Bakelſche Beredſamkeit
Gab ſich noch nicht gefangen,
Und bombardirte lange Zeit
Mit Gründen auf den bangen
Verzagten Seelenhirten los,
Bis er zum Sprunge ſich entſchloß.

Nun war nur noch die Frage, wer
Den Vortanz wagen ſollte?
Sie ſtritten hin, ſie ſtritten her,
Weil lange Keiner wollte,
Bis endlich raſch der Pädagog
Voran herab in's Höfchen flog.

Er ſtürzte, Salva venia,
Auf einen Berg von Dünger.
Es lag ſich gar nicht unſanft da,
Auch ſchmerzt' ihn nicht ein Finger;
Doch fiel itzt, wie ein Felſenſtück,
Sein ſchwerer Freund ihm auf's Genick.

Nach Felſenſitte wich er auch
Kein Haar, trotz Bakels Fluchen.
Der mußte durch des Hügels Bauch
Sich einen Ausweg ſuchen.
Zum Stehen brachte Schmolken kaum
Ein aufgefundner Hebebaum.

Stockfinſter war's, in Strömen ſchoß
Der Regen von dem Dache,
Und vor der Hofthür lag ein Schloß;
Traun, eine ſchlimme Sache!
Denn fruchtlos war nun ihr Bemühn,
Dem Kannibalen zu entfliehn.

Sie machten ſich ſchon ganz bereit,
Der Welt Valet zu ſingen,
Und wünſchten nur, ihr Reſtchen Zeit
Im Trocknen hinzubringen.
Wer mäßig wünſcht, der wird erhört,
Wie täglich die Erfahrung lehrt.

Drum konnten auch die Herren bald
Sich eines Obdachs freuen.
Es war des Thieres Aufenthalt,
Das Moſes Kinder ſcheuen.
Nun weiß wohl jeder auf ein Haar,
Daß es das Haus der Schweine war.

Hurr! floh das wilde Rüſſelvieh
Durch's aufgemachte Pförtchen.
An ſeiner Statt bezogen ſie
Sein warmes Lagerörtchen.
Umarmten ſich, wie Brüder, fein
Und ſprachen Muth und Troſt ſich ein.

„Bedenk' Er, Freund, was iſt das Grab? —
Ein Thor zu beſſern Zonen,

Wo ruhen wird der Bettlerſtab
Vertraut bei Kaiſerkronen.
Dann bleibt er nicht mehr Famulus,
Der die Agenda tragen muß.“ —

„Ja, ſchön ſagt der Lateiner ſo:
Si hora mortis ruit,
Tunc is fit Irus jubito,
Qui modo Croeſus fuit.“ —
So ſprachen ſie die Nacht entlang,
Bis Morgenlicht in's Höfchen drang.

Itzt knarrte plötzlich eine Thür.
Der braune Menſchenfreſſer
Erſchien mit raſcher Mordbegier,
Und wetzte ſeine Meſſer.
„Heraus, ihr Schwarzen, friſch heraus!
Mit eurem Leben iſt es aus!“

Er greift hinein mit feſter Hand,
Um eine Sau zu holen;
Doch ſchnell, als hätt' er ſich verbrannt
An Bakels dicken Sohlen,
Fuhr er zurück, wie toll im Sinn,
Und ſchrie: „Der Teufel ſteckt darin!“

Den Ordensbrüdern ward nun ſo
Des Irrthums Staar geſtochen.
Ihr Hauswirth war nicht minder froh,
Als ſie dem Stall' entkrochen.
Das Abenteuer dieſer Nacht
Ward itzt aus Herzensgrund belacht.

Beim Abſchied ſchwur das Kleeblatt zwar,
Den Spaß nicht zu verrathen;
Doch bat ich jüngſt den leckern Pfarr
Auf einen Wildpretsbraten;

Drob freute ſich ſo ſein Gemüth,
Daß er die Schnurre mir verrieth.

6.

Wie ſich der Begriff von Gottheiten in der menſchlichen Seele in den früheſten Zeiten gebildet habe,

von Wieland.

Zwei unverträglich ſcheinende Eigenſchaften unſrer Natur vereinigen ſich, die Idee von dem, was man Dämonen oder Götter nennt, in unſrer Seele zu erzeugen: auf der einen Seite, ein angeborner inſtinctmäßiger Drang, uns über dieſe ſichtbare Welt, den für unſern Geiſt allzu engen Kreis der Sinne, Bedürfniſſe und Leidenſchaften, in's Unendliche empor zu ſchwingen; auf der andern, die Unmöglichkeit, jemals, wenigſtens in dieſem Erdenleben, aus den Schranken heraus zu kommen, die unſrer Vorſtellungsart von innen und außen geſetzt ſind.

Nichts von allem, was wir ſehen und hören, und keiner von den angenehmſten Eindrücken, womit dieſe Erſcheinungen in unſerm Innern verbunden ſind, kann jenem wunderbaren Triebe genug thun. Nichts erſcheint uns ſo ſchön, ſo groß, ſo vortrefflich in ſeiner Art, daß wir nicht etwas noch Schöneres, Größeres und Vortrefflicheres in dieſer Art denken könnten, oder, oft ſogar wider unſern Willen, ahnen müßten. Wenn es auch einige Gegenſtände und Gefühle gibt, die unſre ganze Seele auszufüllen und zu befriedigen ſcheinen; ſo iſt es doch in der That nur im unmittelbaren Augenblicke des Genuſſes. Dieſer iſt kaum vorüber; ſo dehnt ſich die von ihm zuſammen gedrückte Einbildung, mit ihrer ganzen Schnellkraft, wieder aus, und was unübertreff-

lich ſchien, dient ihr jetzt blos zur Springfeder, um ſich zur Idee einer noch höhern Vollkommenheit zu erheben, wovon ſich ein mehr oder weniger täuſchendes Bild in ihrem Zauberſpiegel darſtellt.

Dieſe Ungenügſamkeit unſers Geiſtes mit dem, was uns die Welt der Erſcheinungen und Täuſchungen, welche man ſich irriger Weiſe als die wirkliche vorzuſtellen gewohnt iſt, darbietet, erſtreckt ſich nicht allein auf alle einzelne Gegenſtände der Natur für ſich, oder blos in ihrem beſondern Verhältniß gegen uns betrachtet; auch der Zuſammenhang und die Ordnung dieſer Dinge, es ſey nun, daß wir ſie als Theile eines Ganzen, oder als Wirkungen gewiſſer Urſachen, oder als Mittel zu gewiſſen Zwecken betrachten, vermag uns, aus eben demſelben Grunde, nie mehr als eine vorübergehende Befriedigung zu geben. Immer fehlt etwas darin, was wir wünſchen; immer finden wir irgend eine Erwartung getäuſcht; alles ſollte ſich, meinen wir, beſſer ſchicken und in einander fügen, alles leichter und ſchneller zum Zwecke eilen, reiner zuſammen klingen, kurz, ſchöner und vollkommner ſeyn, als es nach unſerm Maßſtabe iſt. — Daher dieſe lieblichen Träume der Dichter und Philoſophen von einem goldnen Weltalter, von Götter- und Heldenzeiten, von Unſchuldswelten und platoniſchen Republiken, womit die Menſchen ſich von jeher ſo gern haben einwiegen laſſen, und die, ſo oft man ſie im Ernſt zur Wirklichkeit bringen wollte, allemal ſo viel Unheil angerichtet haben.

Es iſt ein wunderbares Etwas in uns, die Dinge außer uns als bloßen Stoff zu behandeln, und ſich unaufhörlich beſchäftigt, Welten nach ſeinem eignen Entwurfe und zu ſeinem eignen Zwecke daraus hervor zu rufen. Aber auch dann, wenn es, von der vergeblichen Arbeit ermüdet, ſeine Schöpfungskraft ruhen

läßt, und das Göttliche in der Natur anerkennt, aber nun mit gleicher Vermeſſenheit in ihr Geheimniß einzudringen, und die innere Beſchaffenheit, die wirkenden Urſachen und den wahren Zuſammenhang der Dinge zu erforſchen ſtrebt, wird es durch eine unwiderſtehliche Nothwendigkeit immer wieder in ſich ſelbſt zurückgezogen; wo es ſich nach dem hartnäckigſten Herumtreiben in den Gewinden und Irrgängen der Speculation, immer wieder auf der alten Stelle findet, unvermögend ſich von ſeinem Ich loszuwinden, und wider Willen genöthigt, immer ſich ſelbſt zum Maße, Muſter und Urbilde der Weſen, die ein undurchdringlicher Schleier ihm verbirgt, zu nehmen.

Dieſe Nothwendigkeit iſt es denn, was in jenem jugendlichen Alter der Welt, als der menſchliche Geiſt, aus der Betäubung der Kindheit erwachend, ſeine ihm ſelbſt noch unbekannten Kräfte zu verſuchen und zu entwickeln anfing, den Dämonen, als unſichtbaren Bildnern, Bewegern und Beſchützern der ſichtbaren Dinge, in ſeiner Ideenwelt das Daſeyn gab. Denn da es ihm eben ſo unmöglich war, an einem dummen thieriſchen Anſtaunen der Natur ſich genügen zu laſſen, als ſich die Erſcheinungen derſelben aus den Urſachen, die zunächſt in die Sinne fallen, zu erklären; wie hätte es ſich anders helfen können, als den Grund dieſer Erſcheinungen in dem Willen und der Macht gewiſſer unſichtbarer Weſen zu finden, die er ſich auf eben dieſe Weiſe als die Werkmeiſter derſelben vorſtellte, wie er ſich bewußt war, Urheber der Werke ſeiner eignen Hände zu ſeyn?

Aber mit unſichtbaren Dämonen können ſich die Menſchen nicht behelfen. Auch das Unſichtbare muß ihnen, wenn es Etwas für ſie ſeyn ſoll, ſichtbar werden können; muß eine Geſtalt bekommen, ohne welche es

weder ihrer Einbildungskraft erſcheinen kann, noch ihrem Verſtande denkbar iſt. Wenn alſo die Dämonen, die man ſich als Beweger der Natur und Beſchützer der Menſchen vorſtellte, eine Geſtalt haben mußten; ſo konnten ſie ſchicklicher Weiſe unter keiner andern, als der edelſten und vollkommenſten aller Geſtalten gedacht werden; und wo in der ganzen Natur hätte der Menſch eine ſchönere, edlere, vollkommnere, als ſeine eigene gefunden? Auch würden alle Verſuche, ſich z. B. den Vater der Götter und Menſchen unter einer andern, als der menſchlichen Form vorzuſtellen, ewig fruchtlos bleiben. Zwar kann und ſoll der Dichter und der bildende Künſtler, um uns würdige Göttergeſtalten zu zeigen, die Menſchen, die er zu Modellen zu nehmen genöthigt iſt, von allen der Einzelnheit anklebenden Mängeln befreien. Er kann und ſoll ſie in ihrer reinſten Schönheit denken, und ſie größer, edler und kraftvoller darſtellen, als vielleicht jemals ein wirklicher Menſch geweſen iſt. Er kann die Blüthe der Jugend mit der Reife des vollendeten Alters in ihren Formen vereinigen; kann ſie mit Ambroſia nähren, in ätheriſchen Schimmer kleiden, durch himmliſche Wohlgerüche und einen leichtern als menſchlichen Gang als Weſen höherer Art ſich ankündigen laſſen: aber nichts deſto weniger werden ſeine Götter, ſobald er ſie erſcheinen läßt, zu dem, was ſie in ſeiner eignen Einbildung zu ſeyn genöthigt ſind, zu Menſchen.

Eben darum finden wir auch, daß die Vorſtellungen von den Göttern mit der Kultur immer gleichen Schritt gehalten haben. Die homeriſchen Götter ſind noch eben ſo roh, als ſeine Menſchen, und daher auch eben denſelben Bedürfniſſen und Leidenſchaften unterworfen. Homer, wie gewaltig auch ſeine Dichtungskraft war, konnte ſo wenig über die Schranken der

Menſchheit, als über ſeine eignen hinausgehen. Seine Götter waren alles, wozu ſie ein Geiſt, wie der ſeinige, in einem Zeitalter, wie das ſeinige, machen konnte. Fünfhundert Jahre ſpäter würde ein Dichter von gleich mächtigem Geiſte uns ſchwerlich ein majeſtätiſcheres Bild des Vaters der Götter auf ſeinem Throne haben geben können, als jenes, das die Seele des großen Phidias mit der Idee des olympiſchen Jupiters ſchwängerte; aber gewiß hätte ſich ein Dichter aus der Zeit des Phidias nicht einfallen laſſen, ſeinem Jupiter ſo große Schmähungen und ſo cyklopenmäßige Drohungen gegen die Königin der Götter in den Mund zu legen, wie ſich der homeriſche im Angeſichte des ganzen Himmels erlaubt. Die Götter Homers ſchimpfen einander, wenn ſie aufgebracht ſind, eben ſo ungezogen, als ſeine Helden; und ſeine Helden ſprechen mit den Unſterblichen in einem Tone, als ob ſie recht gut wüßten, daß ſie mit ihres Gleichen ſprächen.

7.

Troſt des ewigen Lebens,

von Gellert.

Nach einer Prüfung kurzer Tage
Erwartet uns die Ewigkeit.
Dort, dort verwandelt ſich die Klage
In göttliche Zufriedenheit.
Hier übt die Tugend ihren Fleiß,
Und jene Welt reicht ihr den Preis.

Wahr iſt's, der Fromme ſchmeckt auf Erden
Schon manchen ſel'gen Augenblick;
Doch alle Freuden, die ihm werden,
Sind ihm ein unvollkommnes Glück.

Er bleibt ein Menſch, und ſeine Ruh
Nimmt in der Seele ab und zu.

Bald ſtören ihn des Körpers Schmerzen,
Bald das Geräuſche dieſer Welt;
Bald kämpft in ſeinem eignen Herzen
Ein Feind, der öfter ſiegt, als fällt;
Bald ſinkt er durch des Nächſten Schuld
In Kummer und in Ungeduld.

Hier, wo die Tugend öfters leidet,
Das Laſter öfters glücklich iſt,
Wo man den Glücklichen beneidet,
Und des Bekümmerten vergißt;
Hier kann der Menſch nie frei von Pein,
Nie frei von eigner Schwachheit ſeyn.

Hier ſuch' ich's nur, dort werd' ich's finden;
Dort werd' ich, heilig und verklärt,
Der Tugend ganzen Werth empfinden,
Den unausſprechlich großen Werth;
Den Gott der Liebe werd' ich ſehn,
Ihn lieben, ewig ihn erhöhn.

Da werd' ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel ſah;
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforſchlich hier geſchah;
Da denkt mein Geiſt mit Preis und Dank
Die Schickung im Zuſammenhang.

Da werd' ich in der Engel Schaaren
Mit ihnen gleich und heilig ſehn,
Das nie geſtörte Glück erfahren,
Mit Frommen ſtets fromm umzugehn.
Da wird durch jeden Augenblick
Ihr Heil mein Heil, mein Glück ihr Glück.

Da werd' ich dem den Dank bezahlen,
Der Gottes Weg mich gehen hieß,
Und ihn zu Millionenmalen
Noch ſegnen, daß er mir ihn wies;
Da find' ich in des Höchſten Hand
Den Freund, den ich auf Erden fand.

Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
„Heil ſey dir, denn du haſt mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du!"
O Gott, wie muß das Glück erfreun,
Der Retter einer Seele ſeyn!

Was ſeyd ihr, Leiden dieſer Erden,
Doch gegen jene Herrlichkeit,
Die offenbart an uns ſoll werden,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit?
Wie nichts, wie gar nichts gegen ſie,
Iſt doch ein Augenblick voll Müh!

8.

Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen,

von Jean Paul Friedrich Richter.

Ein alter Menſch ſtand in der Neujahrsmitternacht am Fenſter und ſchaute mit dem Blicke einer bangen Verzweiflung auf zum unbeweglichen ewig blühenden Himmel, und herab auf die ſtille, reine, weiße Erde, worauf jetzt niemand ſo freuden- und ſchlaflos war, als er. Denn ſein Grab ſtand nahe bei ihm; es war blos vom Schnee des Alters, nicht vom Grün der Jugend verdeckt, und er brachte aus dem ganzen reichen Leben nichts mit als Irrthümer, Sünden und Krankheiten, einen verheerten Körper, eine verödete Seele, die Bruſt

voll Gift und ein Alter von Reue. Seine ſchönen Jugendtage wandten ſich heute als Geſpenſter um, und zogen ihn wieder vor den holden Morgen hin, wo ihn ſein Vater zuerſt auf den Scheideweg des Lebens geſtellt hatte, der rechts auf der Sonnenbahn der Tugend in ein weites ruhiges Land voll Licht und Ernten und voll Engel bringt, und welcher links in die Maulwurfsgänge des Laſters hinabzieht, in eine ſchwarze Höhle voll heruntertropfenden Giftes, voll zielender Schlangen, und finſterer, ſchwüler Dämpfe.

Ach die Schlangen hingen um ſeine Bruſt und die Gifttropfen auf ſeiner Zunge, und er wußte nun, wo er war!

Sinnlos und mit unausſprechlichem Grame rief er zum Himmel hinauf: Gib mir die Jugend wieder! O Vater, ſtelle mich auf den Scheideweg wieder, damit ich anders wähle.

Aber ſein Vater und ſeine Jugend waren längſt dahin. Er ſah Irrlichter auf Sümpfen tanzen und auf dem Gottesacker erlöſchen, und er ſagte: es ſind meine thörichten Tage! — Er ſah einen Stern aus dem Himmel fliehen, und im Falle ſchimmern und auf der Erde zerrinnen: „Das bin ich" ſagte ſein blutendes Herz, und die Schlangenzähne der Reue gruben darin in den Wunden weiter.

Die lodernde Phantaſie zeigte ihm fliehende Nachtwandler auf den Dächern, und die Windmühle hob drohend ihre Arme zum Zerſchlagen auf, und eine im leeren Todtenhauſe zurückgebliebene Larve nahm allmählig ſeine Züge an.

Mitten in den Krampf floß plötzlich die Muſik für das Neujahr vom Thurme hernieder, wie ferner Kirchengeſang. Er wurde ſanfter bewegt. — Er ſchaute um den Horizont herum und über die weite Erde, und

er dachte an ſeine Jugendfreunde, die nun, glücklicher und beſſer als er, Lehrer der Erde, Väter glücklicher Kinder und geſegneter Menſchen waren, und er ſagte: O ich könnte auch, wie ihr, dieſe erſte Nacht mit trocknen Augen verſchlummern, wenn ich gewollt hätte! — Ach ich könnte glücklich ſeyn, ihr theuren Aeltern, wenn ich eure Neujahrswünſche und Lehren erfüllt hätte!

Im fieberhaften Erinnern an ſeine Jünglingszeit kam es ihm vor, als richte ſich die Larve mit ſeinen Zügen im Todtenhauſe auf; endlich wurde ſie durch den Aberglauben, der in der Neujahrsnacht Geiſter der Zukunft erblickt, zu einem lebendigen Jünglinge.

Er konnte es nicht mehr ſehen; — er verhüllte das Auge; — tauſend heiße Thränen ſtrömten verſiegend in den Schnee; — er ſeufzte nur noch leiſe, troſtlos und ſinnlos: „Komme nur wieder, Jugend, komme wieder!"

— — **Und ſie kam wieder; denn er hatte nur in der Neujahrsnacht ſo fürchterlich geträumt. Er war noch ein Jüngling; nur ſeine Verirrungen waren kein Traum geweſen.** Aber er dankte Gott, daß er, noch jung, in den ſchmutzigen Gängen des Laſters umkehren, und ſich auf die Sonnenbahn zurück begeben konnte, die in's reiche Land der Ernten leitet.

Kehre mit ihm, junger Leſer, um, wenn du auf ſeinem Irrwege ſteheſt! Dieſer ſchreckende Traum wird künftig dein Richter werden; aber wenn du einſt jammervoll rufen würdeſt: Komme wieder, ſchöne Jugend; — ſo würde ſie nicht wiederkommen! —

9.

Geſellſchaftslied,

von Kotzebue.

Es kann ſchon nicht alles ſo bleiben,
Hier unter dem wechſelnden Mond.
Es blüht eine Zeit, und verwelket,
Was mit uns die Erde bewohnt.

Es haben viel fröhliche Menſchen
Lang vor uns gelebt und gelacht;
Den Ruhenden unter dem Graſe
Sey fröhlich ein Becher gebracht.

Es werden viel fröhliche Menſchen
Lang nach uns des Lebens ſich freun;
Uns Ruhenden unter dem Graſe
Den Becher der Fröhlichkeit weihn.

Wir ſitzen ſo fröhlich beiſammen,
Wir haben uns Alle ſo lieb,
Wir heitern einander das Leben;
Ach, wenn es doch immer ſo blieb!

Doch, weil es nicht immer kann bleiben,
So haltet die Freude recht feſt;
Wer weiß denn, wie bald uns zerſtreuet
Das Schickſal nach Oſt und nach Weſt!

Doch ſind wir auch fern von einander,
So bleiben die Herzen ſich nah,
Und alle, ja alle wird's freuen,
Wenn Einem was Gutes geſchah.

Und kommen wir wieder zuſammen
Auf wechſelnder Lebensbahn;
So knüpfen an's fröhliche Ende
Den fröhlichen Anfang wir an.

10.

Die ſeltſamen Menſchen,

von Lichtwer.

Ein Mann, der in der Welt ſich trefflich umgeſehn,
Kam endlich heim von ſeiner Reiſe.
Die Freunde liefen ſchaarenweiſe,
Und grüßten ihren Freund. So pflegt es zu geſchehn.
Da hieß es allemal: Uns freut von ganzer Seele
Dich hier zu ſehn: und nun: Erzähle! —
Was ward da nicht erzählt! — Hört, ſprach er einſt, ihr wißt,
Wie weit von unſrer Stadt zu den Huronen iſt.
Eilfhundert Meilen hinter ihnen
Sind Menſchen, die mir ſeltſam ſchienen.
Sie ſitzen oft bis in die Nacht
Beiſammen feſt auf einer Stelle,
Und denken nicht an Gott und Hölle.
Da wird kein Tiſch gedeckt; kein Mund wird naß gemacht.
Es könnten um ſie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe ſtehn, ſollt' auch der Himmel ſchon
Mit Krachen ſeinen Einfall drohn,
Sie blieben ungeſtöret ſitzen;
Denn ſie ſind taub und ſtumm. Doch läßt ſich dann und wann
Ein halbgebrochner Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zuſammen hängt, und wenig ſagen kann.
Ob ſie die Augen ſchon darüber oft verkehren.
Man ſah mich oft erſtaunt zu ihrer Seite ſtehen;
Denn, wenn dergleichen Ding geſchieht,

So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute ſitzen ſieht.
Glaubt, Brüder, daß mir nie die gräßlichen Geberden,
Aus dem Gemüthe kommen werden,
Die ich an ihnen ſah. Verzweiflung, Raſerei,
Boshafte Freud' und Angſt dabei,
Die wechſelten in den Geſichtern.
Sie ſchienen mir, das ſchwör' ich euch,
An Wuth den Furien, an Ernſt den Höllenrichtern,
An Angſt den Miſſethätern gleich. —
Allein, was iſt ihr Zweck? ſo fragten hier die Freunde.
Vielleicht beſorgen ſie die Wohlfahrt der Gemeinde? —
Ach nein, — — So ſuchen ſie der Weiſen Stein?
— — Ihr irrt! —
So wollen ſie des Cirkels Viereck finden? —
Nein! So bereu'n ſie alte Sünden? —
Das iſt es alles nicht. — — So ſind ſie gar verwirrt,
Wenn ſie nicht hören, reden, fühlen,
Noch ſehn; was thun ſie denn? — — Sie ſpielen!

11.

Das Johanniswürmchen,

von Pfeffel.

Ein Johanniswürmchen ſaß,
Seines Demantſcheins
Unbewußt, im weichen Gras
Eines Bardenhains.

Leiſe ſchlich aus faulem Moos
Sich ein Ungethüm,
Eine Kröte, her und ſchoß
All ihr Gift nach ihm.

Ach, was hab' ich dir gethan?
Rief der Wurm ihr zu.
Ei, fuhr ihn das Unthier an,
Warum glänzeſt du?

13.

Die zwei Hunde,

von Pfeffel.

Ein Junker hielt ſich ein Paar Hunde;
Es war ein Pudel und ſein Sohn.
Der junge, Namens Pantalon,
Vertrieb dem Herrchen manche Stunde.
Er konnte tanzen, Wache ſtehn,
Den Karren ziehn, in's Waſſer gehn,
Und alles dieſes aus dem Grunde.
Der ſchlaue Fritz, des Jägers Kind,
War Lehrer unſers Hunds geweſen,
Und dieſer lernte ſo geſchwind,
Als mancher Knabe kaum das Leſen.
Einſt fiel dem kleinen Junker ein,
Es müßte doch viel leichter ſeyn,
Den alten Hund gelehrt zu machen. —
Herr Schnurr war ſonſt ein gutes Vieh,
Doch ſeine Herrſchaft zog ihn nie
Zu ſolchen hochſtudirten Sachen;
Er konnte blos das Haus bewachen.
Der Knabe nimmt ihn vor die Hand,
Und ſtellt ihn aufrecht an die Wand;
Allein der Hund fällt immer wieder
Auf ſeine Vorderfüße nieder.
Itzt ruft man endlich unſern Fritz;
Auch der erſchöpfet ſeinen Witz:
Umſonſt, es will ihm nicht gelingen,

Den alten Schüler zu bezwingen.
Vielleicht, ſpricht Fritze, hilft der Stock;
Er bringt ihn, und man prügelt Schnurren,
Noch bleibt er ſteifer, als ein Bock,
Und endlich fängt er an zu murren.
„Was wollt ihr? ſprach der arme Tropf;
Ihr werdet meinen grauen Kopf
Doch nimmermehr zum Doctor ſchlagen;
Geht, werdet durch mein Beiſpiel klug;
Ihr Kinder, lernet itzt genug,
Ihr lernt nichts mehr in alten Tagen.“

13.

Frühzeitige Inoculation des Alters, von Hufeland.

Ganz kann das Alter nicht verhütet werden. Die Frage iſt nur: Steht es nicht in unſrer Gewalt, es früher oder ſpäter herbei zu rufen? Und dies iſt denn leider nur zu gewiß. Die neueſten Zeiten liefern uns erſtaunliche Beiſpiele von der Möglichkeit, das Alter frühzeitig zu bewirken, und überhaupt die Perioden des Lebens weit ſchneller auf einander folgen zu laſſen. Wir ſehen itzt (in großen Städten beſonders) Menſchen, welche im achten Jahre mannbar ſind, im ſechszehnten ohngefähr den höchſten Punct ihrer möglichſten Vollkommenheit erreicht haben, im zwanzigſten ſchon mit allen den Schwächlichkeiten kämpfen, die ein Beweis ſind, daß es wieder bergein gehet, und im dreißigſten Jahre das vollkommenſte Bild eines abgelebten Greiſes darſtellen, Runzeln, Trockenheit und Steifigkeit der Gelenke, Krümmung des Rückgrads, Mangel an Sehkraft und Gedächtniß, graue Haare und zitternde Stimme.

Man kann alſo wirklich die Beſchleunigung der Entwickelungsperioden und des Alters, die im heißen Klima natürlich geſchieht, auch in unſerm Klima durch die Kunſt nachmachen. Die zuverläſſigſten Mittel, dies auf's vollkommenſte zu erreichen, ſind folgende. Es iſt oft ſehr gut, ſolche Vorſchriften zu wiſſen, um das Gegentheil deſto eher thun zu können. Und ſo enthalten ſie zugleich das Recept zu einer recht lange dauernden Jugend. Man braucht ſich nur in allen Stücken ganz entgegengeſetzt zu betragen. Alſo:

1) man ſuche die Mannbarkeit durch alle phyſiſche und moraliſche Künſteleien bald möglichſt zu entwickeln, und verſchwende die Zeugungskräfte ſo ſehr als möglich.

2) Man fange recht frühzeitig an, ſich die ſtärkſten Strapazen zuzumuthen. Forcirte Courierritte von mehrern Tagen, anhaltendes Tanzen, durchwachte Nächte und Abkürzung aller Ruhe, werden dazu die beſten Dienſte thun. Man erreicht dadurch eine doppelte Abſicht; einmal die Lebenskräfte recht ſchnell zu erſchöpfen, und dann die Faſern recht bald hart und ſpröde zu machen.

3) Man trinke recht fleißig Wein und Liqueurs; eins der Hauptmittel, um den Körper auszutrocknen und zuſammen zu runzeln.

4) Alle Arten von heftigen Leidenſchaften werden eben die Wirkung thun, und die Kraft der hitzigen Getränke verſtärken.

5) Hauptſächlich ſind Kummer, Sorgen und Furcht außerordentlich geſchickt, den Charakter des Alters recht bald herbei zu führen. Man hat Beiſpiele, daß Menſchen in einer Nacht, welche ſie unter dem höchſten Grade von Furcht und Seelenangſt zugebracht hatten, graue Haare bekom-

men haben. — Nun ſollte man freilich glauben, es gehörten auch wirkliche Veranlaſſungen dazu, ſolche Affecten rege zu machen; aber es gibt Menſchen, welche die Kunſt meiſterhaft verſtehen, wenn ihnen das Schickſal keinen Kummer macht, ſich ſelbſt welchen zu machen, alles in einem dunkeln Lichte zu ſehen, jedem Menſchen etwas Uebels zuzutrauen, und in jeder unbedeutenden Begebenheit reichen Stoff zu Sorgen zu finden.

6) Und zuletzt gehört hierher das zu weit getriebene oder wenigſtens falſch verſtandene Syſtem der Abhärtung durch Kälte, häufig kalte und lange fortgeſetzte Bäder in Eiswaſſer u. ſ. w. Es kann nichts geſchickter ſeyn, den Charakter des Alters zu bewirken, als eben dies.

Aber nicht genug, daß man itzt ſchon in einer Zeit zum Alter gelangt, wo unſre Vorfahren noch Jünglinge waren; man iſt leider noch weiter gekommen. Man hat ſogar die Kunſt erfunden, die Kinder ſchon als Greiſe auf die Welt kommen zu laſſen. Ich habe einigemal ſolche Erſcheinungen geſehen; runzelicht, mit den markirteſten Geſichtszügen des Alters treten ſie auf den Schauplatz dieſer Welt, und nach ein Paar Wochen, die ſie unter Wimmern und Elend zugebracht haben, beſchließen ſie ihr Greiſenleben, oder vielmehr, ſie fingen es mit dem Beſchluſſe an. Ich ziehe den Vorhang über dieſe ſchrecklichen Producte der ausſchweifenden Lebensart der Aeltern, die mir gerade ſo vorkommt, als die Sünden der Aeltern perſonificirt.

14.

Allgemeine Bemerkungen und Vorſchriften über den Umgang mit Menſchen,

von Knigge.

Jeder Menſch gilt in dieſer Welt nur ſo viel, als er ſich ſelbſt gelten macht. Das iſt ein goldner Spruch; ein reiches Thema zu einem Folianten, ein Satz, deſſen Wahrheit auf die Erfahrung aller Zeitalter geſtützt iſt. Dieſe Erfahrung macht den frechen Halbgelehrten ſo dreiſt, über Dinge zu entſcheiden, wovon er nicht früher, als eine Stunde vorher, das erſte Wort geleſen oder gehört hat; aber ſo zu entſcheiden, daß ſelbſt der anweſende beſcheidne Literator es nicht wagt, zu widerſprechen. Dieſe Erfahrung iſt es, durch welche der empordringende Dummkopf ſich zu den erſten Stellen im Staate hinauf arbeitet, die verdienſtvollſten Männer zu Boden tritt, und niemand ſich findet, der ihn in ſeine Schranken zurück wieſe. Sie iſt es, durch welche ſich die unbrauchbarſten, ſchiefſten Genies, Menſchen ohne Talent und Kenntniſſe, bei den Großen der Erde unentbehrlich zu machen verſtehen. Dieſe Erfahrung gibt dem vornehmen Bankerottirer, der Geld borgen will und nie wieder bezahlen kann, den Muth, das Anlehn in ſolchen Ausdrücken zu fordern, daß der reiche Wucherer es für Ehre hält, ſich von ihm betrügen zu laſſen.

Doch ſollte jener Satz: daß jedermann nicht mehr und nicht weniger gelte, als er ſich ſelbſt gelten macht, uns gar nichts werth ſeyn? – Ja, er kann uns lehren, nie ohne Noth und Beruf unſre ökonomiſchen, phyſikaliſchen, moraliſchen und intellectuellen Schwächen aufzudecken. Ohne alſo ſich zur Prahlerei und zu niederträchtigen Lügen herab zu laſſen, ſoll man doch nicht die Gelegenheit verabſäumen, ſich von ſeiner vortheil-

haften Seite zu zeigen. Dies darf aber nicht auf eine grobe, gar zu merkliche, eitle und auffallende Weiſe geſchehen, denn ſonſt verlieren wir vielmehr dadurch; ſondern man muß die Menſchen nur muthmaßen, ſie ſelbſt darauf kommen laſſen, daß doch wohl etwas mehr hinter uns ſtecke, als bei dem erſten Anblicke hervor ſchimmert.

Zeige dich alſo mit einem gewiſſen beſcheidnen Bewußtſeyn innerer Würde, und vor allen Dingen mit dem auf deiner Stirne ſtrahlenden Bewußtſeyn der Wahrheit und Redlichkeit! Zeige Vernunft und Kenntniſſe, wo du Veranlaſſung dazu haſt; nicht ſo viel, um Neid zu erregen und Forderungen anzukündigen; nicht ſo wenig, um überſehen und überſchrieen zu werden. Mache dich rar, ohne daß man dich weder für einen Sonderling, noch für ſcheu, noch für hochmüthig halte!

Strebe nach Vollkommenheit; aber nicht nach dem Scheine der Vollkommenheit und Unfehlbarkeit. Die Menſchen beurtheilen und richten dich nach dem Maßſtabe deiner Forderungen, und ſie ſind noch billig, wenn ſie nur das thun, wenn ſie dir nicht Forderungen aufbürden. Dann heißt es, wenn du auch nur des geringſten Fehlers dich ſchuldig machſt: „einem ſolchen Manne iſt das gar nicht zu verzeihen;" und da die Schwachen ſich ohnehin ein Feſt daraus machen, an einem Menſchen, der ſie verdunkelt, Mängel zu entdecken, ſo wird dir ein einziger Fehler höher angerechnet, als Andern ein ganzes Regiſter von Bosheiten und Pinſeleien.

Sey aber nicht gar zu ſehr ein Sclave der Meinungen Anderer von dir! Sey ſelbſtſtändig! Was kümmert dich am Ende das Urtheil der ganzen Welt, wenn du thuſt, was du ſollſt?

Vor allen Dingen wache über dich, daß du nie die innere Zuverſicht zu dir ſelber, das Ver-

trauen auf Gott, auf gute Menſchen und auf das Schickſal verlierſt.

Schreibe aber auch nie auf deine Rechnung das, wovon Andern das Verdienſt gebührt. Wenn man dir, aus Achtung gegen einen edlen Mann, dem du angehörſt, Vorzug oder Höflichkeit beweiſet; ſo brüſte dich damit nicht, ſondern ſey beſcheiden genug, zu fühlen, daß dies alles vielleicht wegfallen würde, wenn du einzeln aufträteſt.

Fehlt dir etwas; haſt du Kummer, Unglück; leideſt du Mangel; reichen Vernunft, Grundſätze und guter Wille nicht zu; ſo klage dein Leid, deine Schwäche niemand, als dem, der helfen kann. Wenige helfen tragen; faſt Alle erſchweren die Bürde; ja ſehr Viele treten einen Schritt zurück, ſobald ſie ſehen, daß dich das Glück nicht anlächelt. Sobald ſie aber gar annehmen, daß du ganz ohne Hülfsquellen biſt, daß du niemand haſt, der ſich deiner annimmt; ſo rechne auf Keinen mehr. Wer hat den Muth, einzig und feſt als die Stütze des von aller Welt Verlaßnen öffentlich aufzutreten? Wer hat den Muth, zu ſagen: „Ich kenne den Mann; er iſt mein Freund; er iſt mehr werth, als ihr alle, die ihr ihn ſchmähet!“

Rühme aber auch nicht zu laut deine glückliche Lage. Krame nicht zu glänzend deine Pracht, deinen Reichthum, deine Talente aus! Die Menſchen vertragen ſelten ein ſolches Uebergewicht ohne Murren und Neid! Hüte dich zu groß zu werden in deiner Brüder Augen; auch fordert jeder zu viel von dir, und eine einzige abgeſchlagene Wohlthat macht tauſend wirklich erzeigte in einem Augenblicke vergeſſen.

Enthülle nie auf unedle Art die Schwächen deiner Nebenmenſchen, um dich zu erheben! Ziehe nicht ihre

Fehler und Verirrungen an das Licht, um auf ihre Unkoſten zu ſchimmern!

Suche weniger ſelbſt zu glänzen, als andern Gelegenheit zu geben, ſich von vortheilhaften Seiten zu zeigen, wenn du gelobt werden und gefallen willſt. Die wenigſten Menſchen ertragen ein Uebergewicht von andern. Lieber verzeihen ſie uns eine zweideutige Handlung, ja ein Verbrechen, als eine That, durch welche wir ſie verdunkeln. Doch, wenn du fern von ihnen, außer ihrem Wirkungskreiſe ſteheſt; dann vielleicht laſſen ſie dir Gerechtigkeit wiederfahren.

15.

Aus einer poetiſchen Epiſtel an Roſalia, von Tiedge.

— — O Freundin, glaub' an dieſe Lehre;
Die Tugend iſt ſich gleich. Du biſt
So groß, ſo gut in deiner Sphäre,
Wenn du ſie bis zur kleinſten Leere
Ganz ausfüllſt, wie der Seraph iſt,
Der freilich eine größre Sphäre,
Jedoch mit Sonnenflügeln mißt. —
Halbherzigkeit iſt augenblicklich,
Iſt nur ein Ton, nicht Melodie:
Nicht eine Tugend, Harmonie
Der Tugenden macht glücklich.
Hier liegt die Kunſt, die jeder nennt,
Die hochgeprieſne Kunſt, zu leben.
Das Leben iſt ein Inſtrument,
Von Gott uns in die Hand gegeben;
Von ihm zu Wahrheit und Verſtand
Ganz rein geſtimmt: nur, Harmonieen
Für Geiſt und Herz daraus zu ziehen,

Das überließ er unſrer Hand.
Da leiert freilich mancher Stümper
An Geiſt und Herzen unſerm Ohr
Sein unmelodiſches Geklimper
Nicht ohne eignes Bravo! vor.
Wie lieblich hallt aus Griechenland
Die edle Harmonie herüber,
Die Sophroniskus Sohn verſtand!
Wie, Freundin, oder hörſt du lieber
Den Mann von Nazareth, den Mann,
Der für die Tugend ſtarb? Wohlan!
Ich folge dir zur Felſenhöhle,
Wo dieſer Göttermuth entſchlief,
Der aus der größten Menſchenſeele
Der Tugend Harmonieen rief,
Ein Leben rief, das durch die Stürme
Des Schickſals ſo harmoniſch floß,
So friedlich, wie es in dem Schirme
Der Zöllnerhütte ſich ergoß.
Ein Geiſt, ſo hell, ein Herz, vom Staube
Der Pilgerſchaft ſo unbeſtreut,
Vereinen ſich zur Göttlichkeit,
An die ich voller Rührung glaube.
Und dieſer Geiſt, der ſich geweiht
Im Lebensſtrahl der Wahrheit ſonnte,
Iſt ein Geſtirn, das hell und ſchön
Hervor tritt, um am Horizonte
Der Menſchheit herrlich aufzugehn.
Der edle Mann lebt nie vergebens;
Er geht einſt, hemmt ſich hier ſein Lauf,
Nach Sonnenuntergang des Lebens, —
Als ein Geſtirn der Nachwelt auf.
O blicke zu dem Mann des Strebens,
Mit ſtiller Andacht blick' hinauf!

Wir ſehn ihn unter ſeinen Freunden,
Ganz Friede, tragende Geduld;
Dort ſteht er mitten unter Feinden,
Groß, wie der Sieg, ſanft, wie die Huld.
Hier predigt er. Mit welcher Weihung
Reißt ſeine Lehre Geiſt und Sinn
Zur Wahrheit ſeiner Tugend hin!
Dort ſpricht er göttliche Verzeihung
Herab auf eine Sünderin.
Hier ſtillt er thränenvolle Klagen,
Und dort verſchmäht er einen Thron.
Wer iſt der Mann, um für den Lohn
Der Wahrheit Alles das zu tragen?
Er ſagt es ſelbſt — ein Menſchenſohn,
Der, weil er anders war und glaubte,
Als ihm des Wahnes Täuſchungsſpiel
Zu glauben und zu ſeyn erlaubte,
Zum Opfer ſeiner Wahrheit fiel.
Er geht, mit ruhiger Erhebung
Zum Himmel, den er ſelbſt ſich gab,
Den dunkeln Todesweg hinab;
Sein letztes Athmen ſpricht Vergebung
Auf ſeine Peiniger herab.
Er fühlt ſein Werk. Durch das Getümmel
Der Feind' und durch die Todesnacht
Drängt dies Gefühl mit Göttermacht,
Und ſtrömt in ſein: Es iſt vollbracht!
Den fürchterlich errungnen Himmel.
O dieſer Zauber hält uns feſt;
Durchglüht uns, wie ein mildes Feuer;
Er reißt uns fort, daß ihren Schleier
Die Seel' im Fluge fallen läßt,
Und, wie in einer Engelfeier,

Wo unter ihr die Sorge wühlt,
Die nahende Vergött'rung fühlt.

16.

Ueber Griechenlands früheſte Kultur, von Herder.

Der erſte Sitz der griechiſchen Muſen war gegen Thracien zu, nordöſtlich. Aus Thracien kam Orpheus, der den verwilderten Pelasgern zuerſt ein menſchliches Leben gab, und jene Religionsgebräuche einführte, die ſo weit umher und ſo lange galten. Die erſten Berge der Muſen waren Theſſaliens Berge, der Olympus, Helikon, Parnaſſus, Pindus. Hier war der älteſte Sitz ihrer Religion, Weltweisheit, Muſik und Dichtkunſt. Hier lebten die erſten griechiſchen Barden; hier bildeten ſich die erſten geſitteten Geſellſchaften; die Lyra und Cithara ward hier erfunden, und allem, was nachher der Geiſt der Griechen ausſchuf, die erſte Geſtalt angebildet. In Theſſalien und Böotien, die in ſpätern Zeiten durch Geiſtesarbeiten ſich ſo wenig hervorgethan haben, iſt kein Quell, kein Fluß, kein Hügel, kein Hain, der nicht durch Dichtungen bekannt und in ihnen verewigt wäre. Hier floß der Peneus; hier war das angenehme Tempe; hier wandelte Apoll als Schäfer, und die Rieſen thürmten ihre Berge. Am Fuße des Helikon lernte noch Heſiodus ſeine Sagen aus dem Munde der Muſen; kurz, hier hat ſich zuerſt die griechiſche Kultur einheimiſch gebildet, ſo wie auch von hier aus durch die Stämme der Hellenen die reinere griechiſche Sprache in ihren Hauptdialekten ausging.

Von rohen Anfängen ging die griechiſche Sprache aus; aber dieſe Anfänge enthielten ſchon Keime zu dem, was aus ihr werden ſollte und werden konnte. Sie

war kein Hieroglyphen-Machwerk, keine Reihe hervorgeſtoßner einzelner Sylben, wie die Sprachen jenſeits der mongoliſchen Berge. Biegſamere, leichtere Organe brachten unter den Völkern des Kaukaſus eine leichtere Modulation hervor, die von der geſelligen Liebe zur Tonkunſt gar bald in Form gebracht werden konnte. Sanfter wurden die Worte gebunden, die Töne zum Rhythmus geordnet. Die Sprache floß in einen vollern Strom, die Bilder derſelben in eine angenehme Harmonie; ſie ſtiegen ſogar zum Wohllaute eines Tanzes. Und ſo ward jenes einzige Gepräge der griechiſchen Sprache, das nicht von ſtummen Geſetzen erpreßt, das durch Muſik und Tanz, durch Geſang und Geſchichte, endlich durch den plauderhaften freien Umgang vieler Stämme und Kolonieen, wie eine lebendige Form der Natur, entſtanden war. Die nordiſchen Völker Europens hatten bei ihrer Bildung dies Glück nicht. Keine Sprache jenſeits des Ganges hat die Biegſamkeit und den ſanften Fortfluß der griechiſchen Mundart; kein aramäiſcher Dialekt dieſſeits des Euphrats hatte ihn in ſeinen alten Geſtalten. Nur die griechiſche Sprache iſt wie durch Geſang entſtanden; denn Geſang und Dichtkunſt und ein früher Gebrauch des freien Lebens hat ſie zur Muſenſprache der Welt gebildet.

Die Mythologie der Griechen floß aus Sagen verſchiedener Gegenden zuſammen, die Glaube des Volkes, Erzählungen der Stämme von ihren Urvätern, oder die erſten Verſuche denkender Köpfe waren, ſich die Wunder der Welt zu erklären, und der menſchlichen Geſellſchaft Geſtalt zu geben. So unächt und neugeformt unſre Hymnen des alten Orpheus ſeyn mögen; ſo ſind ſie immer doch Nachbilder von jenen lebendigen Anbetungen und Grüßen an die Natur, die alle Völker auf der erſten Stufe der Bildung lieben. Und wie ange-

nehm = leichter wurde die griechiſche Mythologie, da ſie mit der Zeit auch in den Hymnen ſelbſt die Feſſeln bloßer Beiworte abwarf, und dafür, wie in den Homeriſchen Geſängen, Fabeln der Götter erzählte. Auch in den Kosmogonieen zog man mit der Zeit die alten harten Urſagen näher zuſammen, und ſang dafür menſchliche Helden und Stammväter, die man dicht an jene und an die Geſtalten der Götter knüpfte. Glücklicher Weiſe hatten die alten Theogonieen = Erzähler in die Stammtafeln ihrer Götter und Helden ſo treffende, ſchöne Allegorieen gebracht, daß, wenn die ſpätern Weiſen die Bedeutung derſelben nur ausſpinnen und ihre feinen Ideen daran knüpfen wollten, ein neues ſchönes Gewebe ward. Daher verließen ſelbſt die epiſchen Sänger mit der Zeit ihre oft gebrauchten Sagen von Göttererzeugungen, Himmelsſtürmern, Thaten des Herkules u. ſ. w., und ſangen dafür menſchlichere Gegenſtände zum menſchlichen Gebrauche.

Vor allen iſt unter dieſen **Homer** berühmt, der Vater aller griechiſchen Dichter und Weiſen, die nach ihm lebten. Durch ein glückliches Schickſal wurden ſeine zerſtreuten Geſänge zur rechten Zeit geſammlet, und zu einem zweifachen Ganzen vereint, das, wie ein unzerſtörbarer Pallaſt der Götter und Helden, auch nach Jahrtauſenden glänzt. Wie man ein Wunder der Natur zu erklären ſtrebt; ſo hat man ſich Mühe gegeben, das Werden Homers zu erklären, der doch nichts als ein **Kind der Natur** war, ein glücklicher Sänger der joniſchen Küſte. So manche ſeiner Art mögen untergegangen ſeyn, die ihm theilweiſe den Ruhm ſtreitig machen könnten, in welchem er jetzt als ein Einziger lebt. Zwar ſind die Gegenſtände, die er beſingt, Kleinigkeiten nach unſrer Weiſe; ſeine Götter und Helden mit ihren Sitten und Leidenſchaften ſind keine andern,

als die ihm die Sage ſeiner und der vergangenen Zeiten darbot; eben ſo eingeſchränkt iſt auch ſeine Natur- und Erdkenntniß, ſeine Moral und Staatslehre. Aber die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenſtände ſeiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt; der feſte Umriß jedes ſeiner Züge in jeder Perſon ſeiner unſterblichen Gemälde; die unangeſtrengte ſanfte Art, in welcher er alle Charaktere ſieht, und ihre Laſter und Tugenden, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählt; die Muſik endlich, die in ſo abwechſelnden großen Gedichten unaufhörlich von ſeinen Lippen ſtrömt, und, jedem Bilde, jedem Klange ſeiner Worte eingehaucht, mit ſeinen Geſängen gleich ewig lebet; ſie ſind's, die in der Geſchichte der Menſchheit den Homer zum Einzigen ſeiner Art und der Unſterblichkeit würdig machen, wenn etwas auf Erden unſterblich ſeyn kann.

17.

Volkslied auf den Tod des Kaiſers Leopold II.

von Heydenreich.

Sag' an, wem tönt ſo dumpf und bang
Der Todtenglocken Hall?
Wem wallt und wallt der Trauerklang
Von Thürmen überall?
Solch einem Manne tönte nie
Der Todtenglocken Harmonie;
Sag's an, und miſche ſchauerlich,
Mein Lied, in das Geläute dich.

Jüngſt herrſcht' im heil'gen teutſchen Reich
Ein Kaiſer Leopold;
Fürſt oder Bettler war ihm gleich,
Dem Guten war er hold.

Für Bürgerfreud' und Bürgerſchmerz
War offen ſtets ſein Kaiſerherz;
  Zu ſeinem Thron kam Jung und Alt
  Im frohen Glauben hingewallt.

Er fand ſein Reich von blut'gem Krieg
  Geſenkt in große Noth;
Sein Herz, das kannte ſchönern Sieg,
  Als den durch Blut und Tod;
„Nur Friede, ſprach er, iſt Gewinn;
Nimm, Selim, nimm dein Alles hin;
  Das Land mit Blut gedüngt ſey dein,
  Und meiner Bürger Herzen mein!"

Heim zog ſein Heer mit Siegesſchall
  Zu ſüßer Heldenruh;
Da tönte Jubel überall
  Und Dank dem Vater zu;
Da ſank, verjüngt von Himmelsluſt,
Die Mutter an des Sohnes Bruſt;
  Der Braut die ganze Welt entſchwand
  Beim erſten Druck der Bräut'gamshand.

Und da nun nirgends, nirgends mehr
  Nicht Blut, nicht Thräne floß;
Sein Füllhorn, reich und ſegensſchwer,
  Der holde Fried' ergoß:
Da drückt' ihm erſt die ſanfte Ruh
Zu ſüßem Schlaf die Augen zu;
  Da kehrt' in ſeinen Vaterblick
  Der Freude holder Strahl zurück.

„Nun athme Frieden, treues Land,
  Und ernte Freuden ein;
Sey durch des Wohlthuns ſchönes Band
  Für Ewigkeiten mein!

Geſegnet ſey mir Herr und Knecht,
Geheiligt jedes Menſchenrecht!“
So ſprach ſein Herz, und Jung und Alt
Empfand der Liebe Allgewalt.

„Schlag lange, edles Kaiſerherz!“
War Aller ihr Gefühl,
Und Freud’ erſcholl bei Sang und Scherz
In lieblichem Gewühl;
Raſch fliegt der Jugend Reihentanz,
Froh gibt das Mädchen Ring und Kranz,
Und jauchzend ſehn ihr Vaterland
Noch Greiſe an des Grabes Rand. — —

Ha! ſel’ges Land, was iſt mit dir?
Naht dir ein wilder Feind? —
Schreck und Erblaſſen dort und hier,
Der graue Krieger weint; —
Weh über dich! Allüberall
Ertönt ſchon dumpfer Klagehall;
Wie eine Wolke donnerſchwer,
Rauſcht das Gerücht: Er iſt nicht mehr!

Nicht mehr iſt Vater Leopold
Der Völker Stolz und Glück!
Rollt, edle Bürgerthränen, rollt!
Kein Flehn bringt ihn zurück.
Ha! welche Nacht auf ſchönen Tag!
Aus Purpurwolken Donnerſchlag!
Rollt, edle Bürgerthränen, rollt!
In tiefer Gruft ſchläft Leopold.

Schon jammert ſchaurig dumpf und bang
Der Todtenglocken Hall;
Schon wallt und wallt der Trauerklang
Von Thürmen überall.

Stimm' ein uud wimmre, teutſcher Sang,
Wie zwiſchen Klippen Wogendrang!
Seufz' um die grauſe Fürſtengruft,
Wie Windgeächz' in Felſenkluft! —

Leb wohl, du edles Kaiſerherz,
Die Menſchheit weint um dich,
Schlugſt ja für Menſchenfreud' und Schmerz
So menſchlich-kaiſerlich.
Leb wohl, und mit dir Gottes Ruh!
Wir rufen uns mit Thränen zu:
Ein Engel ſchwebt' auf's teutſche Land
Mit Segen nieder — und verſchwand! —

Jahrhunderte, ihr kommt und flieht
In ew'gem Wechſeltanz;
Doch nimmer welkt und ewig blüht
Des beſten Fürſten Kranz.
Schnell iſt verweht der Helden Ruhm,
Trophäen ſind kein Heiligthum;
Ein Fürſtenherz voll Menſchlichkeit
Sieht feiernd noch die Ewigkeit.

18.

Fortſetzung

der allgemeinen Bemerkungen und Vorſchriften über den Umgang mit Menſchen, (vergl. No. 14.)

von Knigge.

Gegenwart des Geiſtes iſt ein ſeltenes Geſchenk des Himmels, und macht, daß wir im Umgange in ſehr vortheilhaftem Lichte erſcheinen. Dieſer Vorzug nun läßt ſich freilich nicht durch Kunſt erlangen; allein man kann an ſich arbeiten, daß, wenn er uns fehlet, wir wenigſtens nicht durch Uebereilung uns und Andre in

Verlegenheit ſetzen. Sehr lebhafte Temperamente haben hierauf vorzüglich zu achten. Ich rathe daher, wenn eine unerwartete Frage, ein ungewöhnlicher Gegenſtand oder irgend etwas anders uns überraſcht, nur eine Minute ſtill zu ſchweigen, und der Ueberlegung Zeit zu laſſen, uns zu der Parthei vorzubereiten, die wir nehmen ſollen. So wie ein einziges raſches, unvorſichtiges Wort, oder ein in der Verwirrung unternommener Schritt zu ſpäte Reue und unglückliche Folgen wirken können; ſo kann ein ſchnell auf der Stelle gefaßter und ausgeführter Entſchluß, in entſcheidenden Augenblicken, in welchen man ſo leicht den Kopf verliert, Glück, Rettung, Troſt bringen. —

So wenig, wie möglich, laſſet uns von Andern Wohlthaten fordern und annehmen. Man trifft gar ſelten Leute an, die nicht früh oder ſpät für kleine Dienſte große Rückſichten forderten, und das hebt dann das Gleichgewicht im Umgange auf, raubt unſre Freiheit und hindert unſre uneingeſchränkte Wahl. Wohlthaten annehmen, macht abhängig; man weiß nicht, wie weit das führen kann. Man kommt da oft in's Gedränge zwiſchen der Nothwendigkeit, ſchlechten Menſchen zu viel nachzuſehen, oder undankbar zu ſcheinen.

Keine Regel iſt ſo allgemein, keine ſo heilig zu halten, keine führt ſo ſicher dahin, uns dauerhafte Achtung und Freundſchaft zu erwerben, wie die: **unverbrüchlich, auch in den geringſten Kleinigkeiten, Wort zu halten**, ſeiner Zuſage treu und **ſtets wahrhaftig** zu ſeyn in ſeinen Reden. Nie kann man erlaubte Urſachen haben, das Gegentheil von dem zu ſagen, was man denkt, wenn man gleich Befugniß und Gründe haben kann, nicht alles zu offenbaren, was in uns vorgeht.

Sey ſtreng, pünctlich, ordentlich, arbeitſam, fleißig in deinem Berufe! Bewahre deine Papiere, deine

Schlüſſel und alles ſo, daß du jedes einzelne Stück auch im Dunkeln finden könneſt! Verfahre noch ordentlicher mit fremden Sachen. Verleihe nie Bücher, oder andere Dinge, die dir geliehen worden ſind. Jedermann geht gern mit einem Menſchen um und treibt Geſchäfte mit ihm, wenn man ſich auf ſeine Pünctlichkeit in Wort und That verlaſſen kann. Finde dich genau, zur beſtimmten und gehörigen Stunde, da ein, wo du erſcheinen willſt; und wäreſt du auch der Einzige, der dieſe Ordnung beobachtet.

Intereſſire dich für Andere, wenn du willſt, daß Andre ſich für dich intereſſiren ſollen. Wer untheilnehmend, ohne Sinn für Freundſchaft, Wohlwollen und Liebe, nur ſich ſelbſt lebt; der bleibt verlaſſen, wenn er ſich nach fremdem Beiſtande ſehnt.

Verflechte niemand in deine Privatzwiſtigkeiten, und fordere nicht von denen, mit welchen du umgeheſt, daß ſie Theil an den Uneinigkeiten nehmen ſollen, die zwiſchen dir und andern herrſchen!

Bekümmere dich nicht um die Handlungen deiner Nebenmenſchen, in ſo fern ſie nicht Bezug auf dich, oder ſo ſehr auf die Sittlichkeit im Ganzen haben, daß es Verbrechen ſeyn würde, darüber zu ſchweigen.

Von deinen Grundſätzen gehe nie ab, ſo lange du ſie als richtig anerkenneſt! Ausnahmen machen iſt ſehr gefährlich, und führt immer weiter vom Kleinen zum Großen. Sey feſt; aber hüte dich, ſo leicht etwas zum Grundſatze zu machen, bevor du alle mögliche Fälle überlegt haſt, oder eigenſinnig auf Kleinigkeiten zu beſtehen! Vor allen Dingen handle nur ſtets conſequent. Mache dir einen Lebensplan und weiche nicht um ein Titelchen von dieſem Plane. — Die Menſchen werden eine Zeitlang die Köpfe darüber zuſammen ſtecken, und am Ende ſchweigen, dich in Ruhe laſſen, und dir

ihre Achtung nicht verſagen können. — Man gewinnt immer durch Ausdauern und planmäßige, weiſe Feſtigkeit. Es iſt mit Grundſätzen, wie mit jeden andern Stoffen, woraus etwas gemacht wird, nämlich, daß der beſte Beweis für ihre Güte der iſt, wenn ſie lange halten.

Was aber noch heiliger, als jene Vorſchrift iſt, — habe immer ein gutes Gewiſſen! Bei keinem deiner Schritte müſſe dir dein Herz über Abſicht und Mittel Vorwürfe machen dürfen! Gehe nie ſchiefe Wege; und baue dann ſicher auf gute Folgen, auf Gottes Beiſtand und auf Menſchenhülfe in der Noth! Und verfolgt dich auch eine Zeitlang ein widriges Geſchick; ſo wird doch die ſelige Ueberzeugung von der Unſchuld deines Herzens, von der Redlichkeit deiner Abſichten dir ungewöhnliche Kraft und Heiterkeit geben. —

Sey, was du biſt, immer ganz und immer derſelbe. Nicht heute warm, morgen kalt; heute grob, morgen höflich und ſüß; heute der luſtige Geſellſchafter, morgen trocken und ſtumm. Mache einigen Unterſchied in deinem äußern Betragen gegen die Menſchen, mit denen du umgeheſt, in den Zeichen von Achtung, die du ihnen beweiſeſt! Reiche nicht jedem deine rechte Hand dar; umarme nicht jeden; drücke nicht jeden an dein Herz! Was bewahreſt du dem Beſſern und Geliebten auf, und wer wird deinen Freundſchaftsbezeigungen trauen, ihnen Werth beilegen, wenn du ſo verſchwenderiſch in Austheilung derſelben biſt? —

Suche keinen Menſchen, auch den ſchwächſten nicht, in Geſellſchaften lächerlich zu machen. Iſt er dumm; ſo haſt du wenig Ehre von dem Witze, den du an ihn verſchwendeſt. Iſt er es weniger, als du glaubſt; ſo kannſt du vielleicht der Gegenſtand ſeines Spottes werden. Iſt er gutmüthig und gefühlvoll; ſo kränkſt

du ihn, und iſt er tückiſch und rachſüchtig, ſo kann er dir es vielleicht auf eine Rechnung ſetzen, die du früh oder ſpät auf irgend eine Art bezahlen mußt. — Und wie oft kann man nicht, wenn das Publikum auf unſre Urtheile über Menſchen achtet, einem guten Manne im bürgerlichen Leben wahrhaften Schaden zufügen, oder einen Schwachen ſo niederdrücken, daß aller Ehrgeiz in ihm erlöſcht, und alle Keime zu beſſern Anlagen erſtickt werden, indem man ihn, durch Hervorziehen ſeiner uns lächerlich ſcheinenden Seite, der Verachtung Preis gibt?

Ueberhaupt muß man ſo wenig, wie möglich, die Menſchen in Verlegenheit ſetzen, vielmehr ſich bemühen, wenn auch jemand im Begriffe iſt, eine Unvorſichtigkeit zu begehen, oder ſonſt beſchämt zu werden, ihm dieſe Verlegenheit zu erſparen, oder die Sache auf irgend eine Weiſe wieder in's Feine zu bringen.

19.
M i r z a,
von Schloſſer.

Der fromme Mirza war Richter in einer der großen Provinzen, die ſich längs den Ufern des Ganges hinſtrecken. Viele waren der Menſchen, die bei ihm Schutz ſuchten gegen das Unrecht der Gewaltigen. Seiner Seele war das Unrecht ein Greuel; ihn ekelte vor der Mühe, die verſchlungenen Gänge des Böſewichts zu verfolgen, um ihre Schlingen zu entdecken, und ſelbſt wenn er die unterdrückte Wittwe in ihrer Hütte geſchützt hatte, aus welcher die Raubbegier ſie verſtoßen wollte, ſelbſt wenn er dem hülfloſen Waiſen wieder zum Erbe ſeiner Ahnherrn verhalf, war Mirza's Seele nicht froh, weil die Welt mit allen ihren Reichthümern ihm zum Ekel war.

Jede Woche ſtieg er zweimal auf einen hohen Berg, wo er in Gebeten und hohen Betrachtungen ſeine Seele wieder reinigte, daß kein Flecken der irdiſchen Sorgen zu ſehr ihre Reinheit trübe.

Einſt war der Zulauf der Klagenden zu groß, die geheimen Gänge der Betrüger zu verſteckt, ſieben Tage mußte er harren unter dem unheiligen Volke; mit jeder neuen Sonne wachten ſeine Sorgen, wie er die Tücke des Betrügers an den Tag bringen möge, mit ihm auf; ſiebenmal fand die Mitternachtsſtunde ihn noch ſorgend auf ſeinem Lager. Endlich da die achte Sonne aufſtieg, fand er, wie in einem Morgenſchlummer, die lang geſuchte, tief verborgene Wahrheit. Er eilte auf ſeinen Richterſtuhl, und ſein Ausſpruch entwaffnete die beſchämte Bosheit.

Ermüdet riß er ſich los von dem Danke der geretteten Unſchuld, und eilte auf ſeinen heiligen Berg.

Da warf er ſich nieder auf ſein Antlitz und rief: Ach Ormuzd, Vater des Lichts, was hat dein Mirza verbrochen, daß du ihn unter dies unreine, laſterhafte Geſchlecht geſetzt haſt? Sieben Tage lang war meine Seele gebunden an die Schatten der Finſterniß. Sieben Tage lang konnte ich kaum meine Augen aufheben zu dir! O Vater alles Guten und Reinen, willſt du mich Einſamen ganz verſchmachten laſſen in der Wüſte ohne Waſſer?

So betete er, und lag weinend auf ſeinem Antlitze. — Da rief ihm eine Stimme und ſprach: Mirza, ſieh auf! Mirza ſah auf, und vor ihm ſtand eine Geſtalt, wie die Geſtalt eines Jünglings in einem weißen Gewande. Und der Jüngling ſprach: Mirza, du kennſt mich nicht, denn du haſt mich noch nie geſehen. — Nie, Herr, ſprach Mirza. — Ich bin dein Schutzengel. Ich begleite dich, wo du hingehſt; ich ſtehe bei

dir, wenn du Ormuzd auf dem heiligen Berge anbeteſt; ich ſitze bei dir auf dem Richterſtuhle, und öffne dir die Augen, zu ſehen die richtige Bahn des Rechts; ich habe dir heute in dem Morgenſchlummer das Räthſel der Bosheit entdeckt. Wie ihr hinab ſeht auf das Gras des Feldes, und euch freut, wenn die Strahlen des Lichts den jungen Keim heraus locken; ſo ſieht Ormuzd und die Geiſter um ſeinen Thron auch mit Luſt den Gerechten unter den Menſchenkindern, Recht zu thun in dem Erdenleben. Darum halte du nichts gering, was lieblich iſt in dem Auge des Vaters des Lichts. Damit aber deine Seele nicht ermüde unter den Sorgen des dürftigen Lebens, das deiner Seele nicht gnügt, nicht gnügen kann; darum hat Ormuzd mir befohlen, dir die Augen zu öffnen, daß du mich ſiehſt, und erkenneſt, daß die Geiſter des lebendigen Gottes es nicht zu gering achten, mit dir zu wandeln den Gang des Lebens, und zu arbeiten in dem Staube, bis es Zeit iſt, daß auch du wohneſt in den Hütten des reinen Lichtes.

Seitdem ſah Mirza immer den himmliſchen Jüngling an ſeiner Seite. Und nun wurde ihm das Erdenleben leicht; denn er fühlte, daß es Seligkeit iſt, den Willen Gottes zu thun, ſey's im Staube, ſey's am Stuhle des Ewigen. —

Freund! wenn es dir bange wird in dem Erdenleben; wenn du dich ſehnſt nach dem reinen Lichte; ſo müſſeſt du immer den himmliſchen Begleiter ſehen, und dich durch ihn verwandt fühlen mit deinem Gott!

20.

Elegie,
in den Ruinen eines alten Bergſchloſſes geſchrieben,
von Matthiſſon.

Schweigend, in der Abenddämmrung Schleier,
Ruht die Flur, das Lied der Haine ſtirbt;
Nur daß hier, im alternden Gemäuer,
Melancholiſch noch ein Heimchen zirpt.
Stille ſinkt aus unbewölkten Lüften,
Langſam ziehn die Heerden von den Triften,
Und der müde Landmann eilt der Ruh
Seiner väterlichen Hütte zu.

Hier, auf dieſen waldumkränzten Höhen,
Unter Trümmern der Vergangenheit,
Wo der Vorwelt Schauer mich umwehen,
Sey dies Lied, o Wehmuth, dir geweiht!
Trauernd denk' ich, was, vor grauen Jahren,
Dieſe morſchen Ueberreſte waren;
Ein bethürmtes Schloß, voll Majeſtät
Auf des Berges Felſenſtirn' erhöht!

Dort, wo um des Pfeilers dunkle Trümmer
Traurigflüſternd ſich der Epheu ſchlingt,
Und der Abendröthe trüber Schimmer
Durch den öden Raum der Fenſter blinkt,
Segneten vielleicht des Vaters Thränen
Einſt den edelſten von Teutſchlands Söhnen,
Deſſen Herz, der Ehrbegierde voll,
Heiß dem nahen Kampf entgegen ſchwoll.

Zeuch in Frieden, ſprach der greiſe Krieger,
Ihn umgürtend mit dem Heldenſchwert;
Kehre nimmer, oder kehr' als Sieger,
Sey des Namens deiner Väter werth!

Und des edlen Jünglings Auge ſprühte
Todesflammen; ſeine Wange glühte
Gleich dem aufgeblühten Roſenhain
In der Morgenröthe Purpurſchein.

Eine Donnerwolke, flog der Ritter
Dann, wie Richard Löwenherz, zur Schlacht;
Gleich dem Tannenwald im Ungewitter
Beugte ſich vor ihm des Feindes Macht.
Mild, wie Bäche, die durch Blumen wallen,
Kehrt er zu des Felſenſchloſſes Hallen,
Zu des Vaters Freudenthränenblick,
In des keuſchen Mädchens Arm zurück.

Ach, mit banger Sehnſucht blickt die Holde
Oft vom Söller nach des Thales Pfad;
Schild' und Panzer glühn im Abendgolde,
Roſſe fliegen, der Geliebte naht!
Ihm die treue Rechte ſprachlos reichend
Steht ſie da, erröthend und erbleichend;
Aber was ihr ſanftes Auge ſpricht,
Sängen ſelbſt Petrarch und Sappho nicht.

Fröhlich hallte der Pokale Läuten,
Dort, wo wildverſchlungne Ranken ſich
Ueber Uhuneſter ſchwarz verbreiten,
Bis der Sterne Silberglanz erblich;
Die Geſchichten ſchwererkämpfter Siege,
Grauſer Abenteu'r im heil'gen Kriege,
Weckten in der rauhen Bruſt
Die Erinn'rung ſchauerlicher Luſt.

O der Wandlung! Graun und Nacht umdüſtern
Nun den Schauplatz jener Herrlichkeit;
Schwermuthsvolle Abendwinde flüſtern,
Wo die Starken ſich des Mahls gefreut!

Diſteln wanken einſam um die Stätte,
Wo um Schild und Speer der Knabe flehte,
    Wann der Kriegsdrommete Ruf erklang
    Und auf's Schlachtroß ſich der Vater ſchwang.

Aſche ſind der Mächtigen Gebeine
    Tief im dunkeln Erdenſchooſe nun!
Kaum daß halbverſunkne Leichenſteine
    Noch die Stätte zeigen, wo ſie ruhn.
Viele wurden längſt ein Spiel der Lüfte,
Ihr Gedächtniß ſank, wie ihre Grüfte;
    Vor dem Flammenglanz der Heldenzeit
    Schwebt die Wolke der Vergeſſenheit.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten,
    So entfleucht das Traumbild eitler Macht!
So verſinkt, im ſchnellen Lauf der Zeiten,
    Was die Erde trägt, in öde Nacht!,
Lorbeern, die des Siegers Stirn umkränzen,
Thaten, die in Erz und Marmor glänzen,
    Urnen, der Erinnerung geweiht,
    Und Geſänge der Unſterblichkeit.

Alles, was mit Sehnſucht und Entzücken
    Hier im Staub' ein edles Herz erfüllt,
Schwindet gleich des Herbſtes Sonnenblicken,
    Wenn ein Sturm den Horizont umhüllt,
Die am Abend freudig ſich umfaſſen,
Sieht die Morgenröthe ſchon erblaſſen;
    Selbſt der Freundſchaft und der Liebe Glück
    Läßt auf Erden keine Spur zurück.

Süße Liebe, deine Roſenauen,
    Gränzen an bedornte Wüſtenei'n,
Und ein plötzliches Gewittergrauen
    Düſtert oft der Freundſchaft Aetherſchein;

Hoheit, Ehre, Macht und Ruhm ſind eitel!
Eines Weltgebieters ſtolze Scheitel
Und ein zitternd Haupt am Pilgerſtab
Deckt mit Einer Dunkelheit das Grab!

21.

Gott iſt die Liebe,

von Zollikofer.

Gott iſt die Liebe! aber wer von uns, welches von allen geſchaffenen Weſen kann den Gedanken, den großen, herrlichen Gedanken, Gott iſt die Liebe, ganz umfaſſen? Weſſen Herz iſt weit, iſt rein und ſtark genug, um von dem erhabenſten aller Gefühle, von dem Gefühle, daß Gott lauter Liebe iſt, ganz erwärmt und durchdrungen zu werden, und doch nicht unter demſelben zu erliegen?

Wo ſoll ich anfangen — wo aufhören, um eine Wahrheit zu beweiſen, die mehr Beweiſe hat, als Sterne am Himmel und Sandkörner am Ufer des Meeres ſind; die jedes lebendige, empfindende, denkende, glückſeligkeitsfähige Weſen im Himmel und auf Erden beweiſet und ewig beweiſen wird? — Gott iſt die Liebe! er will allen ſeinen Geſchöpfen wohl; will, daß ſie alle glücklich ſeyen; freuet ſich ihrer Glückſeligkeit; befördert dieſelbe unaufhörlich auf alle mögliche Art und Weiſe, und findet in der Beförderung derſelben ſeine eigne höchſte Glückſeligkeit; das, o Menſch, das ruft dir die ganze Natur, und insbeſondre deine eigne Natur, das ruft dir die ganze Religion zu.

Oeffne nur deine Augen, ſieh dich um in der Welt deines Gottes, betrachte alle ihre Einrichtungen, alle ihre Bewohner, alle ihre Güter, und ſieh, ob du nicht allenthalben die deutlichſten Spuren des Wohlwollens,

der väterlichen Vorſorge und Liebe, die herrlichſten Veranſtaltungen zur Glückſeligkeit alles deſſen, was iſt und lebt, und insbeſondre zu deiner Glückſeligkeit findeſt. — Die Erde, die dich trägt, ihre ſchöne, reizende Geſtalt, die dich erfreuet; die Luft, die du einathmeſt; die Speiſe, die dich nährt und ſtärket; das Getränk, das dich erquickt; das Kleid, das dich deckt; die Wohnung, die dich ſchützt; die Herrlichkeit der Wieſen, der Felder, der Berge, des Waſſers, der Wälder, die ſich zu jeder Jahreszeit in ſo verſchiedenem Gewande vor dir verbreitet; die Mannigfaltigkeit, die Schönheit, der Nutzen jedes Baumes, jeder Staude, jeder Pflanze, jedes Graſes; der Wohlgeruch und das künſtliche Gewebe der Blume; der frohe Geſang des Vogels; die muntern, von Selbſtgefühl und Freude zeugenden Bewegungen jedes Thieres; die mannigfaltigen, unerſchöpflichen Kräfte, die in allen lebendigen und lebloſen Geſchöpfen liegen, und ſich auf tauſendfache Art entwickeln und äußern; ihr allgemeiner, ſtets wirkſamer Hang, ſich einander zu nähern und mit einander zu vereinigen; ihre gegenſeitige Abhängigkeit und Verbindung; die beſtändige Erhaltung und Fortpflanzung jedes Geſchlechts; die unaufhörliche Vermehrung des Lebens und der Thätigkeit unter Menſchen und Thieren; die unzähligen Arten der Luſt und des Vergnügens, deren ſie alle fähig ſind, zu deren Befriedigung ſie alle Quellen und Mittel kennen und finden, und die ſie alle mehr oder weniger, ſo oder anders genießen; das frohe Gewimmel ſo vieler, ihres Daſeyns ſich freuenden, empfindenden Weſen in der Luft und im Staube, auf den Hügeln und in den Thälern, am Blatte des niedrigſten Geſträuchs und in dem Wipfel des erhabenſten Baumes, die du an einem einzigen Frühlings- oder Sommertage, und in dem Umfange eines leicht zu überſehenden Gefildes erblicken, und hören und

ſpüren kannſt; was ruft dir dieſes alles anders zu, als: Gott iſt die Liebe; er ſchaffet und erhält und verbreitet allenthalben Leben und Freude und Glückſeligkeit! — Und dann, o Menſch, die Sonne, die dich erleuchtet und erwärmt, die deine Felder befruchtet und ſegnet; der Mond, der dich des Nachts mit ſeinem Scheine leitet; der Abend, der ſtets auf den Morgen, der Morgen, der ſtets auf den Abend folget; das zahlloſe Heer der Sterne, das deinen Geiſt mit ſich empor hebt und ihn zuletzt in den entzückendſten Ahnungen, Hoffnungen, Ausſichten verlieren läßt; was ſagt dir dieſes alles anders, als: Gott iſt die Liebe, und ſeine Liebe iſt unerſchöpflich reich; ſie gehet, ſo weit die Himmel reichen, ſie umfaſſet alle Welten, und es gibt keine Art von Freude, von Luſt, von Glückſeligkeit, die nicht in ihrem unermeßlichen Reiche genoſſen werde? —

Und wenn du nun deine Natur, die menſchliche Natur insbeſondre, betrachteſt; wie deutlich zeuget auch die davon, daß Gott die Liebe iſt! — Dein Geſicht, dein Gehör, dein Geruch, dein Geſchmack, dein Gefühl, welche künſtliche Werkzeuge, welche wachſamen, ſtets geſchäftigen Ausſpäher und Mittheiler der mannigfaltigſten Luſt, der angenehmſten Empfindungen ſind die nicht! Kannſt du deine Augen öffnen, ohne unzählbare Wunder und Schönheiten in der Welt Gottes zu erblikken? Kannſt du dein Gehör brauchen, und nicht tauſendfache Töne der Wahrheit, der Weisheit, der Menſchlichkeit, der Freundſchaft, der Freude, des Mitleids und des Troſtes vernehmen? Kannſt du je durch Speiſe und Trank für deine Erhaltung ſorgen, ohne daß dein Geſchmack und dein Geruch auf mancherlei Weiſe gereizt und befriedigt werde? Sind dir nicht Bewegung und Ruhe; Arbeit und Erholung von der Arbeit; die Werke der Natur und der Kunſt Quellen des angenehm-

ſten Gefühls? Kannſt du je eins deiner Glieder gebrauchen, ohne ſeine Biegſamkeit, ſeinen mannigfaltigen Nutzen, ſeine genaue Verbindung mit dem ganzen Körper zu bewundern, und dich des vielen Guten, das du damit ausrichten kannſt, zu freuen? Und wer hat dich mit dieſen ſinnlichen Werkzeugen, mit dieſen künſtlichen Gliedmaßen begabt? Wer dieſes Verhältniß zwiſchen ihnen und den äußern Dingen feſtgeſetzt? Iſt es nicht Gott; und muß der Gott, der deinen Leib ſo gebauet hat, nicht die Liebe ſeyn?

Und dein Geiſt, o Menſch, der dieſes alles wahrnehmen, empfinden, genießen, ſich darüber freuen; dein Geiſt, der denken, mit Bewußtſeyn denken, ſeine Gedanken ſammlen, mit einander vergleichen, verbinden, zu ſeinem künftigen Gebrauche aufbewahren und in's Unendliche vermehren kann; dein Geiſt, der unterſuchen, erforſchen, entdecken, von dem Sichtbaren auf das Unſichtbare, von den Wirkungen auf die Urſache ſchließen, ſich von den Geſchöpfen zu dem Schöpfer erheben, und Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit zugleich umfaſſen kann; dein Geiſt, der des Vergnügens der Erkenntniß der Wahrheit und des unaufhörlichen Fortganges in derſelben fähig iſt, der ſich zur Hoffnung der Unſterblichkeit zu erheben, ſich ſelbſt in der ſtillſten Einſamkeit, in der tiefſten Nacht die reinſten, erhabenſten Freuden zu ſchaffen weiß; der es fühlet, daß er zu noch höhern Freuden beſtimmt iſt; wie deutlich zeuget der nicht davon, daß Gott die Liebe iſt, daß er dich zur Glückſeligkeit geſchaffen, und derſelben in einem hohen Grade fähig gemacht hat? —

Ja, Gott iſt die Liebe, das beſtätigt auch unſre moraliſche Natur. Wir dürfen nicht blos dem Antriebe mechaniſcher Kräfte folgen, nicht nach blinden, unwiderſtehlichen Trieben handeln. Wir können uns

ſelbſt Abſichten vorſetzen, ſie verfolgen, erreichen, — können zwiſchen dem Guten und Böſen, dem Beſſern und Schlechten wählen, — nach deutlich erkannten Gründen und Einſichten handeln, — nach höherer Vollkommenheit ſtreben, und derſelben immer näher kommen. — Wir ſind eines geſetzmäßigen Verhaltens, ſind edler Geſinnungen, uneigennütziger, großmüthiger Thaten und geiſtiger Vergnügungen fähig; wir können unſern Wirkungskreis immer erweitern, unſern Zuſtand verbeſſern, unſre Kräfte durch Uebung ſtärken und vermehren, unſre ganze Natur veredeln, und immer weiſer, immer beſſer, Gott immer ähnlicher werden; wir können das Vergnügen des reinſten Wohlthuns mit ihm theilen. Könnte uns unſer Verſtand und unſer Herz deutlicher ſagen: Gott iſt die Liebe?

Ja gewiß, er iſt die Liebe; denn auch uns, ſeinen Geſchöpfen und Kindern, hat er die Liebe gegen einander eingepflanzt, hat mit jeder Geſinnung und Aeußerung der Liebe Seligkeit und Freude, mit jedem Mangel und jeder Verletzung derſelben Kummer und Elend verknüpft; hat uns den ſtärkſten Hang zur Geſelligkeit, zum Umgange, zur geſelligſten Verbindung mit einander, den ſtärkſten Hang zum Mitleiden, zum Helfen, zum Wohlthun, zum gegenſeitigen Geben und Nehmen unſrer Vergnügungen und Freuden in's Herz gelegt; hat jeden wahren Menſchenfreund allen ſeinen Brüdern ehrwürdig gemacht, und ihm gleichſam das Siegel der Gottheit aufgedrückt. Und ſo oft wir dieſem Hange, dieſen Neigungen, von Eigennutz und Leidenſchaft verblendet, zuwider handeln; ſo verſetzen wir uns dadurch in einen unnatürlichen, gewaltſamen, höchſt unangenehmen Zuſtand; wir hören auf, zufrieden und glückſelig zu ſeyn, und fühlen es, mehr oder weniger, daß wir dadurch den ſchönſten Zug des göttlichen Ebenbil-

des in uns verdunkeln, und unſern höhern Urſprung verläugnen. — So deutlich zeuget die ganze Natur, und insbeſondre die Natur des Menſchen, davon, daß Gott die Liebe iſt!

Und eben dies rufet uns auch die Religion zu! Gott iſt die Liebe; das lehrt uns die Abſicht, das lehrt uns der ganze Inhalt der Religion. — Oder, was hat ſie wohl zur Abſicht, die Religion? Soll ſie uns Laſten auflegen, uns traurig, muthlos machen, uns das Vergnügen verbieten, oder daſſelbe verbittern, uns Furcht und Schrecken vor Gott einflößen, uns zu finſtern, mürriſchen, ungeſelligen Menſchen, oder zu Selbſtpeinigern machen? Nein, gerade das Gegentheil von dieſem allem. Sie ſoll uns die unvermeidlichſten Laſten des Lebens erleichtern; uns die Pfade deſſelben erhellen und ebenen, ſeine Bitterkeit verſüßen; jedes unſchuldige Vergnügen veredeln und vervielfältigen; uns vor Thorheit und Sünde, und dadurch vor den meiſten und größten Uebeln bewahren; uns zur Weisheit und Tugend, und vermittelſt derſelben zum Genuſſe der reinſten Freude führen; uns Hoffnung und Zuverſicht zu Gott geben; uns Mäßigung und Zufriedenheit lehren; uns zu aufrichtigen und thätigen Menſchenfreunden bilden, und uns ſelbſt die Leiden dieſes Lebens zur Wohlthat und den Gedanken des Todes erfreulich machen! Das iſt die Beſtimmung der Religion! Das iſt die liebevolle Abſicht des Gottes, der ſie uns gab.

Und wohin zielen alle ihre Lehren, alle ihre Vorſchriften, alle ihre Verheißungen? Sollen ſie nicht alle Leben und Freude und Glückſeligkeit in uns und außer uns verbreiten? Kündigen ſie nicht alle ihren Urheber als die Liebe ſelbſt an? Oder iſt der Gott nicht die Liebe, der ſich uns als den Schöpfer, den Erhalter, den Oberherrn, den Vater der ganzen Welt und aller Men-

ſchen bekannt macht; der uns verſichert, daß er über alles wache, für alles ſorge, alles regiere; daß er alle unſre Bedürfniſſe, alle unſre Begierden und Wünſche kenne; daß er nie fern von uns ſey, unſrer nie vergeſſe; daß er mit ſeiner Gegenwart Himmel und Erde erfülle, und daß uns ohne ſeinen Willen nichts begegnen könne? — Iſt der Gott nicht die Liebe, der uns erlaubt, uns befiehlt, mit kindlicher Freimüthigkeit zu ihm zu nahen, unſer ganzes Herz vor ihm auszuſchütten, und von ſeiner väterlichen Vorſorge ſtets das Beſte zu erwarten; der ſelbſt ſeine verirrten Kinder als ein Vater von ihren Irrwegen zurück rufet, ihnen ihre Fehler vergeben, und ſie zur Glückſeligkeit führen will, wenn ſie nur ihren Sinn und ihr Leben ändern wollen? — Iſt der Gott nicht die Liebe, der uns nichts verbietet, als was uns und unſern Brüdern ſchädlich iſt, was ſie und uns erniedrigen, ſchwächen, beunruhigen, höherer Vergnügungen, dauerhafterer Freuden berauben, und Schmerz und Elend über uns bringen würde? der uns nichts gebietet, als was an und für ſich ſelbſt gut, was uns und Andern Geſundheit und Leben, Stärke und Heiterkeit des Geiſtes, Ruhe des Herzens, Zufriedenheit und Freude gewährt, was unſre und die allgemeine, unſre gegenwärtige und zukünftige Glückſeligkeit befördern und befeſtigen kann? — Iſt der Gott nicht die Liebe, der uns Beiſtand zur Erfüllung unſrer Pflicht, Hülfe in der Noth, Schutz in den Gefahren, Troſt im Leiden, Errettung im Tode, ewiges Leben, und immerwährende, ſtets zunehmende Glückſeligkeit verſpricht? — Und iſt dies nicht der Inhalt, die Abſicht der ganzen Religion? Zeuget alſo nicht die ganze Religion mit lauter Stimme davon, daß Gott die Liebe iſt? — —

22.

Lied,

von Mahlmann.

Hoch empor am Himmelsbogen
Sind die Sterne aufgezogen;
Welch ein heilig ſtilles Chor!
Daß das Herz dir größer werde,
Blicke von der kleinen Erde
Zu dem ew'gen Glanz empor!

Kannſt du deinen Blick noch ſenken?
Deines armen Lebens denken?
Und was irdiſch dich betrübt?
Der den Flammenkranz gewunden,
Hat dich ſeiner werth gefunden,
Iſt ein Vater, der dich liebt.

Aus der Welten Millionen,
Aus den glanzerfüllten Zonen
Hat er ſeinen Thron gebaut!
Seiner Welten lichte Heere,
Seiner Sonnen Flammenmeere
Wandeln, wo ſein Auge ſchaut.

Seine Liebe ſpricht den Segen,
Daß auf ihren ew'gen Wegen
Nie ſein Auge ſie vergißt.
Allem Daſeyn, allem Leben
Hat er dieſen Troſt gegeben.
Halleluja, daß du biſt!

23.

Das Bewußtſeyn innerer Würde,

von Reinhard.

Aus einer dreifachen Empfindung beſteht das Bewußtſeyn innerer Würde. Man muß den Adel der menſchlichen Natur überhaupt, man muß ſeine eigne Unſchuld, man muß endlich einen vollkommen guten Willen in ſich fühlen, wenn man dieſes Bewußtſeyn haben will.

Ein Gefühl von dem Adel der menſchlichen Natur überhaupt iſt das erſte, was zum Bewußtſeyn innerer Würde gehört. Nur der, welcher es weiß, daß ihn ſeine Vernunft über alles erhebt, was auf Erden iſt; nur der, welcher es fühlt, daß er als ein freies und ſelbſtſtändiges Weſen beſſer iſt, als alles, was um ihn her empfindet und lebt; nur der, welcher es einſieht, vermittelſt dieſer vernünftigen und freien Natur ſey er das Mitglied einer höhern Ordnung der Dinge, und hänge mit der ſinnlichen Welt blos vermittelſt ſeines Körpers zuſammen; nur der endlich, welcher es mit Ueberzeugung erkennt, er trage Gottes Bild an ſich, ſey zur Unſterblichkeit beſtimmt, und müſſe als ein Weſen höherer Art denken und handeln; nur der, dem dieſer Adel ſeiner Natur in die Augen leuchtet, achtet ſich ſelbſt, und betrachtet ſich mit einer Art von Ehrfurcht. — Sehet auf die Elenden, die ſich durch Laſter erniedrigen, die ſich durch wilde Leidenſchaften und ſchändliche Lüſte zu den unvernünftigen Thieren herab ſetzen, die aus Trägheit nichts Edles und Großes wagen, und in einer unrühmlichen Unthätigkeit ihre Tage verträumen: ihr werdet Geſchöpfe in ihnen finden, die ihre eigne Natur verkennen und gering ſchätzen; die den beſſern Theil derſelben, ihren vernünftigen Geiſt, zum Sclaven ihres

Körpers machen; die es zuweilen ohne Bedenken äuſ-
ſern, daß ſie von dem menſchlichen Weſen ſehr geringe und nachtheilige Begriffe haben, und den Adel lächerlich finden, der demſelben beigelegt wird. Es iſt blos das elende Triebwerk eigennützigen Lüſte, was ſolche Menſchen in Bewegung ſetzt; für ſie hat blos das einen Werth, was dieſe Lüſte befriedigt. Soll dieſe ſchimpfliche Denkungsart aufhören; ſoll Bewußtſeyn innerer Würde an ihre Stelle treten; ſo muß man die edeln, mit keinem Gute der Erde zu vergleichenden Kräfte ſchätzen lernen, die unſre Natur beſitzt; lebendiges Gefühl von ihrem Adel überhaupt iſt das erſte, was zu dem Bewußtſeyn innerer Würde gehört.

Allein hiermit muß ſich auch das Gefühl eigner Unſchuld verknüpfen. Wehe dem Elenden, den ſein Gewiſſen ſchlägt; dem ſein eignes Herz es ſagt, wie oft er ſich durch Fehler, durch Ausſchweifungen, durch Laſter und Verbrechen entehrt hat! Er kann keinen Blick in ſein Inneres werfen, ohne Mißfallen zu empfinden und ſich ſelbſt zu verachten; er kann Andern nicht unter die Augen treten, ohne zu fürchten, daß jemand wider ihn zeuge, daß jemand ſeine Schande aufdecke und ihn demüthige; er darf nie mit Freimüthigkeit, nie mit einer gewiſſen unbefangnen Kühnheit ſprechen, ohne in Gefahr zu ſeyn, daß man ihn an ſeine Vergehungen erinnere, und dadurch zum Schweigen bringe. Nur der kann ſich ſelber achten; nur der darf dieſe Selbſtachtung unbeſorgt äußern, der die Unſchuld ſeines Herzens bewahrt und ſich nie durch Laſter erniedrigt hat. Und es iſt möglich, ſich frei zu erhalten von groben Ausſchweifungen aller Art; es iſt möglich, alles zu vermeiden, was die bürgerliche Geſellſchaft ahnden muß, und unſträflich vor den Augen der Menſchen zu ſeyn; es iſt möglich, mit Wiſſen und Willen in ſeinem Stande und

Berufe nichts zu verſehen, und gewiſſenhafte Treue zu beweiſen; es iſt möglich, ſelbſt den geheimen Regungen der Sünde zu widerſtehen, und über die Reinigkeit ſeines Herzens zu wachen. Eine ſolche Verfaſſung bei ſich wahrzunehmen; ſich ſelbſt das Zeugniß geben zu können: ſo denke, empfinde und handle man vor den Augen Gottes und der Menſchen; dies erfüllt die Seele mit edlem Muthe; dies erweckt in ihr eine Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, die ihr ganzes Weſen durchdringt; dies ertheilt ihr einen Schwung, bei dem es ihr nicht weiter möglich iſt, ſich zu etwas Schändlichem und Unrechtmäßigem herab zu laſſen. Zum Bewußtſeyn innerer Würde gehört auch das Gefühl eigner Unſchuld.

Setzet noch das Gefühl eines vollkommen guten Willens hinzu. Beſſer, erhabner, wichtiger iſt nichts im Himmel und auf Erden, als dieſer gute Wille; als die Gewohnheit, ohne allen Eigennutz, ohne alle niedrige Nebenabſicht, das Gute zu thun, weil es gut iſt, und ſeine Pflicht aus wahrer Achtung, aus reinem Gehorſam gegen Gott zu erfüllen. So lange dieſer edle, reine, gute Wille nicht in euch iſt; ſo lange wird es euch nicht möglich ſeyn, innere Würde zu fühlen. Fällt euch bei den beſten Handlungen nicht ſogleich der Muth; ſchlägt euch bei denſelben nicht euer eignes Gewiſſen, ſobald ihr euch eingeſtehen müſſet, eure Abſichten bei denſelben ſeyen nicht ganz rein geweſen; ſie ſeyen irgend eines Vortheils, irgend einer ſich einmiſchenden Leidenſchaft wegen von euch geſchehen; ſchämet ihr euch nicht ſelbſt, dergleichen unedle Antriebe Andern zu geſtehen, weil ihr wohl wiſſet, daß alles Verdienſtliche guter Handlungen dadurch aufgehoben wird? — Wollt ihr euch ſelbſt die Genugthuung verſchaffen, ſo zu leben und zu handeln, wie es einem vernünftigen, freien, zur Nachahmung Gottes berufenen Weſen geziemt; ſo

ſtrebt darnach, dem Gebote eurer Pflicht pünctlich und ohne Ausnahme zu gehorchen; ſo gewöhnt euch, zu dem, was Recht iſt, weder durch euren Vortheil euch ermuntern, noch durch euren Schaden davon abſchrecken zu laſſen; ſo fraget, wenn ihr etwas Gutes thun ſollt, nie, was wird mir dafür, ſondern laſſet euch daran gnügen, daß es gut und eure Pflicht iſt; ſo trachtet, mit einem Worte, nach einem vollkommen guten Willen, denn ohne denſelben iſt kein Bewußtſeyn innerer Würde möglich. —

24.

Der Strauß,

Fabel von Leſſing.

Jtzt will ich fliegen, rief der gigantiſche Strauß, und das ganze Volk der Vögel ſtand in ernſter Erwartung um ihn verſammelt. Jtzt will ich fliegen, rief er nochmals; breitete die gewaltigen Fittige weit aus, und ſchoß, gleich einem Schiffe, mit aufgeſpannten Segeln, auf dem Boden dahin, ohne ihn mit einem Tritte zu berühren. —

Sehet da ein poetiſches Bild jener unpoetiſchen Köpfe, die in den erſten Zeilen ihrer ungeheuren Oden mit ſtolzen Schwingen prahlen, ſich über Wolken und Sterne zu erheben drohen, und dem Staube doch immer getreu bleiben.

25.

Die junge Schwalbe,

Fabel von Leſſing.

Was macht ihr da? fragte eine Schwalbe die geſchäftigen Ameiſen. Wir ſammeln Vorrath auf den Winter; war die geſchwinde Antwort.

Das iſt klug, ſagte die Schwalbe; das will ich auch thun. Und ſogleich fing ſie an, eine Menge todter Spinnen und Fliegen in ihr Neſt zu tragen.

Aber wozu ſoll das? fragte endlich ihre Mutter. — „Wozu? Vorrath auf den böſen Winter, liebe Mutter; ſammle doch auch! Die Ameiſen haben mich dieſe Vorſicht gelehrt.“

O laß den irdiſchen Ameiſen dieſe kleine Klugheit, verſetzte die Alte; was ſich für ſie ſchickt, ſchickt ſich nicht für beſſere Schwalben. Uns hat die gütige Natur ein holderes Schickſal beſtimmt. Wenn der reiche Sommer ſich endet, ziehen wir von hinnen; auf dieſer Reiſe entſchlafen wir allgemach, und da empfangen uns warme Sümpfe, wo wir ohne Bedürfniſſe wohnen, bis uns ein neuer Frühling zu einem neuen Leben erweckt.

26.

Freundſchaftsbund,

von Voß.

Im Hut der Freiheit ſtimmet an
Voll Ernſt der Freundſchaft Lied!
Der iſt, bei Gott! kein Ehrenmann,
Dem hier ſein Herz nicht glüht!
Die Freundſchaft ſtärkt in Freud' und Noth,
Und folgt durch Leben und durch Tod!

Erbarmend ſah des Lebens Müh
Der Menſchen Vater, ſchwieg,
Er ſchuf die Freundſchaft, wog, und ſieh
Des Elends Schale ſtieg.
Da ſprach der Vater: Es iſt gut,
Und alles Leben hauchte Muth.

Wohlthun und Wohl empfangen, lehrt
Ein allgemeiner Bund.
Im Kerker iſt die Spinn' uns werth,
Auf öder Flur ein Hund,
Ein Hühnchen, das gerufen kam,
Und Brod aus unſern Händen nahm.

Doch ſelig, theilt ein Menſchenherz,
Verſtändig, gut und treu,
Voll Mitgefühl in Freud' und Schmerz,
Des Lebens Mancherlei:
Ein Freund, der ſanft mit Rathe nützt,
Und Abends traulich bei uns ſitzt.

Ach ohne Freund iſt öd' und ſtumm
Das ſchönſte Vaterland;
Doch blühen heißt Elyſium
Ein Freund aus dürrem Sand:
Er ſchmauſt mit uns auf grobem Zwilch,
Und würzt durch Liebe Frucht und Milch.

Einmüthig hält auf Recht und Pflicht,
Und handelt, Freund und Freund;
Doch trägt man gern, und quält ſich nicht,
Was jeder glaubt und meint.
Der zieht den Duft der Roſe vor,
Der andre liebt den Nelkenflor.

Gedank' und That, und Ehr' und Glück
Vertraut man ohne Hehl;
Auch Schwachheit ſchaut des Freundes Blick,
Ihn irrt kein leichter Fehl.
Selbſt herber Gram an Freundesbruſt
Verweint ſich bald in ſüße Luſt.

Ein Herz und Eine Seele ſey
Mit ſeinem Freund der Freund;

Liebreich und wahrhaft, mild und frei
In Fern' und Tod vereint!
Einſt bringt, wer früher ſtarb, in Glanz
Dem Brudergeiſt den Palmenkranz! —

Entblößt das Haupt, ihr Freund', und weiht
Der Freundſchaft dieſen Trank!
Ihr todten Freunde, hört den Eid,
Einſtimmend zum Geſang;
Und tröſtet armer Fürſten Loos,
Die nie des Freundes Arm umſchloß!

Wir ſchütteln herzlich uns die Hand,
Und theilen Freud' und Noth!
Sey dieſer Druck der Freundſchaft Pfand
Durch Leben und durch Tod!
Nichts ſoll und kann uns je entzwein!
Mein Freund iſt mein, und ich bin ſein!

27.

Was folgt daraus, wenn Gott die Liebe iſt?

von Zollikofer.

Keine Wahrheit iſt fruchtbarer, als die, daß Gott die Liebe iſt. Sie umfaſſet alles, erklärt alles, breitet über alles Licht und Troſt und Seligkeit aus. Wer von ihrer Kraft durchdrungen und beſeelet wird; der muß nothwendig gut und ſelig ſeyn, und immer beſſer und ſeliger werden. Freilich können wir nur die wenigſten Folgen dieſer an Folgen unerſchöpflichen Wahrheit anzeigen; aber auch dieſe können und werden uns in tauſend bedenklichen Fällen unterrichten, beruhigen, tröſten, und erfreuen.

1. Gott iſt die Liebe; alſo ſind ſeine **Befehle nicht Befehle eines eigenſinnigen ſtrengen Herrn**, der damit

ſeine Macht und Oberherrſchaft beweiſen, oder uns ſeine Gewalt fühlen laſſen will, ſondern Anweiſungen zu der Glückſeligkeit, die er uns zugedacht hat, und zu welcher wir ſchlechterdings nicht gelangen können, wenn wir ſie nicht auf dem Wege ſuchen, den er uns dazu anweiſet, und nicht das thun, was er uns thun heißt. Alſo ſind auch ſeine Verbote nicht Verbote eines neidiſchen, eiferſüchtigen, mißgünſtigen Weſens, das ſich allein freuen, allein frei, allein glückſelig ſeyn will; ſondern Warnungen der Liebe, die uns gern vor allem, was uns ſchädlich iſt, bewahren, uns von jedem Abwege und Irrwege, von jeder Handlung, die uns einſt reuen, von jeder Luſt, die ſich einſt in Schmerz verwandeln würde, abhalten, und uns vor aller Gefahr, vor allem Verluſte, vor allem Elende ſchützen möchte. Dies und nichts anders ſind alle Vorſchriften, die uns Gott gegeben hat; ihr Grund iſt Wohlwollen und Liebe, ihre Beobachtung iſt Mittel und Weg zur Seligkeit — oft wirklicher Genuß der Seligkeit.

2. Gott iſt die Liebe; alſo ſind nicht nur die Güter, die er uns ſchenkt, ſondern auch alle Uebel, die er über uns verhängt, nicht nur die Freuden, die er uns genießen läßt, ſondern auch die Leiden, die er uns auflegt, Wohlthaten, Wirkungen und Beweiſe ſeiner Liebe. Nie, das präge dir tief ein, o Menſch, der du würdig von Gott denken, ſeine Schickungen richtig beurtheilen und wohl gebrauchen willſt, nie läßt er ein Uebel über dich kommen, weil es ein Uebel und dir unangenehm oder beſchwerlich iſt; nie einen Schmerz dich treffen, weil dir der Schmerz wehe thut; nie ein Leiden dich drücken, weil es dich drückt und ängſtiget! Aber er läßt Uebel, Schmerzen, Leiden über dich kommen, um dich zu warnen, zu belehren, zu beſſern, zu üben; um noch größere Uebel und Leiden von dir abzuwenden; um

dich höherer, dauerhafterer Freuden und Güter fähig zu machen. Gern würde er dich mit dieſen Uebeln, mit dieſen Schmerzen, mit dieſen Leiden verſchonen; gern dich lauter reine Freuden genießen laſſen, wenn es mit deiner Natur, mit deinen Fähigkeiten, mit deinem Verhalten, mit deinem gegenwärtigen Zuſtande beſtehen könnte, wenn du dabey eben ſo verſtändig, ſo weiſe, ſo tugendhaft, ſo ſelig werden könnteſt, als du es ſo werden kannſt.

3. Gott iſt die Liebe; **alſo ſtrafet er niemanden wegen unverſchuldeter und unüberwindlicher Irrthümer**, ſo mannigfaltig und groß ſie auch ſeyn mögen; alſo verurtheilt und verdammt er niemanden, weil ihm gewiſſe Religionslehren und Pflichten nicht bekannt geworden ſind, und er alſo jene nicht annehmen und glauben, und dieſe nicht beobachten konnte. Alſo iſt ihm unter allen Völkern ein jeder angenehm, der ihn fürchtet und recht thut, ein jeder, der das thut, was er nach ſeiner Erkenntniß, nach ſeinen Fähigkeiten, nach ſeinen Kräften und Umſtänden und an ſeiner Stelle thun kann; alſo will und wird er kein Geſchöpf, keinen Menſchen der Vollkommenheit und Glückſeligkeit berauben, deren ſie fähig ſind.

4. Gott iſt die Liebe; **alſo will er nicht um ſeinetwillen, ſondern blos um unſertwillen, daß wir ihn verehren und ihm dienen ſollen**; alſo will er nicht knechtiſch von uns gefürchtet, ſondern kindlich geliebt werden; alſo ſoll der Dienſt, den wir ihm leiſten, nicht erzwungener, ſclaviſcher Gehorſam, ſondern freier Gebrauch unſrer Vorzüge, froher Genuß unſrer Seligkeit ſeyn; alſo darfſt du nicht mit Zittern und Zagen vor ihm erſcheinen; dich nicht ſcheuen, dein ganzes Herz vor ihm auszuſchütten; nicht fürchten, daß der unendliche Abſtand, der zwiſchen dir und ihm iſt, ihn verhindern

werde, auf dich, der du im Staube vor ihm liegſt und Staub biſt, herab zu ſehen; deine Wünſche zu hören und ſich deiner anzunehmen; nicht denken, daß er deine Anbetung und dein Lob, darum, weil ſie ſeiner Majeſtät und Größe nicht angemeſſen ſind, verwerfen werde; nicht glauben, daß nur der ganz Reine, der nirgends zu finden iſt, oder nur der Beredte, der ſo, wie du, vor ihm ein ſtammelndes Kind iſt, Hülfe und Erhörung hoffen dürfe.

5. Gott iſt die Liebe; alſo hat er das größte Wohlgefallen an der Liebe, und das höchſte Mißfallen an allem, was mit derſelben ſtreitet; alſo wird Gott durch Geſinnungen und Werke der Liebe weit mehr verherrlicht, ſein Wille wird dadurch weit gewiſſer und beſſer erfüllt, als durch den feurigſten Eifer für ſeine Ehre, der von Liebe entblößt iſt, als durch die ſchwerſten Aufopferungen, durch die glänzendſten Thaten, deren Grund und Zweck nicht Liebe iſt; alſo verherrlichſt du den Gott der Liebe nicht, du, der du deine Brüder ſtreng richteſt, und den Irrenden und Schwachen verdammeſt. — Iſt Gott die Liebe; ſo iſt die Liebe das ſanfte, ſelige Band, das uns mit der Gottheit verbindet, und uns ihres Einfluſſes und der Mittheilung ihrer Kräfte und Freuden fähig macht; alſo iſt kein näherer, ſicherer Weg, zur Gemeinſchaft mit dem höchſten Weſen zu gelangen, als wahre, thätige, unermüdete Liebe gegen alle Menſchen; alſo glänzet das Ebenbild Gottes um ſo viel heller an uns, um ſo viel mehr Liebe wir haben und ausüben.

6. Gott iſt die Liebe; alſo kannſt du ihm dich und deine Schickſale ruhig übergeben, kannſt alles Gute von ihm erwarten; alſo darfſt du nicht ängſtlich für die Zukunft ſorgen, du kannſt alle deine Sorgen auf ihn, den Allweiſen und Allgütigen, werfen, und verſichert

ſeyn, daß er für dich ſorgen werde. Du ruheſt ja in den Armen der höchſten, wirkſamſten, unveränderlichſten Liebe; die träget dich, die ſorget für dich, die beſtimmt und leitet alle deine Schickſale, die kann nichts anders als dein Beſtes wollen und wirken. Was ſie dir verweigert, das muß dir gewiß ſchädlich; was ſie dir gibt, das muß gewiß gut; die Wege, die ſie dich gehen heißt, müſſen gewiß die beſten ſeyn, die du itzt gehen kannſt.

7. Gott iſt die Liebe; alſo kannſt du ſelbſt ſeinem Rufe zum Tode, als dem Rufe zu einem beſſern, höhern Leben, getroſt folgen, dich getroſt in die Dunkelheit wagen, die ſich dann vor dir verbreitet, und darfſt nicht zweifeln, daß ſie dich zum hellſten, ſeligſten Lichte führen werde. Er, der Gott der Liebe, wird und kann dich nicht vernichten, wird dich gewiß nicht rückwärts, ſondern vorwärts gehen laſſen, dich nicht mit deinem Daſeyn aller Vollkommenheit berauben, ſondern derſelben immer näher bringen. Seine Liebe iſt unveränderlich iſt ewig, ihre Wirkſamkeit wird nie geſchwächt. Wie könnte ſie ein glückſeligkeitsfähiges Weſen, ein Weſen, das Gott und Menſchen lieben, und im Genuſſe dieſer Liebe ſelig ſeyn kann, wie könnte ſie das umkommen laſſen? Nein, weder Tod noch Grab können ihre wohlthätigen Abſichten vereiteln; denn es iſt allmächtige Liebe; Liebe, die ihres Endzweckes nie verfehlen kann! Ohnmöglich kann ſie dich in der Macht des Todes und des Grabes laſſen! Nein, auch dann wird ſich Gott als der Gott der Liebe an dir verherrlichen, wird dir Hoffnung und Zuverſicht in's Herz geben, dich durch die Verſicherung ſeiner väterlichen Huld erfreuen und ſtärken, und dich durch den Tod zum völligen, ungeſtörten Genuſſe aller Güter und Seligkeiten führen, die dir ſeine Liebe in einer beſſern Welt bereitet hat!

28.

Lied,

von Joh. Andr. Cramer.

Wer zählet alle Gaben,
Die wir Beglückten hier
Von deiner Güte haben?
Was gleicht, o Vater, ihr?
Was nur empfinden kann,
Nimmt auch, weil ſich ihr Segen
Auf tauſendfachen Wegen
Verbreitet, Theil daran.

Ich fühl's in jeder Wonne
Der jauchzenden Natur;
Im Glanze deiner Sonne;
Im Hain und auf der Flur;
In deiner Berge Pracht;
Im blumenvollen Thale;
Im frühſten Morgenſtrahle;
Im Schatten jeder Nacht;

Auf deiner ganzen Erde;
In jeder Roſe Duft;
Im Tanze jeder Heerde;
Im Säuſeln jeder Luft;
Nach deines Winters Flucht
In jedem erſten Keime;
Im Kühlen deiner Bäume,
In ihrer reichen Frucht;

Im Leben jedes Wurmes;
Im Lied der Nachtigall;
Im Rauſche auch des Sturmes;
Am Quell, am Waſſerfall!

Wie groß iſt deine Güte,
Sagt liſpelnd mir der Bach!
Wie groß iſt deine Güte,
Hallt mir der Donner nach!

In Bienen, welche ſtreben,
Mir ihren ſüßen Saft
Zu ſammeln; in den Reben
Und ihrer Trauben Kraft;
In jeder vollen Saat
Vergüldeter Gefilde
Seh' ich, was deine Milde
Für reiche Schätze hat!

Wer faſſet ihrer Wunder
Verſchiedenheit und Macht;
Wer aller ihrer Wunder
Zahl, Miſchung, Reiz und Pracht?
Arbeiteſt du, Natur,
Vom Himmel bis zur Erde,
Daß alles Freude werde,
Nicht für den Menſchen nur?

Brauch' ich, mich zu beglücken,
Der Phantaſie Betrug?
Ich athme ja Entzücken
Durch jeden Odemzug.
Soll ich aus Unverſtand
Mir bei der Schöpfung Gaben
Noch leere Brunnen graben,
Mir Brunnen in den Sand?

Mit lieblichem Gedränge
Eilt, wenn ich gut nur bin,
Der reinſten Freuden Menge
Zu meinem Herzen hin.

Sie will genoſſen ſeyn;
Nur ſoll ich, Gott zum Preiſe,
Mich im Genuſſe weiſe,
Mit Wahl und dankbar freun.

Mich freuen, daß ich lebe,
Zertrümmern aber nicht
Der Nerven fein Gewebe;
Das nur begehrt die Pflicht.
O die Beſchützerin
Der wahren Menſchenfreuden
Bewahret ſelbſt durch Leiden
Für ſie Gefühl und Sinn!

Preis dir für ihre Lehre:
Dir opfr' ich Ruhm und Dank,
Anbetung dir und Ehre,
Dir Jubel und Geſang.
Wie ſorgeſt du für mich!
Du meines Gottes Güte,
Du milde reiche Güte,
Wie ſorgeſt du für mich!

Zum Lobe deiner Werke
Gib Feuer meinem Geiſt,
Begeiſterung und Stärke
Dem Danke, der dich preiſt;
Bis er von dir, gewöhnt
Zu deiner Werke Ruhme,
In deinem Heiligthume
In höhern Liedern tönt!

29.

Wichtigkeit der Unterſuchung, ob ein Gott ſey?

von Jeruſalem.

Die erſte und wichtigſte von allen Wahrheiten iſt dieſe: iſt ein Gott, oder iſt keiner; iſt ein allerhöchſtes vernünftiges Weſen, von dem die Welt mit ihrer Natur und Ordnung ihren Urſprung hat, oder ſollen wir alles als Wirkungen eines ewigen Nichts, eines blinden Ungefährs, oder als ewige Folgen einer ewig todten Nothwendigkeit anſehen? Dies iſt mir der nächſte und wichtigſte Gedanke, den ſich meine Vernunft gedenken kann; und ich mag meine Augen, wo ich will, hinwenden, ich mag über mich den Himmel anſehen, ich mag die Geſchöpfe betrachten, womit ich umgeben bin, ich mag meine Augen zuthun, und in meine eignen Empfindungen mich verſenken; ſo iſt mir dieſer Gedanke mit aller ſeiner Wichtigkeit gleich gegenwärtig. Ich ſehe überall eine Schönheit und bei der unendlichſten Mannigfaltigkeit eine Harmonie, worin ſich meine Seele mit Entzücken verliert. — Ich ſehe den Himmel an. Was für eine geheime Macht, die alle die unzähligen, ungeheuern Weltkörper in dem leeren Raume in einer unverrückten Ordnung erhält! Was für eine unbegreifliche Weisheit, die einen Theil derſelben in der unermeßlichen Entfernung unbewegt in ihrem Stande erhält, andere aber durch das einfachſte Geſetz ſich um jene, als ihren gemeinſchaftlichen Mittelpunct, in einer Entfernung wälzen läßt, welche nach eines jeden innerer Natur auf's genaueſte abgewogen iſt, und die wiederum durch eben dieſes Geſetz ſo viele Kometen in ganz andern Laufbahnen, von allen Himmelsgegenden, durch jener ihre Kreiſe leitet, ohne daß ſie ſich in ihrem Laufe ſtören! Unſre Erde könnte in unzähligen Graden von der Sonne

weiter entfernt ſtehen, ſie könnte ihr eben ſo vielmal näher ſeyn; und wer wies ihr eben die Entfernung an, daß ſie das Maß von Licht und Wärme bekommt, welches der Natur aller ihrer Geſchöpfe am gemäßeſten iſt? Ihre Stellung gegen die Sonne könnte ebenfalls unendlich anders ſeyn; und wer gab ihr unter allen möglichen eben diejenige Lage, die durch die Abwechslungen von Sommer, Winter, Herbſt und Frühling alle ihre Gegenden am meiſten bewohnbar macht? Wer befahl dem Monde, dieſe Erde beſtändig zu begleiten, und wer maß ſeinen Abſtand ſo genau, daß der Ocean dadurch in ſeiner beſtändigen Bewegung erhalten wird, aber auch nie aus ſeinen geſetzten Ufern treten kann? Wer maß die Fläche des Oceans gegen die höhere Fläche der Erde, daß von den häufigern Ausdünſtungen das Land durch unaufhörliche Regen nicht erſäuft, doch aber auch durch Regen und Flüſſe hinreichend getränkt wird? Und wer gab endlich den beiden ſo nahe verwandten Elementen, dem Waſſer und der Luft, das verſchiedene Geſetz, daß die Luft ihre ausdehnende Kraft nie verlieren, das Waſſer hergegen dieſelbe nie annehmen, und in Luft ſich verwandeln kann, ſondern daß beide das Maß und Gewicht unveränderlich behalten müſſen, welches der Beſchaffenheit und Natur aller Geſchöpfe ſo gemäß iſt? — Iſt kein Gott, kein vernünftiges freies Weſen, daß dieſes alles geordnet hat; ſo ſehe ich nichts, ſo iſt mir alles das dunkelſte Räthſel, und ſo iſt mir die Vollkommenheit, die Harmonie, die ich hier auf Erden antreffe, eben ſo unerklärlich.

In ihrer erſten Anlage finde ich alles ungebildet und roh; dies iſt der Vorrath der Natur. Aber ich gehe nur eine Stufe hinauf, ſo finde ich dieſe rohe Materie in Metallen, Salzen, Steinen und Kryſtallen ſchon unendlich ſchön gebildet. Und was für ein neuer Schau-

platz von Mannigfaltigkeit, Ordnung und Schönheit, wenn ich noch eine Stufe höher ſteige, und ſehe, wie dieſe rohe, todte Materie in unzähligen Arten von Bäumen, Kräutern und Blumen, einförmig und unendlich mannigfaltig organiſirt iſt! Der Kryſtall, der Kieſel behalten unverändert ihre Geſtalt, die ſie vielleicht von der Schöpfung her haben; ſie bleiben einzeln, wie ſie ſind, ohne eine ſichtliche Aenderung oder Vermehrung. In dieſem Reiche iſt hergegen alles in beſtändiger Verwandlung; hier wächſet, hier lebet alles; und alles in unzähligen Stufen. In einerlei Erde, von einerlei Regen befruchtet, ſtehet alles vermiſcht unter einander, und alles iſt an Geruch, Farbe und Geſchmack unendlich unterſchieden; es wächſt, es vermehrt ſich, es ſtirbt alles, und alles unverändert in ſeiner Natur, alles zu ſeiner beſondern Jahrszeit, alles in der vollkommenſten Harmonie mit der übrigen Natur; alles verſchieden, und alles nach dem einförmigſten Grundgeſetze.

Ich gehe noch eine Stufe höher, und meine Ausſicht wird noch unendlich wunderbarer. Auf der vorhergehenden ſahe ich bei einer unendlichen Mannigfaltigkeit und Schönheit den künſtlichſten Mechanismus. Aber außer dem Wachsthume iſt noch alles todt; es wächſet und ſtirbt noch alles auf der Stelle, wo es geboren wird, ohne ſein Daſeyn noch ſelbſt zu empfinden. Aber hier ſehe ich überall willkührliche Bewegungen, die feinſten Empfindungen, die künſtlichſten Triebe. Eben die vorige Materie, faſt dieſelbe Organiſation; es entſtehet, es wächſet, es ſtirbt alles mit den Pflanzen nach einerlei Geſetzen, aber in unendlich neuen Geſtalten, in unendlich größerer Vollkommenheit; alles lebt, alles bewegt ſich ſelbſt, alles empfindet, und dieſe Vollkommenheit ſteigt, wie in den Pflanzen, in unzähligen ſich immer gleichen Stufen. Die niedrigſte Pflanze war noch

halb Stein, das niedrigſte Thier iſt ſichtbarlich mit der Pflanze noch verwandt; Halbthiere, die noch in Aeſten fortwachſen; Thiere von Einer Art von Empfindungen; Thiere, die fünf Sinne haben; einige, die noch auf der Stelle ſterben, wo ſie geboren werden, denen ihre Schale noch ihre ganze Welt iſt; andere, die durch den Geruch, das Gehör, das Geſicht die entfernteſten Dinge empfinden; Thiere, ungeheuer wie Berge; Thiere, denen der Raum von einem Sandkorne, ein Tropfen Waſſer, ein Blatt, eine Welt iſt. Und alles iſt in ſeiner Art vollkommen, alles hat ſeine Gliedmaßen, die nach dem übrigen Baue ſeines Leibes, nach ſeiner Beſtimmung, nach ſeiner Nahrung, nach dem Elemente, worin es lebt, mit einer nicht zu ergründenden Weisheit eingerichtet ſind; alles hat ſeine beſondern Triebe, die mit ſeiner ganzen Natur harmoniren. — Indeſſen herrſcht in dieſem unruhigen, willkührlichen Reiche eben die Ordnung, die ich in dem Pflanzenreiche wahrnehme. Es hat alles ſeine abgemeſſenen Stufen, alles ſeine angewieſene Gegend, die unveränderlichſten Geſetze. Es bleibt alles unverändert in ſeiner Art; es vermiſcht ſich nichts, es verliert ſich nichts, nichts wird unvollkommner, nichts kann ſich über die Stufe ſeiner Natur erheben; alles ſtirbt, und erzeuget ſich in einer unveränderlichen Proportion fort, wie es ſeiner Beſtimmung und der ganzen Natur gemäß iſt. Ein jedes behält ſein Maß von Kräften, ſein Maß von Begierden, ſeine beſtimmte Dauer. Ich finde nirgends eine wahre Vernunft; aber ein geheimes unerklärliches Geſetz, das ſchneller und gewiſſer als alle Vernunft iſt, erſetzt dieſen Mangel. Alles kennet ſein Geſchlecht; es weiß alles für ſeine Nahrung, für ſeine Wohnung, für ſeine Fortpflanzung und Erhaltung mit einer Geſchicklichkeit zu ſorgen, die den ſcharfſinnigſten Weltweiſen in Erſtaunen

ſetzt. Und alle dieſe Mannigfaltigkeit iſt nur Eine Kette; vom Steine zur Pflanze, von der Pflanze bis zum Affen; es ſind alles Glieder, die ſich berühren. Es iſt alles voll, nirgends ein Raum, nichts ſich vollkommen gleich, alles ſtufenweiſe. Wo ich mit meinen Augen am Ende bin, da entdecken mir die Vergrößerungs- und Ferngläſer neue Welten; und vielleicht bin ich auch mit dieſen in der Hand noch immer auf der Mittelſtufe dieſer unendlichen Leiter. Die Verbindung bleibt indeſſen immer dieſelbe. Pflanzen, Thiere, Waſſer, die Planeten, die Sonne ſelbſt, alles iſt um des Andern willen da; es macht alles nur Ein Ganzes, ein vollkommenes Ganzes aus.

Ich ſelbſt bin mir noch ein unendlich größeres Wunder. Auf der einen Seite gehöre ich noch mit zur Pflanze, der nächſte Anverwandte der Thiere. Ich entſtehe, wie ſie; ich nähre mich, wie ſie; ich habe mit ihnen einerlei Dauer, dieſelbigen Triebe, eben den Tod. Auf der andern Seite habe ich in meiner Geſtalt, in meinen Gliedern, in meinen Fähigkeiten, unendliche Vorzüge. Ich bin ein Gott gegen ſie. Ich habe eine Vernunft, einen freien Willen; ich herrſche über alles, es wächſet alles für mich, von der Ceder bis zum Graſe, vom Elephanten bis zum Seidenwurm; es iſt alles nur für mich da. Ohne mich iſt die Natur ganz todt; alle ihre Ordnung nichts beſſer als ein Chaos. Der Weinſtock genießt ſich ſelbſt nicht; die Blume empfindet ihre eigne Schönheit nicht; dem Seidenwurme iſt ſein Gewebe nichts wie ſein Grab; ohne mich liegt der Demant ohne Werth unter den Kieſeln. In mir vereiniget ſich alles; durch mich wird alles Vernunft, alles Harmonie, alles erſt wahre Schönheit. Ohne mich iſt die Natur arm; ich ſchaffe ihr alle Augenblicke neue Geſtalten; ich dringe in ihre innerſte Werkſtatt; ich ent-

decke ihre geheimſten Geſetze; ich meſſe die Himmel, ich wäge die Planeten, ich berechne ihren Lauf; ich mache mir das Vergangene und Zukünftige gegenwärtig; meine Ausſichten, meine Fähigkeiten, meine Triebe haben nirgends ihre Grenzen; es iſt alles in mir ewig. Noch mehr, die Quelle meines Vergnügens und Mißvergnügens habe ich in mir ſelbſt; ich bin mein eigner Geſetzgeber, mein eigner Richter; ich lobe und tadle, und ſtrafe und belohne mich ſelbſt, und mein Beifall iſt mir wichtiger, als die Lobſprüche von tauſend Schmeichlern. — —

Aber, was ſehe ich in allem dieſem Reichthume, in dieſer Ordnung, wenn kein Gott, kein vernünftiges freies Weſen iſt, welches dies alles hervorgebracht, und dieſe herrliche Ordnung veranſtaltet hat? Iſt dies alles von Ungefähr; kommt es alles aus einer blinden, todten Nothwendigkeit; ſo weiß ich nicht, was ich ſehe. Eine Maſchine, aus Millionen Rädern zuſammengeſetzt, die alle eine gemeinſchaftliche abgemeſſene Bewegung, und im Ganzen weder Urheber noch Zweck haben; lauter abgemeſſene Mittel, ohne Abſicht, lauter beſtimmte Abſichten ohne Urſache. Die vollkommenſte Ordnung und Schönheit ohne Vernunft, eine ewige Bewegung ohne Urheber, lauter Leben aus einem ewigen Tode; die vollkommenſte Harmonie unter lauter ſtreitenden Dingen; — wie finſter! hier ſehe ich nichts mit aller meiner Vernunft! Und was bin ich? Ein noch dunkleres Räthſel. Von lauter ſterblichen Vätern von Ewigkeit her; das widerſprechendſte Geſchöpf, von allen Seiten eingeſchränkt, und in allen meinen Ausſichten und Begierden unendlich; mit einer Anlage zu unendlichen Fähigkeiten, um als ein Embryo zu ſterben; ein Herr der Thiere, ein Herr der ganzen Natur, mit allen Schickſalen eines Inſects; ein todter Staub voll gött-

licher Kraft; ein denkendes Weſen, das ſich über den Himmel erhebt, und in dem Augenblicke ein Fraß der Würmer; mit dem ſtrengſten Geſetze geboren, ohne Geſetzgeber! Wie räthſelhaft; wie finſter! Wie viel ſehe ich hier mehr, als ein Thier! — Dies iſt das Wenigſte; ich bin mit allen dieſen Vorzügen nichts beſſer, als ein Thier; ich bin ſchlechter, ich bin unglücklicher, ſo lange dieſe Unterſuchung für mich nicht entſchieden iſt. Es iſt wahr, ich behalte meine gewiſſen Vorzüge als Menſch, wenn auch kein Gott iſt. Meine Vernunft verliert dadurch an ihren Fähigkeiten nichts; ich kann in der Erforſchung der Wahrheit eben ſo ungehindert fortgehen; ich empfinde ihre Reizungen mit eben der Lebhaftigkeit; ich behalte alle Reizbarkeit meiner Sinne; ich genieße alle Bequemlichkeiten und Vergnügungen des Lebens; die Welt bleibt für mich eben ſo ſchön, eben ſo reich; meine Begierden bleiben eben ſo lebhaft, eben ſo mannigfaltig. Aber morgen bin ich todt! Morgen todt? ewig todt? Ja, wenn kein Gott iſt; ſo habe ich nichts anders, als einen ewigen Tod zu erwarten. Soll dies eine Beruhigung für mich ſeyn? O hätte mich doch, wie ich meine Exiſtenz erhielt, das Loos eines Thieres getroffen! ſo hätte ich die mühſelige Chimäre, der Vorſchrift meiner Vernunft und meines Gewiſſens beſtändig zu folgen, nie gekannt; ſo hätte ich die Kränkung von ſo vielen vergeblichen Entwürfen nicht; ſo kennte ich die Reizungen der Wahrheit und Tugend nicht; ſo kennte ich die reizenden Ausſichten einer Ewigkeit nicht; ſo wüßte ich nicht eher, was Tod wäre, bis das Schlachtmeſſer mir ſchon alle Empfindung und Furcht davor genommen hätte; da ich itzt, unter einer jeden Empfindung meines Lebens mit dem Tode ringend, die ſchreckliche Vorſtellung einer ewigen Vernichtung vor Augen habe, und, da ich kaum das Alphabet der Natur müh-

ſam gelernt, und die Reizungen der Wahrheit in der Ferne geſehen habe, meine Augen auf ewig ſchließen muß. Iſt dies der ganze Endzweck der prächtigen Anlage meiner Natur? Iſt dies der ganze Lohn der vielen Bemühungen, mich zur Wahrheit und Tugend zu bilden? — O was für ein blindes widerſprechendes Geſchöpf!

Aber wie hell, wie heiter, wie ruhig wird alles in meiner Seele, ſobald der Gedanke in ihr aufgeht, daß die Welt von einem höchſten vernünftigen Weſen ihren Urſprung hat. Was die Sonne meinen Augen iſt, das iſt dieſer erquickende Gedanke meiner Vernunft; in dieſem Lichte wird alles auf einmal um mich hell. Wo ich vorher nichts als Verwirrung ſahe, da ſehe ich itzo nichts als entzückende Vernunft; überall die beſten Abſichten mit den weiſeſten Mitteln verbunden. Ich ſehe überall den Vater der Natur, der alle ihre Glieder, der die Bewegung der lebloſen Geſchöpfe und die Triebe der lebendigen zu einer allgemeinen Vollkommenheit mit ſeiner wohlthätigen Hand auf's weiſeſte zu verbinden ſucht. Nun bin ich mir auch das Räthſel nicht mehr; ich überſehe meine ganze Beſtimmung. Ein allerhöchſtes vernünftiges freies Weſen hat mich auf die höchſte Stufe dieſer ſichtbaren Natur geſetzt; — gewiß nicht, daß ich die Ordnung der Natur zerſtören ſollte. Es hat mich mit den edelſten Fähigkeiten ausgerüſtet; — gewiß nicht, daß ich nur ein ſo viel größeres Thier ſeyn ſollte. Dieſer weiſe Schöpfer hat mir eine Vernunft, ein moraliſches Gefühl vom Guten und Böſen gegeben; — ein ſicherer Beweis, daß es ſein Wille iſt, daß ich es für mein erſtes Geſetz erkennen ſoll, und daß es ihm unmöglich gleich viel ſeyn kann, ob ich dieſes Geſetz erfülle, oder nicht erfülle. — Nun ſehe ich dem Gewinn des Laſterhaften ruhig zu; er prange mit ſeinem Glücke,

ich beneide ihn nicht; er verhöhne mich mit meinem ruhigen Gewiſſen, ich vertauſche es gegen alle ſeine Freuden nicht. Iſt ein ſolches allerhöchſtes Weſen; ſo verliere ich nichts; ich will ihm keine Vergeltung vorſchreiben, mein Schöpfer kann nie mein Schuldner werden. Aber zu einem unendlichen weiſen und gütigen Gotte habe ich die feſte Zuverſicht, daß er die Vorzüge, die er mir in die Natur gelegt, mir nicht zur Marter werde gegeben haben, und daß er eher eine neue Welt ſchaffen, und meinen Staub nach Millionen Jahren eher wieder lebendig machen werde, ehe er mich, wenn ich ihn aufrichtig geliebt, unbelohnt laſſen ſollte; und meine Seele ſagt es ſich ſelbſt, daß ſie zu einer ſolchen Ewigkeit erſchaffen iſt. —

30.

Ermunterung,

von J. G. v. Salis.

Seht, wie die Tage ſich ſonnig verklären!
Blau iſt der Himmel und grünend das Land.
Klag' iſt ein Mißton im Chore der Sphären!
Trägt denn die Schöpfung ein Trauergewand?
Hebet die Blicke, die trübe ſich ſenken,
Hebet die Blicke: des Schönen iſt viel!
Tugend wird ſelber zu Freuden uns lenken;
Freud' iſt der Weisheit belohnendes Ziel.

Oeffnet die Seele dem Lichte der Freude,
Horcht, ihr ertönet des Hänflings Geſang!
Athmet, ſie duftet im Roſengeſtäude,
Fühlet, ſie ſäuſelt am Bächlein entlang.
Koſtet, ſie glüht uns im Safte der Traube,
Würzet die Früchte beim ländlichen Mahl.

Schauet, ſie grünet in Kräutern und Laube,
Mahlt uns die Ausſicht in's blumige Thal.

Freunde, was gleiten euch weibiſche Thränen
Ueber die blühenden Wangen herab?
Ziemt ſich für Männer das weichliche Sehnen?
Wünſcht ihr, verzagend, zu modern im Grab?
Edleres bleibt uns noch viel zu verrichten;
Viel auch des Guten iſt noch nicht gethan.
Heiterkeit lohnt die Erfüllung der Pflichten,
Ruhe beſchattet das Ende der Bahn.

Mancherlei Sorgen und mancherlei Schmerzen
Quälen uns wahrlich aus eigener Schuld.
Hoffnung iſt Labſal dem wundeſten Herzen,
Duldende ſtärket gelaßne Geduld.
Wenn euch die Nebel des Trübſinns umgrauen,
Hebt zu den Sternen den ſinkenden Muth;
Heget nur männliches, hohes Vertrauen;
Guten ergeht es am Schluſſe doch gut.

Laſſet uns fröhlich die Schöpfungen ſehen:
Gottes Natur iſt entzückend und hehr!
Aber auch ſtillen des Dürftigen Flehen;
Freuden des Wohlthuns entzücken noch mehr.
Liebet! die Lieb' iſt der ſchönſte der Triebe;
Weiht nur der Unſchuld die heilige Glut,
Aber dann liebt auch mit weiſerer Liebe
Alles, was edel und ſchön iſt und gut.

Handelt! durch Handlungen zeigt ſich der Weiſe,
Ruhm und Unſterblichkeit ſind ihr Geleit.
Zeichnet mit Thaten die ſchwindenden Gleiſe
Unſrer flüchtig entrollenden Zeit.
Den uns umſchließenden Cirkel beglücken,
Nützen ſo viel als ein jeder vermag;

O das erfüllet mit ſtillem Entzücken!
O das entwölket den düſterſten Tag!

Muthig! auch Leiden, ſind einſt ſie vergangen,
Laben die Seele, wie Regen die Au:
Gräber, von Trauercypreſſen umhangen,
Mahlet bald ſtiller Vergißmeinnicht Blau. —
Freunde, wir ſollen, wir ſollen uns freuen;
Freud' iſt des Vaters erhabnes Gebot.
Freude der Unſchuld kann niemals gereuen,
Lächelt durch Roſen dem nahenden Tod.

31.

Ein Brief,

von Leſſing.

Die Natur weiß nichts von dem verhaßten Unterſchiede, den die Menſchen unter ſich feſtgeſetzt haben. Sie theilet die Eigenſchaften des Herzens aus, ohne den Edlen und den Reichen vorzuziehen, und es ſcheint ſogar, als ob die natürlichen Empfindungen bei gemeinen Leuten ſtärker, als bei andern, wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig ſchadlos hältſt du ſie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glükkes abſpeiſeſt! Ein fühlbares Herz — wie unſchätzbar iſt es! Es macht unſer Glück, auch alsdann, wenn es unſer Unglück zu machen ſcheinet. —

Was ſind das für Betrachtungen, werden Sie ſagen, und mit was für einem Briefe drohen Sie mir? — Es ſind Betrachtungen, welche ich heute bei der Leſung einer engliſchen Monatsſchrift gehabt habe, wo ich eine Erzählung fand, die mich auf eine zwar traurige, aber doch ſo angenehme Art rührte, daß ich mich wider unſre Freundſchaft verſündigen würde, wenn ich Sie an dieſen Rührungen nicht wollte Antheil nehmen

laſſen. Hören Sie alſo; meine Geſchichte iſt der Triumph der våterlichen Liebe, und mein Held heißt Jacob Tomms.

Nichts kann eingeſchrånkter ſeyn, als der Verſtand dieſes Mannes, und nichts erhabener, als ſeine Empfindungen. — Und wenn mich alle Orakel für den Weiſeſten erklårt håtten; wåre es möglich, ich würde den Ruhm des Empfindſamſten mit Verluſt aller meiner Weisheit dafür eintauſchen. —

Jacob Tomms war arm; er empfand ſeine Armuth vierfach hårter; denn er hatte ein Weib und drei Kinder, die er mit Verkaufung weniger Gartenfrüchte kümmerlich erhielt. Er hatte mit einem reichen Manne einen kleinen Vergleich gemacht, welcher ihm wöchentlich eine gewiſſe Menge derſelben aus ſeinem Garten zukommen ließ, und erſt mit Ausgang der Woche das Geld von ihm verlangte. — — Wie großmüthig, ohne Zweifel, ſchien ſich der reiche Mann zu ſeyn! Einem ehrlichen Manne ſieben ganzer Tage zu borgen! Wo es ihm nur nicht bald reuet, ſo viel gewagt zu haben. —

Jacob Tomms hatte lange Zeit die vorgeſchoſſenen Früchte genau abbezahlt, als ſein Weib und ſeine ålteſte Tochter plötzlich krank wurden. Dieſer Zufall ſetzte ihn in die Unmöglichkeit, ſeinem Vertrage nachzukommen, und am Ende der andern Woche ſah er ſich in der Schuld einer unermeßlichen Summe von dreißig und einem halben Groſchen ſtecken. Der Reiche glaubte ſeinem Ruine nahe zu ſeyn, und voller Zorn begab er ſich zu ſeinem Schuldner. Das Erſte war, daß er ihm ferner die nöthigen Früchte, zur Fortſetzung ſeines kleinen Handels, vorzuſchießen verſagte; das Andre, daß er ihm einen Befehl zeigte, ihn in Verhaft nehmen zu laſſen, wenn er ihn nicht auf der Stelle wegen der dreißig und einem halben Groſchen befriedigte.

Ungefähr mochte Tomms noch ſo viel haben; allein das war es auch alles, was er hatte. Er warf ſich zu den Füßen des Reichen; er ſtellte ihm vor, an dieſen dreißig und einem halben Groſchen hange ſeines Weibes und ſeiner Kinder Leben; er müſſe ſeinen kleinen Kram damit unterhalten u. ſ. w. Er erbot ſich, alle Wochen ſechs Groſchen abzutragen. Er zeigte ihm ſein Weib und ſeine älteſte Tochter, welche eben in der Hitze des Fiebers auf ein wenig Stroh lagen. Er zeigte ihm die zwei andern kleinen Kinder, denen er nicht einen Biſſen Brod würde geben können. Umſonſt, der Reiche blieb unbewegt. — — „Ihr ſeyd alle Schelme, ſagte er, wenn ihr Geld habt, ſo beſauft ihr euch — ich will durchaus nicht länger warten.“ — — In dieſem Tone fuhr er eine Zeitlang fort, bis ein großmüthiger Unwille in unſerm Tomms endlich die Empfindung ſeines Unglücks unterdrückte. Nu da! ſagte er, indem er aus allen Näthen ſeiner Taſchen die kleine Schuld zuſammen ſuchte. Der Reiche ſtrich ſie ein, und ging fort. Tomms verfolgte ihn mit einem Blicke, — — mit dem ein tugendhafter Arme meinen ärgſten Feind verfolge. Wüßte ich mich grauſamer zu rächen? — — Kaum warf er ſeine Augen wieder auf ſein unglückſeliges Geſchlecht, als er in Thränen zerfloß. Bald aber hemmte ſie die ſtille und finſtere Verzweiflung. Seine Frau verlangte einige Erquickung; ſeine Kinder verlangten Brod — „Ihr ſollt Brod haben, meine Kinder, ſagte er; ihr ſollt haben! Zwar wird es euerm Vater theuer zu ſtehen kommen.“ — Hier beſann er ſich, daß ſich das Kirchſpiel der Waiſen annehme. Auf einmal war ſein Entſchluß gefaßt. Meine Kinder zu verſorgen, dachte er, muß ich ihnen den Vater nehmen, der ihnen kein Brod mehr geben kann.

Er begab ſich in einen kleinen Verſchlag neben der Stube, wo er ſeine Gartenfrüchte ſtehen hatte, feſt entſchloſſen, zu ſterben. Einige Augenblicke hielt ihn die Betrachtung ſeiner Seligkeit zurück. — — „Hätte ich doch nie von jenem Leben etwas gewußt! — Wie leicht würde es mir werden, meinen Kindern Brod zu ſchaffen. Ich thue vielleicht nicht Recht; aber kann ich beſſer thun?“ — Er fing an zu beten, und ſchloß in der Einfalt ſeines Herzens: „Lieber Gott, ſetze dich an meine Stelle, ich weiß, du wirſt eben das thun.“ —

Mit dieſem Gedanken bewaffnet, legte er ſich den Strick um den Hals; in den heftigen Bewegungen aber, die er dabei machte, hörte die Nachbarin die ſtarken Stöße, die er an die Wand that. Sie frühſtückte gleich, und kam alſo mit dem Meſſer in der Hand herbeigelaufen, in der Meinung, es ſey ihrer kranken Nachbarin etwas zugeſtoßen. Sie fand dieſe Frau in der äußerſten Unruhe wegen dieſes Tumults, den ſie gleichfalls gehört hatte; und als ſie auf ihr Erſuchen in den Verſchlag ging, ſah ſie den unglücklichen Tomms, welcher vielleicht kaum noch einige Minuten zu leben hatte. Sie ſtürzte ſich auf ihn zu, ſchnitt den Strick ab, und brachte ihn mit Hülfe der Kranken, welche auf ihr Geſchrei herbeigekommen war, ſterbend auf das Lager.

Man ließ ihm zur Ader und Tomms kam wieder zu ſich. Doch die Schaam über ſein mißlungenes Unternehmen, und die Furcht des Vorwurfs hätten ihn gewiß in eine neue Verzweiflung geſtürzt, wenn ſich der Graf von S**, welchem ſein Bedienter dieſen traurigen Vorfall erzählt hatte, nicht in das Mittel geſchlagen hätte. Er ließ unſern Tomms zu ſich kommen; er verwies ihm auf eine leutſelige Art ſein Verbrechen, und ſetzte ihn in Umſtände, in welchen ſeine natürliche Liebe

eine ſo harte Probe niemals wieder wird aushalten dürfen. — —

Ich will Ihr Gefühl durch keinen fremden Zuſatz zerſtreuen. Leben Sie wohl.

32.

An die Hoffnung,

von Bürger.

O beſte aller Feen,
Mit liebevollem Sinn,
Vom Himmel auserſehen
Zur Menſchentröſterin!
Der ſchönſten Morgenſtunde,
Gehüllt in Roſenlicht,
Der Svada gleich am Munde,
Der Honigrede ſpricht.

Du, die mich oft erheitert,
Vernimm, o Hoffnung, mich!
Mein freies Herz erweitert
Zu Lobgeſängen ſich.
Sie lodern mit dem Feuer
Des frommen Danks empor.
O neig' auf meine Leier
Dein allgefällig Ohr!

Als, mit dem goldnen Alter,
Der Unſchuld Glück entwich,
Da ſandten die Erhalter
Gequälter Menſchen dich,
Daß du das Unglück ſchwächteſt,
Des Laſters Rieſenſohn,
Und Freuden wiederbrächteſt,
Die mit der Unſchuld flohn.

Nun wandelt im Geleite
Dir ewig Ruhe nach.
Im Aufruhr und im Streite
Mit grauſem Ungemach,
Ertheileſt du dem Müden,
Eh' ganz ſein Muth erſchlafft,
Erquickung oder Frieden,
Und neue Heldenkraft.

Du ſcheucheſt von dem Krieger
Das Grauen der Gefahr,
Und tröſteſt arme Pflüger
Im dürren Mangeljahr.
Aus Wind und lauem Regen,
Aus Sonnenſchein und Thau,
Verkündeſt du den Segen
Der zart beſproßten Au.

Von deinem Flügel düftet
Ein Balſam für den Schmerz;
Bei ſeinem Weben lüftet
Sich das beklommne Herz.
Dein Odem hauchet Kräfte
Verwelktem Elend ein;
Erſtorbne kalte Säfte
Belebt dein milder Schein.

Du biſt es, die dem Kranken
Die Todesqualen ſtillt;
Mit wonnigen Gedanken
Von Zukunft ihn erfüllt;
In ſeinen letzten Träumen
Das Paradies ihm zeigt,
Und unter grünen Bäumen
Die Lebensſchale reicht.

Die du den armen Sclaven
Im dunklen Schacht erfreuſt;
Von unverdienten Strafen
Erlöſung prophezeih'ſt;
Dem im Tyrrhenermeere
Die Laſt des Ruders hebſt,
Und über der Galeere
Wie Frühlingswehen ſchwebſt;

O Göttin! deine Stimme
Tönt der Verzweifelung
In ihrem tauben Grimme
Noch oft Beruhigung.
Dein holder Blick entwinket
Sie gieriger Gefahr.
Der Todesbecher ſinket,
Der ſchon am Munde war. —

Und ach! — Verſchmähte Liebe
Bräch' ihren Wanderſtab
Getroſt entzwei, und grübe
Sich vor der Zeit ihr Grab;
Doch du hebſt ihr im Leiden
Das ſchlaffe Haupt empor,
Und ſpiegelſt ihr die Freuden
Erhellter Zukunft vor.

Das hat mein Herz erfahren! —
Schon lange wäre wohl
Von meinen Trauerjahren
Die kleine Summe voll;
Schon hört' ich auf zu ſtreben,
Mir brach das Auge ſchon:
Ich kam zurück in's Leben,
Auf deinen Schmeichelton. —

„Vielleicht, daß deiner Zähren
Die letzte bald verſchleicht.
Wie lange wird es währen,
So haucheſt du vielleicht
Den Seufzer ihr entgegen,
Dem Lieb' und Glück verliehn,
Die Harte zu bewegen,
Die unempfindlich ſchien.

Und blieb' ihr Herz hienieden
Auch immer unerweicht;
So iſt ſie dir beſchieden
Im Himmel noch vielleicht;
Im Himmelreich, wo Liebe
Die Seelen all' erfüllt,
Und jede Bruſt die Triebe
Der andern Bruſt vergilt.

Wann, ſonder Erdenmängel,
Dein Reiz in Fülle blüht,
Und Anmuth holder Engel
Dein Antlitz überzieht;
Wann ſich zur Engelſeele
Die deinige verſchönt,
Und himmliſch deine Kehle
Zur Himmelsharfe tönt:

Dann, ſüßer Lohn der Treue!
Beſchleicht die leere Bruſt
Erbarmen, oder Reue,
Voll reiner Liebesluſt.
In Edens ſchönſter Laube
Beſeligt Liebe dich." —
O Paradieſesglaube,
Erhalt' und ſtärke mich!

33.

Entlaſſungsrede,

von Gedicke.

Ich bedaure den Jüngling, der mit gedankenloſem Leichtſinne die Schule verläßt, und in die akademiſche Laufbahn hinein hüpft, der vielleicht nur darum ſich dieſer Veränderung freuet, weil er die Schule als einen Kerker anſah, und nun begierig den Augenblick erwartet, da er, frei von der ihm ſo läſtigen Aufſicht ſeiner Lehrer, nach eignen Einfällen und Launen, ſeine Zeit verſchwenden und vertändeln kann.

Ich freue mich des Jünglings, der am Ziele ſeiner Schuljahre nicht ohne Aengſtlichkeit vorwärts blickt, und mit feſten Vorſätzen und mit ernſter Ueberlegung den wichtigen Schritt in das akademiſche Leben thut.

Ich traue es Ihnen zu, meine Lieben, daß auch Sie nicht ohne Rührung und nicht ohne ernſthafte Gedanken zu dieſem Schritte ſich anſchicken, den Sie ſich in der That nicht wichtig genug vorſtellen konnen. Denn von ihm hängt Ihre ganze künftige Brauchbarkeit, Ihre ganze innere Zufriedenheit und Ihr äußeres Glück ab.

Das akademiſche Leben iſt in der That eine ſchlüpfrige Bahn. Nirgends iſt es leichter zu ſtraucheln, und nirgends iſt es gewöhnlicher. Deſto mehr Ruhm für den Jüngling, der dieſe Laufbahn ohne zu ſtraucheln zurück legt, und am Ende derſelben mit dem heitern Lächeln der Unſchuld und dem reinen edlen Bewußtſeyn, ſeine Zeit wohl und zweckmäßig angewandt zu haben, zurück blickt. Dieſe Freude, meine Lieben, wünſche ich auch Ihnen einſt: und es kann nicht leicht eine größere Freude geben, als wenn der ausgebildete Mann ſich in keiner Rückſicht ſeiner Jünglingsjahre zu ſchämen Urſa-

che hat, und wenn ſein Zurückſchauen ihm nirgends eine Röthe der Schaam in's Geſicht treibt. — Wohl Ihnen, wenn ſie einſt nach wenigen Jahren auch am Ende dieſer neuen Laufbahn ſtehen, und nun das Vaterland Rechenſchaft von Ihnen über die Anwendung Ihrer Vorbereitungsjahre fordert, wenn dann die Weisheit Sie als ihre echten Söhne erkennt.

Und das wird ſie, wenn Sie in ihrer akademiſchen Laufbahn nur für ſie allein ein offenes Ohr haben, und bei dem Sirenengeſange der Verführung, der Sie auf den weichen Polſter des Müßigganges oder in die Arme des Laſters locken will, taub ſind. — Erhalten Sie in Ihrer Seele ſtets den großen erhabenen Gedanken eines allſehenden Gottes gegenwärtig. Dieſer Gedanke wird Sie vor vielen Thorheiten und Ausſchweifungen bewahren, in die ſonſt jugendlicher Leichtſinn ſo leicht zu ſtürzen pflegt. Ueberhaupt vergeſſen Sie nie, daß die Ausbildung des Herzens und Charakters noch wichtiger ſey, als die Ausbildung des Kopfes, und daß Tugend und ungeheuchelte Verehrung Gottes zwar für jeden Stand und jeden Menſchen ein unſchätzbares Kleinod ſind, daß aber kein Stand mehr dadurch veredelt wird, als der Stand des Gelehrten. O meine theuern Jünglinge, hier vor den Augen dieſer feierlichen Verſammlung, und was mehr iſt, vor den Augen des Allwiſſenden beſchwöre ich Sie, nie Ihre Beſtimmung zu vergeſſen. Ich beſchwöre Sie, den Grundſätzen wahrer Religion und Tugend bis in Ihr ſpäteſtes Alter getreu zu bleiben, und Ihre größte Freude nur in der Erfüllung Ihrer Pflichten zu ſuchen. Dann wird die Vorſehung Sie ſegnen, die Welt Sie lieben und ehren, und Ihr Vaterland, zu deſſen Dienſt ſie ſich beſtimmen, wird Ihrer ſich freuen, und Ihr Beiſpiel wird

noch für kommende Generationen von Jünglingen lehrreich und ermunternd ſeyn. —

Meine lieben zurückbleibenden Gymnaſiaſten, ich wünſche, daß auch für Sie dieſer Tag ein Tag der heiligſten und unverbrüchlichſten Vorſätze ſeyn möge, und daß Sie mit angeſtrengten Kräften dahin ſtreben mögen, daß ich Sie einſt mit völliger Zufriedenheit, und nicht blos mit guten Wünſchen, ſondern mit ſichern Hoffnungen entlaſſen kann. Aber hüten Sie ſich vor dem Eigendünkel, früher die Schule verlaſſen zu wollen, ehe Sie von Ihren Lehrern für reif dazu erklärt werden. Wer ohne gründliche Vorbereitung die Univerſität bezieht, wird nachher in ſeinem ganzen Leben Anlaß genug finden, dieſe Uebereilung zu bereuen. Die akademiſchen Studien ſetzen ſchlechterdings ein gewiſſes Maß von Schulkenntniſſen voraus, und wer dieſe nicht mitbringt, bleibt, wenn er ſich auch nicht durch die mancherlei Schwierigkeiten, die er nun bei ſeinem Studiren nothwendig finden muß, abſchrecken läßt, Zeitlebens ſeicht in ſeinen Kenntniſſen, weil es ihm an einer feſten Grundlage fehlt. Wenden Sie daher jetzt Ihre Zeit auf's gewiſſenhafteſte an, um nicht einſt zu Ihrem unerſetzlichen Schaden die Schule unreif verlaſſen zu müſſen. Die Flügel der Zeit rauſchen ſchnell und unaufhaltſam. Ein Jahr fliegt nach dem andern hin, und ehe Sie ſich's verſehen, werden Sie ſich am Ende Ihrer Schuljahre befinden. Wohl Ihnen, wenn Sie heute, am Ende eines Schuljahrs, ohne innere Vorwürfe in daſſelbe zurück blicken können, und wenn Sie für die Zukunft ſtets nach der ſeligen Zufriedenheit ſtreben, am Ende jedes Jahres, jedes Tages, ſich ſagen zu können: auch dieſes Jahr — auch dieſer Tag war nicht verloren für mich.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

34.

Das Grab des Heilandes,

von Herder.

So ſchläfſt du nun den Todesſchlaf im Grabe,
Du junger Held, gefärbt mit ſchönem Blut.
Dein Leben war für Tauſend Lebensgabe,
Dein Tod erquickt auch Sterbende mit Muth.
Ruh' dann, erlöſt von jedem Jammer,
Womit dich Menſchenhärte traf,
In deiner ſtillen Kammer
Den ſchwer errungnen Schlaf.

Du aber, Freund, an dieſem bittern Tage,
Komm, ſchau mit mir der Menſchheit Scenen an.
„Sieh, welch ein Menſch!" betracht' ihn ſtill und ſage:
Wer Menſchen ſegnender je werden kann?
Und dann laß uns der Welt hier denken,
Mit welchem Dank ſie ihn erfreut?
Aus Liebe ſich zu kränken,
Iſt ſüße Dankbarkeit.

In Nazareth, am Galiläer-Meere,
Wer gab dem Jünglinge den hohen Geiſt,
Der, wie entkommen ſchon der Erdenſphäre,
Sein Reich den Himmel, Gott nur Vater heißt,
Und ſchaut, wie ſeine Sonne leuchtet
Auf Bös' und Gute, wie ſein Thau
So Roſ' als Dornen feuchtet
Auf Einer Gottesau?

„Auf, laßt uns Kinder ſeyn der Vatergüte!
Vollkommen, wie der Herr vollkommen iſt."
So pflanzt' er in der Sterblichen Gemüthe
Unſterblich's Weſen, das ſich ſelbſt vergißt,

Und im Verborgnen ſchafft und flehet,
Für Menſchen ſchafft, für Feinde fleht,
Still für die Zukunft ſäet,
Und ſtill von dannen geht.

„Glückſel'ge Armen! Glücklich, die da leiden
Unſchuldig-ſanft, und im Erbarmen ſchön
Aus reinem Herzen Menſchen Fried' und Freuden
Und Mitleid reichen, und dem Haß beſtehn.
Seyd fröhlich und getroſt: euch lohnet
Im Himmel ew'ger Troſt und Lohn;
Der Staub, den ihr bewohnet,
Iſt bald zum Staub entflohn."

„Auf, ſeyd der Zeiten Licht, das Salz der Erde,
Ein Stern der Nacht, ein Keim der Fruchtbarkeit.
In euch iſt Glanz, damit Glanz um euch werde,
In euch iſt Gold, das ihr den Menſchen leiht.
Auf! dringet durch der Sieger Pforte!
Eng' iſt die Pforte, ſchmal der Steg,
Zum höchſten Freudenorte
Ein unbetretner Steg."

Er ſprach's, und ging voran die Dornenpfade,
Die noch dem Sterbenden ſein blutig Haupt
Im Kranze ſchmückten. Haupt, du lächelſt Gnade,
Als hätte Roſ' und Lorbeer dich umlaubt.
Entſchlummre! — Bald wird deine Krone,
Siegprangend wie der Sterne Glanz,
Dem Menſchengott zum Lohne
Ein ew'ger Gotteskranz.

Denn, ſanft wie Gott, gefällig gleich den Engeln
War Güte nur und Huld ſein Königreich.
Mitfühlend unſrer Laſt und unſern Mängeln,
Und ſich allein an Kraft und Würde gleich.

Einſam im lauten Weltgetümmel
In ſeine Größe ſtill verhüllt.
So ſtrahlt am hohen Himmel
Die Sonne, Gottes Bild. —

Und konnten dem ein Unheil Fromme ſtiften?
Die Prieſter, ach, ergrimmte ſein Bemühn.
Sie riefen ihn aus ihren alten Schriften,
Und als er kam, erwürgten Prieſter ihn.
Zu ſchwer der Heuchelei geworden,
Entging er ihrer Tücke nicht.
Ihn riß der Segensorden
In's ärgſte Blutgericht.

Wie? hatt' er nicht ſchon lebend gnug gelitten?
Er, deſſen Herz das Mitleid ſelber war.
Ein zarter Sproß', um den die Stürme ſtritten,
Ein Arzt, dem fremdes eignes Leid gebar.
„Laß dieſen Kelch vorüber gehen;
Doch Vater, du haſt ihn gefüllt.
Dein Wille mag geſchehen;
Nicht ich, wie du, Herr, willt.“

Er trank den Kelch, und als nun ſeine Glieder
Gefühl der Gottverlaſſenheit durchdrang;
Kein Troſt erquickte ſeine Augenlieder,
Auf die des Hohnes ſchwere Wolke ſank:
Zerriſſen war der letzten Schmerzen
Geliebter Knote, der den Freund
Mit Freund- und Mutterherzen
Im Tode noch vereint;

Da blickt' er auf und ſah die ſchönen Auen,
Die er dem Sünder mitleidsvoll verhieß:
„Gedenk' an mich und laß dein Reich mich ſchauen!“
„Heut ſollſt du's ſchaun, der Freuden Paradies. —

Empfang in deine Vaterhände
Den matten Geiſt: es iſt vollbracht!“
Da kam ſein ſtilles Ende,
Sein Auge brach in Nacht. —

Nicht Thränen, Freund, ein Leben ihm zu weihen
Wie ſeines, das nur iſt Religion.
Was ihn erfreute, ſoll auch uns erfreuen,
Was er verſchmähte, ſey uns ſchlechter Lohn.
Mit Güte Bosheit überwinden,
Undank der Welt wie er verzeihn,
Im Wohlthun Rache finden,
Soll Chriſtenthum uns ſeyn.

Und nie, o nie ſey ſeiner Feinde Seele
Die unſre! was ſein Leben ihm betrübt,
Was ſeinen Geiſt, wie in der Marterhöhle,
Zu ſeufzen zwang, ſey nie von uns geliebt.
Erſtorbenheit und ſtolze Ränke,
Beim Pöbel Phariſäerruhm,
Geſchwätz und Wortgezänke,
Sey Teufels Chriſtenthum.

35.

Fragment,

aus J. A. Eberhard's Amyntor.

— — Der ſtärkſte Ausdruck des Schmerzes, womit Jeſus ſeine barbariſchen Richter beſchämte, waren nicht Vorwürfe, nicht Beſchuldigungen, — war das erhabne Stillſchweigen, das jedem, der es verſtehet, die Seele durchdringen muß. Alle erhabene Stellen, worin die Dichtkunſt durch Schweigen die größten Wirkungen hervor zu bringen ſich beſtrebt hat, vermögen nicht die Vergleichung mit dieſem Stillſchweigen zu beſtehen. Bewußtſeyn der Unſchuld, Gefühl ſeiner Seelengröße,

Gewißheit von der Vergeblichkeit aller Verſuche, der verblendeten, blödſinnigen Wuth die Augen zu öffnen, Ueberzeugung des Gerechten, daß dieſe ohnmächtige Wuth ihn zwar tödten, aber ihm nicht ſchaden könne, Ergebung in den Willen einer höhern Regierung, Mäßigung, Weisheit; — von allem dieſem, verbunden mit der Kraftloſigkeit des Schmerzes und der Erniedrigung, iſt dieſes erhabene Schweigen der ſichtbare Ausdruck.

Aus ſeinem ganzen Charakter leuchtet es hervor, daß es nicht die ſtarre Gefühlloſigkeit des wilden ungebildeten Menſchen, nicht die ſtoiſche Apathie des Temperaments war. Sein aufgeklärter gebildeter Geiſt gab ſeiner Seele alle die tiefe, ausgebreitete und zarte Empfindſamkeit, die ſo oft das Unglück der beſten Menſchen macht, und deren Beherrſchung ihnen ſo viel koſtet. Der ſchwere Kampf, wodurch er ſich zu der großen und langen Scene ſeines letzten Leidens zubereitete, zeigte, daß er das ganze Gewicht ſeiner Leiden ahnete. Bei dieſer Zubereitung auf ſchwere Prüfungen iſt die Erwägung ſeiner Kräfte, und die Furcht vor ſeiner eignen Schwachheit nicht der kleinſte Theil des Kampfes der Tugend, eine Beſorgniß, die des Gerechten Bruſt ſo heftig quälte, daß ſie nur der höhern himmliſchen Stärkung wich.

Es iſt natürlich, daß daſſelbe zarte Gefühl für Andere uns auch gegen unſre eignen Uebel empfindſam macht; ſo wie der feine und lebhafte moraliſche Sinn die Empfindungen und Beſorgniſſe des Gewiſſens vor jedem kleinſten Fehltritte ſchärft, und die körperlichen Schmerzen, die die Unterdrücker dem Gerechten zufügen, noch mit den nagenden Schmerzen des gefühlten Unrechts, der verkannten, erſt ſpät zu verherrlichenden Unſchuld vermehrt. Wenn dieſe unſichtbaren Leiden die größten Leiden der Unſchuld ſind; wenn ſie von der rührenden, empfindlichen Tugend am meiſten gefühlt wer-

den; wie überſchwenglich groß mußten die Leiden Jeſu ſeyn! In den Jahren des Lebens, worin die Empfindſamkeit am lebhafteſten zu ſeyn pflegt; mit einem Herzen, das den Eindrücken des Schmerzes und der Freude ſo offen war; wie tief mußten ihn die Scenen des Jammers rühren! Wir ſehen ihn in dem Laufe ſeines Lebens an den Freuden eines hochzeitlichen Mahles mit Heiterkeit Theil nehmen; wir ſehen ihn bei dem Anblicke einer dem Untergange geweihten Stadt, bei dem Grabe eines verſtorbenen Freundes, und dem Trauern ſeiner hinterbliebenen Verwandten, Thränen der Wehmuth vergießen; wir ſehen ihn noch in den ſchrecklichen Augenblikken, wo es ſo verzeihlich iſt, wenn das gefolterte Herz ſich auf ſich ſelbſt zurück ziehet, und aller fremden Noth vergißt, noch für die Schwachheit und das Schickſal ſeiner Freunde bekümmert, für ſeine Verwandten beſorgt, ſelbſt noch gegen die Schwachheit der Bethörten unter ſeinen Verfolgern mitleidig, für die Verfolgungen und Schmach, worunter er leidet, ihnen Vergebung erflehend. —

Wenn mich je für die Lehren dieſes Weiſeſten und Gerechteſten etwas einnehmen kann; ſo iſt es ein ſolches Leben. — Für die Wahrheit der Erzählung dieſer Thaten bürgt mir mein innigſtes Gefühl. So viel ich auch von der Ausſchmückung der Geſchichte der Liebe und Bewunderung, die ſie aufgezeichnet hat, vergönnen will; ſo kann ich doch keinen einzigen Zug in ſeinem moraliſchen Charakter aufgeben. Ich ſehe deutlich, daß ihr Gemälde keine Geburt ihrer Einbildungskraft, daß es die genaue Abzeichnung eines Urbildes iſt, deſſen ganze Größe und Hoheit ſie ſelbſt nicht zu ahnen ſcheinen. Alle Züge des ganzen Bildes ſind ſo zuſammenpaſſend, und jeder, auch der größte, ſo ſorglos, ohne Vorbereitung und Anmaßung hingeſtellt, ohne Ausruf der Be-

wunderung, ohne Aufforderung der Aufmerkſamkeit, mit ſo viel hoher Einfalt des Herzens, als habe der Schriftſteller nichts Außerordentliches ſagen wollen, als habe er ſelbſt nicht das Außerordentliche gefühlt, was bei jedem Zuge aus ſeiner Feder fließt. Aus der ganzen Erzählung ſcheint hervor, daß der Geſchichtſchreiber ſein hohes Ideal von Tugend erſt in dem Leben ſeines Helden gefunden habe; es alſo als ſeine Erdichtung anſehen, hieße das größte aller Wunder annehmen. Nie, muß ich mit einem weiſen Bewunderer dieſer Geſchichte ſagen, nie hätten jüdiſche Schriftſteller aus dieſen Zeiten weder dieſen Ton, noch dieſe Sittenlehre finden können, und das Evangelium hat ſo große, ſo auffallende, ſo vollkommen unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit, daß ſein Erfinder viel größer ſeyn würde, als ſein Held! —

36.

Die Freundſchaft,

von Gotter.

— — Ein guter Gott hat nicht vergebens
Geſtreuet Freuden ohne Zahl
Auf die bedornte Bahn des Lebens;
Er läßt von allen uns die Wahl.
Hier beut der Reichthum ſeine Schätze;
Dort zeigt der Ruhm uns goldne Plätze,
Noch unerfüllt im Götterchor;
Auch ſteigt im lachenden Gefilde
Der Tempel Amors dort hervor.
Daß er ſein rohes Herz zur Milde,
Zur Anmuth ſeine Sitten bilde,
Eilt flatternd ihm der Jüngling zu;
Ihn ſuchet lächelnd ſelbſt der Weiſe,

Und ſammlet hier, durch kurze Ruh,
Sich neue Kräfte zu der Reiſe.

Ruhm, Liebe, Reichthum, weicht zurück!
Erhabne, ſanfte Seelen finden,
Sich ſehen, — Sympathie empfinden,
In Einem heitern Augenblick
Auf Ewigkeiten ſich verbinden;
Dies iſt der Menſchheit erſtes Glück,
Und dieſes nur kann mich entzünden!
Es iſt ſo reizend, ſeinem Pfad
In Wüſten, die kein Fuß betrat,
Mit einem Freunde nachzuſpüren;
So reizend, mit geſchlungner Hand,
An einer jähen Tiefe Rand,
Auf morſchen Stegen ſich zu führen;
Dem Dürſtenden, aus hohler Hand,
Den erſten Labetrunk zu bringen;
Wenn Stürme gegen Stürme ringen,
Und Wanderern Verderben dräun,
Mit ihm des Mantels Schutz zu theilen,
Und in dem ſchauervollſten Hain,
Wo Räuber lauern, Wölfe heulen,
Beim Mittagsſtrahl, bei Mondenſchein,
Durch Unſchuld ſicher zu verweilen;
Noch reizender, des Schöpfers Macht
Mit der Muſik des Hains zu preiſen;
In einer hohen Linde Nacht
Am Tiſche der Natur zu ſpeiſen;
Bei jedem müherfüllten Gang
Sich zu ermuntern mit Geſchwätzen,
Und, unter freudigem Geſang,
An kühle Bäche ſich zu ſetzen.

O Freundſchaft, erſtgebornes Kind
Des liebevolleſten der Weſen,
Süß, wie die Träume vom Geneſen
Dem hoffnungsloſen Kranken ſind!
O, dieſes Lebens Labyrinth,
Was wär' es ohne dich? Verbreite
Dein mildes Licht auf meinen Schritt!
Stolz auf dein göttliches Geleite,
Geh' ich, wohin du führeſt, mit.
Als Knaben haſt du mich getragen,
Als Jüngling warnend mich gelenkt;
Erbarmt haſt du dich meiner Klagen,
Auf Wunden, die du mir geſchlagen,
Mit neuen Freuden mich getränkt.
Dich will ich im Genuß verehren,
Dir will ich danken im Verluſt;
Es ſtillen ſich des Abſchieds Zähren
An eines neuen Freundes Bruſt;
Oft, wenn das wunde Herz noch blutet,
Führt den Gefährten unvermuthet
Ein Umweg wieder auf uns zu;
Die frühe ſich verloren hatten,
Begegnen ſich im Abendſchatten,
Und gehen Hand in Hand zur Ruh.

Ihr, meiner Wallfahrt erſte Wonne,
Ihr Edlen, die mein Arm umſchloß,
Als noch auf uns die Morgenſonne
Ihr allbelebend Feuer goß,
Vergebens grüßet euch mein Segen,
Vergebens wallt euch meine Bruſt,
Streckt ſich, zur ſüßgewohnten Luſt,
Mein Arm dem eurigen entgegen!
Ihr ſeyd zerſtreut! Auf fernen Wegen

Muß ich, ein Spiel des Schickſals, gehn?
O, werd' ich in den dunklen Gründen,
Durch die ſich meine Schritte winden,
Nicht Einen von euch wiederſehn? —

37.

Der Dorfkirchhof,

von Gotter.

Die Abendglocke ruft den müden Tag zu Grabe,
Mattblökend kehrt das Vieh in langſam ſchwerem Trabe
Heim von der Au, es ſucht der Landmann ſeine Thür,
Und überläßt die Welt der Dunkelheit und mir.
Der Landſchaft zitternd Bild ſinkt in der Dämmrung Hülle,
Und durch die ganze Luft herrſcht feierliche Stille;
Nur daß ein Käfer hier mit trägem Fluge ſchwirrt,
Und ſchläfrig um mein Ohr ein fernes Läuten irrt,
Und daß aus jenem Thurm, den Epheu dicht umſchlinget,
In deſſen alte Kluft kein Strahl des Tages dringet,
Die Eule ſchauervoll dem blaſſen Monde klagt,
Ein Wandrer habe ſie zu ſtören ſich gewagt.
Hier, wo die Ulme traurt, der Eibe Schatten ſchrecket,
Wo mürbe Hügel Staubs ein dürrer Raſen decket,
Schläft, in ein dürres Grab verſenkt auf immerdar,
Von dieſem armen Dorf der Väter rohe Schaar.
Sie ruft der Morgen nun, der düftend niederwallet,
Der Schwalbe zwitſchernd Lied, das aus dem Strohdach ſchallet,
Des Hahns Trompetenton, des Hornes Wiederklang
Nicht mehr vom ſchlechten Bett zur Arbeit und Geſang.
Nicht mehr wird nun für ſie des Heerdes Flamme lodern,
Kein Weib am Abend ſie mit Sehnſucht wieder fordern,

Sich den Geſchäften ganz für ihre Pflege weihn,
Und keine Kinder mehr nach ihrem Vater ſchrein,
Still lauſchen, wenn er kommt, ſich ihm entgegen drängen,
Und, ſich um einen Kuß beneidend, an ihn hängen.
Oft tönete die Flur von ihrer Sichel Klang;
Es war ihr Pflug, der oft die harten Schollen zwang;
Wie froh zog ihr Geſpann vor ihnen auf die Felder!
Wie beugten ſich, erlegt durch ihren Streich, die Wälder!
Der Ehrgeiz ſpotte nicht der Arbeit ihrer Hand,
Verlache nicht ihr Glück, und ihren niedern Stand;
Der Große höre nicht, Hohnlächeln im Geſichte,
Des Armen kurze, doch belehrende Geſchichte!
Nicht zu vermeiden droht Ein letzter Augenblick
Dem Dünkel der Geburt, der Herrſchaft ſtolzem Glück,
Der Schönheit Zaubermacht, des Geiſtes Eigenthume;
Zum Grabe leiten nur die Wege zu dem Ruhme.
Verzeihe denn, o Stolz, daß glänzende Trophä'n
Zu ihrer Ehre nicht um dieſe Gräber ſtehn,
Und daß im Tempel nicht, durch tiefgewölbte Hallen,
Der Chöre Harmonie'n von ihren Thaten ſchallen.
Ergötzt ein Marmorbild den nachtumwölkten Blick?
Lockt den entflohnen Geiſt ein Trauermal zurück?
Kann in die öde Gruft des Ruhmes Nachhall dringen?
Läßt ſich des Todes Ohr durch Schmeicheleien zwingen?
Wie manche deckt vielleicht hier die Verweſung tief,
In deren ſchwangrer Bruſt ein Götterfunke ſchlief!
Provinzen hätten ſie mit wachem Blick beſchirmet,
In hohes Saitenſpiel Begeiſterung geſtürmet,
Hätt' ihnen Wiſſenſchaft ihr großes Buch entrollt,
In welches jede Zeit den Schatz der Völker zollt.
Hätt' Elend nicht ihr Haupt in tiefen Staub gedrücket,
Ihr Feuer ausgelöſcht, und ihr Genie erſticket.

Wie manche Roſ' im Thal erröthet ungeſehn,
Haucht ihren Duft umſonſt, und ſtirbt vergebens ſchön!
Wie manchen edlen Stein hält, vor der Menſchen Sorgen,
Der unerforſchte Grund des Oceans verborgen!
So ruhet mancher hier, der einſt mit kühner Hand,
Ein Franklin ſeines Dorfs, dem Frevel widerſtand,
Und mancher Milton ſtumm, vermiſcht mit andern Todten,
Und mancher Cromwell, rein vom Blut der Patrioten.
Sie konnten nicht, voll Muth, Gefahr und Tod verſchmähn,
Nicht, folgſam ihrem Wink, Senate zittern ſehn,
Mit Ueberfluſſe nicht ein ſelig Land beglücken,
Nicht leſen ihren Werth in eines Volkes Blicken.
Doch ſchränkte nicht ihr Loos nur ihre Tugend ein,
Die Laſter wurden auch in ihrer Hütte klein.
Sie durften nicht mit Blut die Thronenwege gießen,
Die Thore des Gefühls dem Elend nicht verſchließen,
Nicht Menſchen ſcheun, wenn laut im Buſen Wahrheit ſpricht,
Den Zeugen edler Schaam nicht tilgen vom Geſicht;
Noch, in der Wolluſt Schoos, des Weihrauchs ſich erfreuen,
Den, zu der Muſen Schmach, erkaufte Schmeichler ſtreuen.
Von der unedlen Bahn des Städtervolks entfernt,
Hat ihr beſcheidner Wunſch Ausſchweifung nie gelernt;
Kühl war ihr Lebensthal und dem Geräuſch entlegen;
Zufrieden wallten ſie auf ihren ſtillen Wegen.
Doch ruft ein Denkmal noch, das die Gebeine ſchützt,
Zerbrechlich aufgebaut, barbariſch ausgeſchnitzt,
Geziert, nach altem Brauch, mit ungefeilten Reimen,
Den ſtummen Wanderer, mit Thränen hier zu ſäumen.

Die Muſe hat ſich Lob und Elegie erſpart,
Nur ihre Namen, nur ihr Alter aufbewahrt,
Und den noch leeren Raum mit manchem Spruch geehret,
Der dieſes arme Volk die Kunſt zu ſterben lehret.
Denn welcher Sterbliche wirft ſehnend nicht den Blick
In eine ſchöne Flur, die er verließ, zurück?
Wer hat gedankenlos, von Sicherheit berauſchet,
Dies ängſtlich ſüße Seyn mit jener Nacht vertauſchet?
Ein Auge, das ſich ſchließt, ein halbgebrochnes Herz,
Heiſcht eine Thräne doch, und eines Freundes Schmerz;
Es rufet noch Natur aus unſrer Gruft; es lodert
Ihr Feuer unverlöſcht, wenn unſre Aſche modert.
Du, der die Todten hier, die keine Zunge preiſt,
Aus der Vergeſſenheit durch deine Leier reißt,
Vielleicht ſucht traurend einſt ein dir verwandtes Weſen
Noch deinen Hügel auf und fragt: wer du geweſen?
Da ſpricht ein grauer Hirt: „Wann dämmernd auf den Höh'n
Der Morgen zitterte, hab' ich ihn oft geſehn;
Durch das bethaute Gras rauſcht' er mit ſchnellen Füßen
Zu jenem Hügel hin, die Sonne zu begrüßen;
Dort, an der Buche Fuß, die ſchon vor Alter nickt,
Die Wurzeln aufwärts dreht, und ihre Zweige bückt,
Streckt' er am Mittag ſich, verdroſſen, unbelauſchet;
Starr ſah er in den Bach, der dort vorüber rauſchet;
Bald ſchlich er in den Hain, und höhniſch lächelt' er;
Bald murmelt' er vor ſich verworren Träume her;
Bald hing er bleich ſein Haupt, wie ein Verlaßner, trübe,
Genagt von innerm Gram und hoffnungsloſer Liebe.
An einem Morgenroth eilt' ich zum Hügel hin,
Wo ich ihn immer fand, und — da vermißt' ich ihn.
Ich eilte nach der Au, zu ſeinem Lieblingsbaume,
Allein ich fand ihn nicht, wie ſonſt, im ſüßen Traume.

Ein zweiter Morgen kam; weit ſchaut' ich um mich her,
Doch ich erblickt' ihn nicht am Bach', im Hain nicht mehr,
Tags drauf, ach! ſahn wir ihn, bei Liedern und bei Klagen,
In feierlichem Zug, nach unſerm Kirchhof tragen.
Siehſt du den Dornſtrauch dort? Komm! (leſen kannſt du ja!)
Lis! hier an dieſem Stein ſteht ſeine Grabſchrift! Da!"

* *
*

(Grabſchrift.)

Ein Jüngling ruhet hier in unſrer Mutter Schoos,
Dem Glücke nicht bekannt, durch keinen Nachruhm groß.
Sein niedrig Wiegenbett verſchmähten nicht die Muſen,
Und Schwermuth weihte ſich zur Wohnung ſeinen Buſen.
Voll Güte war ſein Herz, und der Verſtellung feind;
Voll Güte krönete der Himmel ſein Begehren.
Er ſchenkte Leidenden ſein ganz Vermögen — Zähren;
Gewährt ward ihm dafür ſein ganzer Wunſch — ein Freund.
Wag' in das Heiligthum nicht tiefer einzuſchauen,
Das ſeine Tugenden und ſeine Fehler mißt!
Ach! beide liegen ſie, mit zitterndem Vertrauen,
In deſſen Bruſt verſenkt, der Gott und Vater iſt!

38.

Glaube an die Unſterblichkeit des menſchlichen Geiſtes,

von Jakob.

Iſt eine ſittliche Ordnung da; ſo iſt auch mein Geiſt oder mein moraliſches Weſen unſterblich. Denn in einer ſolchen Ordnung bin ich etwas Abſolutes, und mein Zweck, nämlich moraliſch vollkommen zu werden, hört niemals auf. Die Natur iſt mit um meinetwillen da;

denn ſie iſt Mittel zu moraliſchen Zwecken. Ich darf alſo nicht fürchten, daß ſie meinen Geiſt vernichten oder zerſtören werde. Mein moraliſches Weſen iſt etwas überſinnliches, folglich unabhängig von den Veränderungen in der Zeit, und was dieſer unterworfen iſt, gehört nicht zu meinem moraliſchen Seyn. Meinen Körper können die Pfeile des Todes wohl treffen; die Natur kann machen, daß ich auf der Erde meine Wirkſamkeit verliere, daß ich nicht mehr als ein Theil der Sinnenwelt erſcheine. Aber der Staub, der hier meinen Geiſt umgibt, die Knochen, die er gebraucht, die Nerven, durch welche er an dieſe Erde gekettet wird, ſind nicht mein Ich. Denn in einer moraliſchen Welt kann das Feuer, das Waſſer, die Luft, oder wie die todten Elemente ſonſt heißen, unmöglich Herr über ein moraliſches Weſen ſeyn. Sokrates iſt in einer ſolchen Ordnung mehr, als der Giftbecher, der ihn tödtete; die Fieber ſind nicht ſo viel, als die Menſchen, welche ſie umbringen. In der Natur können ſie zwar eine größere Macht haben; aber keinen größern Werth in der Idee des Herrn der Natur. Habe ich aber einen größern Werth in der Idee des allmächtigen Schöpfers und Regierers der Welt; warum ſollte ich denn fürchten, daß ich ihr möchte aufgeopfert werden? Iſt er nicht weiſe und gütig zugleich? Und fehlt es ihm etwa an Macht, das zu thun, was er will? Nein, gewiß, er kann die moraliſchen Weſen erhalten, wenn er will, und daß er wolle, daran können wir nicht zweifeln, weil ſein Wille heilig iſt.

Je beſſer ich aber werde; deſto ſicherer kann ich meiner künftigen Fortdauer ſeyn. Denn als ein freies Weſen bin ich zur moraliſchen Thätigkeit beſtimmt. Dieſe Beſtimmung kann aber in keiner Zeit vollendet werden; es iſt eine Beſtimmung für die Ewigkeit. Je moraliſch

vollkommner ich alſo werde; deſto feſter wird mein Glaube an meine Unſterblichkeit ſeyn. —

Ich bin alſo ſicher vor deinen Stürmen, Natur! Der Tumult deiner Kräfte ſchreckt mich nicht. Du kannſt mich zwar in dem Strudel der Zeit mit fortreißen, ſo weit ich ſelbſt ein Theil von dir und von deinen Geſetzen abhängig bin; aber mein moraliſches Ich iſt über alle Zeitveränderungen erhaben. Ich bin ewig, und mein Wirken iſt ein höherer Zweck in dem Sinne deſſen, der dich erſchuf, als dein blinder Lauf. — Ob ich dich gleich nicht anſchaue und erkenne, du edleres, geiſtiges Weſen in mir, das mein Bewußtſeyn mit einer ſolchen Erhabenheit erfüllt; ob ich gleich nicht weiß, ob du einfach oder zuſammengeſetzt ſeyſt, was du für eine Geſtalt und Beſchaffenheit habeſt; ſo kenne ich doch dieſes unerforſchliche Ich, das ſich meinen Blicken nur um ſo mehr entzieht, je mehr ich es ſuche. Dieſes geheimnißvolle und räthſelhafte Ich kenne ich doch durch Ein Merkmal gewiß. Ich weiß nämlich, daß es Pflichten hat; ich weiß, daß es ein moraliſches Weſen iſt, und hierdurch weiß ich auch, daß es ewig und unſterblich iſt.

39.

An die Empfindung,

von Bindemann.

Du, die im Weltgebiete
Als Königin regiert,
Mit Göttermild' und Güte
Den ſanften Zepter führt;
Du, die zu Harmonieen
Des Schmerzes Saite zwingt,
Durch ſüße Melodieen
Die Klag' in Schlummer ſingt;

O Himmelstochter, ſchwebe
Von deinem Frühlingsthron;
Mit deinem Hauch belebe
Des Liedes ſüßen Ton!
Dich, Göttin, will ich ſingen,
O lächle gütig mir!
Es wallt auf leichten Schwingen
Mein Hymnenflug zu dir!

Dich preiſen Millionen,
Daß du vom Himmel kamſt,
Die goldnen Sternenkronen
Dir aus den Locken nahmſt,
Ein Kranz vom Veilchenhügel
Das blonde Haar durchzieht,
Und in des Baches Spiegel
Dein ſchönes Auge ſieht.

Nun ſtrömſt du Lebensquellen
Durch alle Zonen aus,
Und tauchſt in ihre Wellen
Der Freude Blumenſtrauß,
Daß tränke volle Züge
Der Erdenbürger Schaar,
Und deine Blumen trüge
Der Mädchen Ringelhaar.

Einſt wand vom Mutterherzen
Die Liebe dir ſich los;
Es trug mit ſüßen Schmerzen
Das Kind dein Götterſchoos,
Bis dich im Myrthenhaine
Der Laube Nacht umfing,
Und lächelnd dir die Kleine
Am jungen Buſen hing.

Drum blicket ſehnſuchtstrübe
Des Mädchens Aug' dich an,
Und Liebe, ſüße Liebe
Erfleht von dir der Mann.
Dich ſang mit hohem Feuer
Petrarka's Weihgeſang;
Du warſt es, der die Leier
Der ſanften Griechin klang.

O eilet, Erdenſöhne,
Zu ihrem Heiligthum;
Von euern Lippen töne
Der Freudengöttin Ruhm;
Bringt Weihrauch den Altären,
Bringt Huldigung und Kuß!
Nur ſie kann euch gewähren
Des Lebens Vollgenuß.

Beherrſcht von Fürſtenſtühlen
Ein Volk, gerecht und gut;
Laßt eure Schwerter wühlen
In tapfrer Feinde Blut;
Es mag von Pol zu Pole
Stolz euer Name ziehn,
Und hin vor dem Idole
Der halbe Weltkreis knien;

Fliegt bis zum Sternenſitze
Der Wahrheit kühn empor,
Mit eures Auges Blitze
Durchdringt des Zweifels Flor;
Doch drängt von ſeinem Throne
Euch weit hinweg das Glück,
Wird euch zum holden Lohne
Nicht dieſer Göttin Blick.

Bei euerm Fürſtenmahle
Laßt ſchäumen Rebenſaft
In goldene Pokale! —
Weit ſüß're Labung ſchafft
Ein Tropfen aus dem Becher,
Den ſie mit Wolluſt füllt,
Der warm dem trunknen Zecher
In trunkne Lippen quillt.

In ſchwärmendem Entzücken
An ihre Bruſt geſchmiegt,
In's Götteraug' zu blicken,
Ha, dieſe Luſt, ſie wiegt
Zu leicht das Gold der Fürſten,
Zu leicht die halbe Welt;
Nie wird nach Ehre dürſten,
Wen ſie am Buſen hält.

O Göttin, ich bezahle,
Dir lauten, heißen Dank,
Daß ich im Blüthenthale
Aus deinem Becher trank;
Daß du auf Blumenhöhen
Mich an die Bruſt gedrückt,
Und deines Odems Wehen
Zum Gotte mich entzückt;

Daß mir für Schmerz empfänglich
Ein Herz im Buſen ſchlägt,
Und ewig unvergänglich
Mein Mitgefühl ſich regt;
Daß ich mit Rührung ſehe
Der Thränen warmen Thau,
Der Schwermuth Blick verſtehe
In Augen, ſanft und blau.

O laß an dir mich hangen,
Auch wenn mein Lenz verblüht,
Von meinen bleichen Wangen
Die Jugend lächelnd flieht!
Auch dann noch laß mir Thränen,
Zu weinen ſüßen Schmerz;
Laß liebend noch ſich ſehnen
Des Greiſes ſanftes Herz!

Und wenn in deinen Armen
Mein Auge lächelnd bricht,
Zum letztenmal vom warmen
Gefühl die Liebe ſpricht;
Dann trag' in beßre Sterne,
O Göttin, mich hinauf,
Und nimm auch dort mich gerne
An deinem Buſen auf.

40.

Der moraliſche Sinn,

von Eberhard.

— — **Die Vollkommenheit unſrer geiſtigen Natur muß der vornehmſte Zweck unſrer freien Handlungen ſeyn.**

Ich ſehe, daß die Vorſehung mich ſo eingerichtet hat, daß das körperliche Vergnügen nicht der einzige Nutzen iſt, den die Körperwelt für mich hat. Die Sonne gibt ſo gut den unvernünftigen Thieren als dem vernünftigen Menſchen durch ihre erleuchtende, erwärmende Kraft, die Nahrung, wodurch ſie ihr Leben erhalten, und die angenehmen Empfindungen, wodurch ſie ſich des Lebens erfreuen. Allein dieſes herrliche Geſtirn hat für mein vernünftiges Weſen unendlich vielen

Nutzen, die es für das Thier nicht haben kann. Die Körper, die es mir ſichtbar macht, werden mir Gegenſtände der Betrachtung; ich kann ihre Eigenſchaften erforſchen, ihre Größen abmeſſen, ſie durch Kunſt zu neuen Quellen meines Vergnügens und Nutzens machen; ich kann über die Natur des Lichts nachdenken, und aus dieſen Betrachtungen ganze Wiſſenſchaften erbauen; ich kann über die Geſtalt, Entfernung, über die Verbindung, worin die Sonne mit ihrem Planetenſyſteme ſtehet, Entdeckungen machen, dieſe Entdeckungen zum Nutzen des menſchlichen Lebens anwenden, daran meine Verſtandeskräfte üben und von der Betrachtung derſelben endlich zu der Erkenntniß und Verehrung der Gottheit hinauf ſteigen. — So ſagt mir ſelbſt die ganze Einrichtung des Weltgebäudes, daß der Zweck aller erſchaffenen Dinge die größte Vollkommenheit des geiſtigen Weſens iſt. Das muß alſo auch der Zweck ſeyn, den ich mir bei allen meinen Handlungen vorſetze.

Wenn ich auf dem Wege dieſer Analogie fortgehe; ſo begreife ich, daß alſo meine Handlungen dadurch ihre Vollkommenheit und Schönheit erhalten, wodurch ſie jedes Ding erhält, dadurch, daß ſie mir nicht blos ſinnliches Vergnügen verſchaffen, ſondern überhaupt mir zu der Veredlung und Vervollkommnung meiner ganzen geiſtigen Natur verhelfen.

Wenn ſolchergeſtalt immer das weniger Vollkommene dem Vollkommenern untergeordnet iſt, das Lebloſe dem Lebendigen, das Vernunftloſe dem Vernünftigen; ſo muß auch mein ſinnliches Vergnügen der geſammten Vollkommenheit meiner Natur untergeordnet ſeyn. Aller ſinnliche Genuß muß daher nicht blos durch die Pflicht meiner körperlichen Erhaltung, oder der eine ſinnliche Genuß durch den andern ſinnlichen Genuß eingeſchränkt werden; er muß durch die Verbindlichkeit, zu

meiner geſammten Vollkommenheit zu arbeiten, auch zu derjenigen, die ich durch geſellige Handlungen mir verſchaffen kann, ſeine Einſchränkung und Beſtimmung erhalten. So komme ich mit mir ſelbſt, mit der menſchlichen Geſellſchaft, mit dem ganzen Weltgebäude in Harmonie.

Alſo in der Stelle, die ich als vernünftiges und als geſelliges Weſen in der Welt einnehme, mich vollkommner zu machen, das muß allen meinen Gedanken, Wünſchen und Entſchließungen den endlichen Ausſchlag geben. Was ich aufzuopfern, was ich zu leiden habe, dadurch verliere ich nichts, wenn meine vernünftige Natur dabei unverletzt bleibt; oder, ich gewinne vielmehr, wenn die Aufopferung zur Erhaltung und Erhöhung ihrer Würde nöthig iſt.

Die Tugend kann alſo nichts anders ſeyn, als die Vollkommenheit meiner vernünftigen Natur. Worin kann aber dieſe Vollkommenheit beſtehen? Doch gewiß in nichts anders, als in der Erhöhung ihrer Kräfte. Iſt die Tugend nichts als die erhöhte Kraft meiner Seele, und iſt es der Genuß dieſer Kraft, was mich beſeligt; ſo mögen meine tugendhaften Handlungen ausfallen, wie ſie wollen; ſie mögen mich reicher oder ärmer, geehrter oder verachteter machen, Freunde verſchaffen oder Feinde zuziehen; — ſie können mir nicht ſchädlich ſeyn. Einige Tugenden ſetzen ſelbſt voraus, daß ich mit Gefahren zu kämpfen habe, und es verringert ſie nicht, es vermindert meine Glückſeligkeit nicht, wenn ich dieſen Gefahren, ohne meine Schuld, unterliege.

Der Werth dieſer Tugenden kann alſo nicht von den äußern Vortheilen abhängen, die ſie mir verſchaffen; er muß in ihnen ſelbſt liegen, darin, daß ſie Eigenſchaften, Kräfte und Vollkommenheiten meiner vernünftigen Natur ſind. Haben ſie dieſen nicht; ſo haben

ſie gar keinen ſichern Werth, und gleichwohl legt ihnen die allgemeine Stimme, die in allen menſchlichen Sprachen gehört wird, einen ſehr hohen bei. — Tapferkeit, die oft in ihren großmüthigen Unternehmungen erliegt, würde der erhabene Wahnſinn eines träumenden, irrenden Ritters ſeyn, wenn ein unerſchrockener Muth, eine durch die Begeiſterung des Wohlwollens zur Aufopferung ſeiner ſelbſt erhöhte Seele nicht an und für ſich ſelbſt ein unſchätzbares Gut wäre. Wie es mit dieſer Tugend iſt; ſo iſt es mit allen andern. Und wenn ich ihren Werth ſo beſtimme; ſo behalten ſie in allen Umſtänden ihre wohlthätigen Wirkungen; ſo habe ich nie nöthig, an der Tugend zu verzweifeln, oder mich ihre Opfer gereuen zu laſſen. — Meine Wohlthaten werden mit Undank vergolten; meine beſten Abſichten werden verläumdet; das iſt kein Uebel für mich, das iſt nur ein Uebel für den Undankbaren und den Verläumder. Ich werde mich daher auch nicht durch Undank und Verläumdung abhalten laſſen, recht zu thun, und, wo ich kann, nützlich zu ſeyn. Denn da ich keine Vergeltung verlange, die nicht in meiner Macht ſtehet, und keine Folgen ſcheue, die ich nicht hindern kann; ſo kann mir der einzige Lohn, den ich wünſche, von niemand vorenthalten werden, dieſer Lohn, über den keine menſchliche Gewalt etwas vermag, weil er in der Beſchaffenheit meiner Seele beſteht, die durch jede Handlung der Wohlthätigkeit verbeſſert und veredelt wird, ſo wie in dem daraus entſpringenden Bewußtſeyn meines Werthes, in dem durch kein anderes zu erſetzendes Vergnügen der Selbſtachtung, der Beruhigung und Selbſtzufriedenheit.

So befinde ich mich auf einer erhabenen Zinne, von der ich einen weiten Horizont überſehen kann. So kann ich dem unaufhörlichen Kampfe der Elemente, woraus

in dem gröbern Dunſtkreiſe der Sinnenwelt zu meinen Füßen bald Segen, bald Zerſtörung ſtrömt, ſicher und unbeſchädigt zuſehen; ich bin gewiß, daß den Sonnenſchein meines Seelenglücks in dieſer Höhe keine gewaltſame Revolution erreichen kann.

Von dieſem erhabenen Standpuncte ſiehet dann auch mein Geiſtesauge über mir den unbegrenzten Inbegriff aller geiſtigen Vollkommenheit, den heiligſten, unabhängigſten, ſeligſten Geiſt, deſſen ſchwaches Nachbild ich in meiner Seele finde. Nur in dieſem ſchwachen Nachbilde kann ich die zerſtreuten, ſich in die Unendlichkeit verlierenden Schattenzüge des über alles erhabenen Weſens finden, die mein endlicher Verſtand ſich nicht zu vollſtändig auszumalen wagen darf, ohne Gefahr zu laufen, der Zeichnung Grenzen zu geben, wodurch ſie dem Bilde meiner eignen Endlichkeit ähnlich wird. Da ich indeß mit meiner Erkenntniß von dieſem höchſten Geiſte bei dem Bilde anhebe, das er von ſich in meinem Innern abgedrückt hat; ſo wird mein Begriff von demſelben immer in dem Maße wahr, angemeſſen und dem Urbilde ähnlich ſeyn, je mehr meine eigne Seele heilig, tugendhaft, frei, aufgeklärt, von den Sinnen und allem ſinnlichen Intereſſe unabhängig, und nur der Vernunft und dem Triebe der Wahrheit und des Rechts gehorſam ſeyn wird. Wer keine andern Principien ſeines Wollens und Thuns kennt, als die Erhaltung der Sinnenluſt und die Vermeidung des ſinnlichen Schmerzes; wer kein anderes Gut, als dieſes, für ein Gut hält; der wird mit ſeinen Begriffen von der Gottheit auf einer ſehr niedrigen Stufe ſtehen. Seine Gottheit, wenn er mit dieſem Worte wird eine Idee verknüpfen wollen, wird ein eigennütziges, abhängiges, unbeſtändiges, weichliches, ungeduldiges, leidenſchaftliches Weſen, wie er ſelbſt, ſeyn.

Das Verhältniß dieſes Weſens zu der Welt; ſeine Regierung, womit er über ſie waltet; der Dienſt und die Huldigung, die ihm ſeine vernünftigen Geſchöpfe ſchuldig ſind, und die Gründe, wodurch ſie dazu verpflichtet werden, müſſen wiederum nothwendig dem Charakter gemäß ſeyn, den die vernachläſſigte oder verwahrloſete Seele, die ſich nicht zu dem Anſchauen des vollſtändigen Tugendbildes emporgehoben hat, ſich von ihrer Gottheit machen muß. Der Epikuräer kann ſich keine wohlthätige und uneigennützige Gottheit denken; er iſt es ſelbſt nicht, und wie ſollte er einem andern Weſen eine Vollkommenheit beilegen, wovon er keinen Begriff hat?

So bemerke ich eine ſtete Wirkung und Zurückwirkung der Sittenlehre auf die Religion, und der Religion auf die Sittenlehre, die eine erhellet, berichtiget und verſtärkt immer die andere. Es iſt auch vergebens, das trennen zu wollen, was ſeinem Weſen nach unzertrennlich iſt. Wer in ſeiner Religion von dem Bilde eines wahrhaft innerlich tugendhaften Charakters ausgehet; der kann ſich ſeine Gottheit eben ſo wenig gleichgültig gegen das Wohl der erſchaffenen Dinge denken, als er ſich ſelbſt, ohne Theilnehmung an der Glückſeligkeit des großen gemeinen Weſens der Menſchen, weiſe, tugendhaft und glücklich ſchätzen kann. So wie ſeine eignen Handlungen durch Weisheit und uneigennützige Güte gelenkt werden; ſo können auch in ſeiner Religion die Handlungen des höchſten Weſens keine andere Quelle haben; und ſelbſt die Uebel, womit die große Kette der erſchaffenen Dinge durchflochten ſcheint, können ihm keine Ausflüſſe des Eigennutzes und der Selbſtſucht ſeyn, die Anderer Wohl ihrem Vergnügen aufopfert. Der Eigennützige bedarf ſtets ſolcher Opfer, und was ſollte ihn bewegen, ſie ſich zu verſagen? Wie ſollte aber

der Allgenugſame, oder auch nur der, deſſen Tugend ſeine Glückſeligkeit, ſo weit es die Schwachheit eines endlichen Weſens zuläßt, von den äußern Dingen unabhängig gemacht hat, eigennützig ſeyn können? –

Wenn dann der letzte Zweck aller meiner freien Handlungen die Vollkommenheit meiner Seele, die verhältnißmäßige Uebung und Erhöhung aller ihrer Kräfte iſt; ſo kann es mir nicht lange zweifelhaft bleiben, wo ich die Elemente aller meiner moraliſchen Urtheile zu ſuchen habe. Ich kann ſie nur in meinem Innern finden.

Von den Grundideen, in die ſich das Gefühl der Verpflichtung zur Liebe eines Wohlthäters auflöſen läßt, iſt keine einzige eine Empfindung der körperlichen Sinne. Durch die Wohlthat, die uns ein Wohlthäter erzeigt, wird er für uns ein Gegenſtand, der unſre Liebe intereſſirt, indem er uns gütig, zuvorkommend, liebreich erſcheint; das erfahren wir, wenn wir uns ſelbſt beobachten. Was aber Liebe ſey; wer kann das wiſſen, als wer geliebt hat, und die Bewegungen ſeines Herzens beobachten kann?

Daß wir nothwendig das Beſſere wollen, und alſo denjenigen, der unſer Wohl und Vergnügen vermehrt, der ſo für uns der Beſſere iſt, auch mit unſerer innigern Liebe nothwendig auszeichnen müſſen; daß wir verpflichtet ſind, ihn mehr als Andre zu lieben; das hängt von dem unveränderlichen Geſetze unſers Willens ab, das zu wollen, was wir innig als das Beſſere fühlen. Dieſes Geſetz aber erfahren wir in jedem Augenblicke unſers Lebens.

Wenn wir alſo die Ideen, woraus unſre ſittlichen Urtheile zuſammengeſetzt ſind, nicht durch die körperlichen Sinne erhalten; ſo ſind dieſe ſittlichen Urtheile von der äußern Erfahrung unabhängig. Dieſer innere Sinn

aber, womit die Seele die Gründe zu ihren ſittlichen Urtheilen in ſich ſelbſt wahrnimmt; dieſer Verſtand, womit ſie ſich daraus die allgemeinen Begriffe von gut, Verpflichtuug, Güte, Weisheit abziehet; dieſe Vernunft, womit ſie daraus ſich ihre ſittlichen Geſetze ableitet; das alles iſt der moraliſche Sinn.

41.

Sic bibitur,

von E. M. Arndt.

Den Becher, den fröhlichen Becher zur Hand!
Bald ſchiffen wir hin in ein anderes Land,
Wo goldener Wein nicht mehr blinket!
Wo Biſchof und Punſch nicht in Schalen mehr dampft;
Kein tanzender Jüngling den Boden mehr ſtampft,
Kein Mädchen zum Kuſſe mehr winket.

Dann welket der Frühling, die Freude verſtummt;
Wir wandeln von täuſchenden Bildern umſummt;
Vergeſſenheit reicht uns die Schale.
Aus allen fünf Sinnen entſchwindet allda,
Was droben im fröhlichen Kreiſe geſchah,
Im kerzenerleuchteten Saale.

Getrunken, getrunken, ſo lang' es noch geht!
Der knöcherne Mäher mag drohen! er mäht
Uns alle; den früher, den ſpäter.
O Charon, ich rudre mit eigener Hand,
Vom Trunke geſtärkt, an den dämmernden Strand,
Und grüße die bärtigen Väter.

Wohl wärmet die Göttin der Jugend das Blut;
Doch heißer noch kocht es in Bromios Gluth;
Dann lodert der Buſen in Feuer;

Dann wandelt der Jüngling, ein rüſtiger Held,
Wie Phöbus Apollon, hoch über die Welt
Mit Bogen, mit Schwert und mit Leier.

Das Leben enteilt, wie ein flüchtiger Traum,
Den Jubelſaal trennet ein kärglicher Raum
Nur von dem verſtummenden Grabe.
Drum pflück' ich die Roſen, die heute mir blühn,
Drum koſt' ich die Trauben, die heute mir glühn;
Wer weiß, was ich morgen noch habe!

42.

Der Frühling,

Idylle von v. Bonſtetten.

Höre nicht auf zu murmeln, kleiner Bach! Deine ſanft plätſchernden Wellen wiegen den Sturm in meiner Bruſt in Ruhe. Die ihr zu ſüßen Bildern einladet, einſame Gegenden, nehmet mich in eure Schatten auf! Holder Frühling, komm, überſtröme mich mit deiner Wonne! Laß ſie fließen, die Thränen reiner Wolluſt, die deine immer neue Schönheit jedes Jahr meinem Aug' entlockt — daß mein Geiſt, endlich frei von Zwang und Ueberdruß, auf der Gedanken leichten Flügeln ſchwebe, und in ſeligem Entzücken ſich empor hebe zu Welten, die beſſer, als dieſe, für mein Herz geſchaffen ſind.

Junge Pflanze, die nun der laue Zephyr weckt, hebe dein Haupt empor über dieſen weichen Raſen. Sieh', ſchon ſtehen viele deiner Geſpielinnen da, entfalten ihre zarten Blätter, und ſchmücken ſich für Florens bunte Feſte. Kleine Knoſpen, ſchließt nun eure Kelche auf, und ergießt in duftenden Strömen Labſal in meine wunde Seele; ſchon löſet ſich eure Hülle ſanft auf, und euer Buſen haucht Wolluſt der wärmern Sonne entgegen. —

Und bald — welcher Blätterpomp an jenen Buchen! In ihren Schatten ſingt dann die Nachtigall ihre Liebe, und ſtrömt die Töne höherer Luſt aus, die ſie ſo lang' in ihrem warmen Buſen verſchloß.

Junge Pflanze, zarte Geſchöpfe, die ein Hauch welken macht, wer war's, der euch wieder zum Daſeyn rief? Und wer hieß dieſen zackichten Stamm ſich wieder mit ſo vieler Pracht bekleiden? — Glückliche Weſen, ihr wachſet nun ſorgenlos zu neuem Leben auf — und ich liege noch unter des Winters Hülle! O wenn wird auch mein Frühling anbrechen? Welcher West wird auch mich zu neuem Leben und zum Anſchauen neuer Sonnen aufwecken? Der wird es thun, der nun dieſe bräunlichen Aeſte mit kühlenden Zweigen deckt, und in herrlichem Schmucke dieſe einſame Gegend bekleidet, damit der Menſch jene große Wahrheiten vernehme, welche die Natur dem fühlenden Herzen verkündigt. Ja, ich höre ſie, jene mächtige Harmonie, dieſe untrügliche Stimme; ſie redet zu meinem Herzen, und der ſanfte Taumel, worein mich der ſüße Einklang ihrer mannigfaltigen Töne wiegt, iſt der Verkündiger ſchönerer Welten.

Ich höre deinen Geſang, du kleiner Bewohner dieſer Wipfeln! Komm näher; denn nur deine Stimme iſt würdig, in der feierlichen Stimme dieſer Einſamkeit zu ertönen; dein ſanftes Lied reißt mich ganz in jene Welt der Unſchuld hin, die du bewohnſt. Mittlerweile dort der ſorgenloſe Diſtelfinke auf jenem wankenden Aeſtchen ſeine muntern Triller wiederholt, und dem leichten Federvolke ſeine glückliche Liebe ſingt, ſchlägſt du dort, kleine Nachtigall, im Dunkel grüner Blätter den rührenden Triller deiner Zärtlichkeit, und wirbelſt die hohe Geſchichte deiner innigen Gluth tief in die feierliche Stille des Hains hinein.

Glückliche Bewohner dieſer labyrinthiſchen Laubpalläſte, ſo kühn und lieblich aus Licht und Schatten in die Luft gewoben. Ihr lebt, unerkannt von dem kurzſichtigen Menſchen, der euer Weſen mißverſteht, und ſeyd beſſer — als Er. — Oder ſollte der Thor, der mit ſeinem Gewäſch die Folter ſeines Nachbars iſt, auf der Stufenleiter der Geſchöpfe über euch ſtehen? —

Arme Menſchen, vernehmt die wahre Geſchichte, die einſt das heilige Lied eines Schattenbewohners meinem lauſchenden Ohre aufdeckte.

Im Anfange der Dinge, da jedes erſchaffene Weſen alles Glück genoß, deſſen ſeine Gattung fähig war, herrſchte allgemeine Wonne und allgemeine Vernunft in allen fühlenden Weſen. Da war das Menſchengeſchlecht das erſte, das ſich zu verderben begann, ſtete Wohnungen baute, und bald allen Mitgeſchöpfen einen ewigen Krieg ankündigte. Schon hatten die auf Erden wohnende Götter ihre Gegenwart den Menſchen entzogen, und lebten tief im Haine und in heiligen Schatten, wie im Tempel der Natur. Oft wallten die Hirten dahin, ihren Beiſtand anzuflehen, und nicht ſelten erhörten ſie noch die Gebete, die aus redlichem Herzen floſſen. „Heilige Bewohner dieſer nie befleckten feierlichen Einſamkeit, o ihr Götter!" ſo betete einſt ein rechtſchaffener Jüngling, „o rettet meine Unſchuld! Schon iſt jede Tugend meinen Mitmenſchen fremd geworden, und täglich fühle auch ich ſie in meinem Herzen hinſterben. Wie wüthende Fluthen überſchwemmt das Laſter Thal und Berg, und bedroht alles Menſchengeſchlecht mit Elend und Tod; kaum bleibt eine Freiſtätte in dieſem Haine übrig für den Redlichen, der die Götter ehret. O rettet, rettet mich von dem allgemeinen Untergange! Oder haben denn keine der Weſen, welche ihr gebildet habt, ihre urſprüngliche Schuldloſigkeit beibehalten? Wenn deren

noch übrig ſind, ach, ſo vergönnet mir, mit ihnen in ſeliger Unſchuld zu leben! So würden meine Opfer noch reiner, und meine Gelübde euer würdiger ſeyn!"

Kaum hatte er ausgeredet, als ſeine menſchliche Hülle in den ſchönſten gefiederten Sänger des Hains verwandelt war. — Seit der Zeit hüpfen noch andre zärtliche Seelen in dem leichten Körper eines Zeiſigs oder einer Nachtigall in heiligem Schatten herum, und bleiben auf ewig im weiten Tempel der Haine glücklich verborgen. Ihre paradieſiſchen Empfindungen fließen in harmoniſchen Tönen, die nur ihnen verſtändlich und zur gewöhnlichen Sprache geworden ſind.

Seliges Völkchen, dem jeder aufwachende Morgen ſein Schickſal auf's neue werth, und jede annahende Nacht noch reizender bildet! Sobald die Morgenſonne den matten Purpur mit ihrem erſten Strahle entzündet, ruft ihr der glücklichen Gattin euere Liebe zu, und geheimere Töne wecken ihrer zärtlichen Träume ſüße Erinnerung auf. Wenn dann die Sonne empor ſteigt, der ſeelenloſe Städter unter ſeiner Körperlaſt ſeufzet, und alle Blumen auf ſinkenden Stengeln ſich neigen; ſo flattert ihr ſorgenfrei mit den Zephyrn durch die kühle Nacht der Wälder. Rückt endlich der Abend mit ſanfterem Glanze heran; dann hüpft ihr von Zweig zu Zweig in euere abgekühlten Wohnungen heim, immer gepaart und immer verliebter; und euer vereintes Schlaflied ſingt mir noch das unausſprechliche Glück der Tugend und Unſchuld zu.

43.

Der Blumenſtrauß,

Idylle von v. Bonſtetten.

Welch ein Schweigen durch die ganze Natur! Sanfte Ruhe herrſcht in Berg und Thal, wie in meinem Herzen. Wie ſie ſo rührend ſind, die ſchuldloſen Freuden des Redlichen! Sein Herz nur ſteht in geheimer Harmonie mit der ganzen Natur; in ihm nur ſind ihre feinern Töne vernehmlich!

Wie viel Wonne bietet nicht dieſer Himmel und dieſe Erde dem Menſchen dar; aber nur der Tugendhafte weiß ſie in ihrer Fülle zu genießen. Erquickende Schatten, und du, grüner Schmelz dieſer Wieſen, ſelige Gefilde, könnte ich, auf immer verborgen, in eurer Einſamkeit hinleben, fern von der Welt, von ihren trügeriſchen Freuden und ihrer allzu wahren Pein!

Hier auf dieſen Triften verweilet das Glück, das die Städte meidet. Hier in dieſer Einſamkeit hebt ſich mein Leben wieder empor, wie dieſe Blume, die ihr Haupt mit ſo viel Anſtand zu dieſem heitern Himmel richtet. Reizende Blume, du verläſſeſt das ſtille Ufer deines Baches nie; nichts hemmt dein kleines Leben auf ſeiner kurzen Bahn! Unbeſorgt öffneſt du deinen Kelch, und ſtreueſt lieblichen Wohlgeruch über deine Gefährten aus; ein Bild des Redlichen, der ungeſehen ſeine Nebenmenſchen beglücket. Dieſes Geſträuch iſt deine äußerſte Grenze, und trennt dich von der ganzen Natur ab. Geliebte Fluren, daß ja kein Sturm, kein kalter Nord eure kleine Welt zerſtöre!

Hier nur ſcheint meine Seele wieder aufzuleben, und meine Schmerzen, durch eure Gegenwart bezaubert, thauen in ſanfte Wehmuth auf! Herrliche Natur, wie regen ſich auf einmal die mächtigſten Gefühle in mir!

Meine Seele, von dir begeiſtert, hebt ſich im ſchnellſten Fluge zu dir, Weſen der Weſen. — O du, der du dieſer allbelebenden Flammenkugel ihre Bahn im unermeßlichen Raume angewieſen haſt, enthülle mir die Seligkeiteiten alle, die du dem Menſchen auf dieſer Erde gewährſt! O ich fühle ſie alle im Innerſten meines Herzens! — Geheime Reize der Natur, Freuden, die der Sinnenmenſch nie zu fühlen vermag; was iſt gegen euch jeder Irrwiſchzauber ſeiner geprieſenen Leidenſchaft?

Mächtige und Reiche! hieher im vollen Glanze eurer Puppengröße. — Ein Tropfen nur der harmloſen Wonne, die mein Herz beſtrömt, dieweil ich dieſen Blumenſtrauß ſammle, duftet reicher an Seligkeit, als alle Schätze und Würden, die der Thor verehrt. Mögen Andre immerhin ſich vor euern Göttern beugen; dieſe Roſenknoſpe weckt in mir reinere Wolluſt auf, als aller Genuß eurer Palläſte.

Beſcheidene Veilchen, die ihr im niedrigen Schatten der kleinen Raſenwelt duftet, mein Herz ſchlägt ſchneller in mir, dieweil ich euch pflücke. Ein nie gefühlter Schauer bebt durch mein ganzes Weſen, itzt, da ich euch in ein Band zuſammen knüpfe. Mir iſt, als ob eine Gottheit mich anhauchte.

Ich wandte mich um. Daphne war vor mir ſtehend, und der Blumenſtrauß fiel zu den Füßen der Einziggeliebten.

44.

Lebewohl an die Jugend,

von Heydenreich.

Sie iſt verſchwunden, die blühende Zeit des Lebens, die Periode des Frohſinns und harmloſer Heiterkeit. —

Welche unvergeßliche genußvolle Stunden hat ſie mir gewährt! Stunden, nach denen noch in ſpätem Alter dieſes Herz ſich zurück ſehnen wird.

Wie war alles um mich her ſo lachend und heiter! Welches ſchöne Bündniß knüpfte der Zauber der Hoffnung zwiſchen Gegenwart und Zukunft! Mit Freude begrüßte der Jüngling den Morgen, und mit lieblichen Schwärmereien ſagte er dem ſinkenden Tage das Lebewohl.

Jetzt bin ich Mann, und ſehe zurück in das entſchwundene Gefilde der Vergangenheit; die Erinnerung ſtellt mir ihre Scenen mit lebhaften Zügen dar. Es war der wichtigſte Zeitraum des Lebens; der Zeitraum, von welchem das Glück der übrigen Lebensalter am meiſten abhängt; der Zeitraum, in welchem der Menſch eine Richtung bekommt, die ihn meiſtens ſein ganzes irdiſches Daſeyn hindurch begleitet. —

Wie hab' ich ihn verlebt, dieſen Zeitraum? Kann ich mit Zufriedenheit auf jede Scene der Jugend zurück ſehen; war keine, deren Erinnerung nicht Beſchämung herbei führt? Gab ich meinem Geiſte wahre und edle Bildung; war immer Eintracht zwiſchen meinem Geiſte und meinem Herzen? — Ging ich mit reiner wohlgeſtimmter Seele in das Alter der ernſten Männlichkeit über? Nahm ich nicht aus dem ſüßen Rauſche jener Jahre Richtungen mit, die den Mann und Greis irre führen können; Richtungen, die der Mann und der Greis nie austilgen wird? Gewährt mir mein Charakter eine reine, fleckenloſe Anſicht? Sind ihm nicht Züge eingeprägt, vor denen ich erröthen muß, wenn ich ſie in ſtiller Einſamkeit betrachte? Züge, die ich der ganzen Welt verbergen muß, und mir ſelbſt gern verbergen möchte. Würde dieſer Charakter, wenn er offen und blos

vor den Blicken meiner Mitbrüder ſtünde, ihre volle ungetheilte Liebe an ſich ziehen? —

Dichter, ihr nennt die Jugend einen Traum; aber ſie iſt es nur zum Theil. Träume ſind die Freuden des Jünglings; aber keine Träume ſeine Thaten. O dieſe Thaten haben ein ewiges unveränderliches Daſeyn im moraliſchen Reiche, ſie verſchwinden nicht, bekommen durch keinen Zauber der Phantaſie und Erinnerung eine andere Geſtalt, ihre Verwandlung iſt auch für die Allmacht eines Gottes nicht möglich.

Habe ich dich oft entweiht, edle Blüthenzeit des Lebens, was kann ich mehr, als mit Reue an deiner Grenze knien, und mit Thränen mir ſelbſt die Tilgung jedes Fleckens ſchwören, der die Menſchheit herab würdigt? Kann ich mehr, als mit Vorſätzen in der Laufbahn der Männlichkeit fortſchreiten, feſt und innig genug, um mir das Leben unerträglich zu machen, wenn ich ſie je verließe? —

Lebe denn wohl, holder Morgen des Lebens! Schwebe mir oft vor im Bilde der Erinnerung, und führe die beſeligende Hoffnung mit dir, daß jenſeits des Grabes den Erweckten eine Jugend aufdämmert, ſchöner noch, als dieſe. —

45.

Der Genuß,

von Gotter.

Geſchaffen war Philoras zum Genuſſe.
Ein Blick, voll ſchwärmeriſcher Gluth,
Der alles ſchnell umfaßt, und nirgends ſchmachtend ruht;
Ein Mund, von Amor ſelbſt ſanft aufgeſchwellt zum Kuſſe;
Des Bacchus Wange, die von Jugendfülle ſtrotzt;

Alcidens Bau, der der Zerſtörung trotzt;
In jeder Nerve Reiz, in jedem Puls Verlangen,
Und in der Bruſt ein Saitenſpiel,
Wo rege Luſt und warmes Mitgefühl,
Beim leiſeſten Accord der Freude, wiederklangen —
Und dieſes Alles malte ſich
So unverkennbar in Gebärden, Mienen, Zügen,
Als hätt' ihm auf die Stirne ſichtbarlich
Natur geätzt: Kehr' ein, mit deinem Troß, Vergnügen!
Hier iſt ein Feenſchloß für dich!" —
Ach, etwas, ohne das bald glänzende Palläſte
Zum Stall des Augias ſich wandeln, fehlte nur;
Der Hüter, der die ungeſtümen Gäſte
In Schranken zwingt, und ihrer Wildheit Spur
Sorgfältig tilgt — Vernunft. Philotas kann ſie miſſen!
Ein junger Herr von einer Million
Hat ſich noch nie nach ihr geſehnt. Ihr Ton
Iſt oft ſo mürriſch, wie wir wiſſen;
In alles miſcht ſie ſich ſo gern; ſtört unſre Ruh
Durch Krittelei'n; macht ſich die ganze Welt zu Feinden,
Und ſchlägt oft unſern Buſenfreunden
Die Thüre vor der Naſe zu. —
Philotas folgt dem Ruf zur Freude.
Denkt euch das Roß, das keiner Peitſche Klang
Noch ſchreckte, kein Gebiß noch zwang;
Lautwiehernd tummelt ſich's unbändig auf der Weide,
Verfolgt die Schweſtern hier, die ſchüchtern vor ihm fliehn,
Kämpft mit den Brüdern dort. — Denkt's euch, ſo habt ihr ihn!
Der Glückliche, dem, ſeit dem Flügelkleide,

Kein Seufzer aus dem Buſen drang,
Kein Wunſch entging, kein Plan mißlang,
Er kannte nur den Kampf der Wahl, und härmte
Sich dann nur, wann er, rechts und links gereizt,
Nicht alles haſchen kann, wornach die Wolluſt geizt,
Er ritt und jagt' und ſchmaußt' und tanzt' und küßt' und ſchwärmte
Vom erſten bis zum letzten Strahl des Lichts.
Genuß, Genuß, Genuß! ſonſt ſann und trieb er nichts,
Und ſtarb, in nichts, als im Genuß, erfahren,
Ein junger Greis — von fünf und zwanzig Jahren.

Fühlt es, ihr Jünglinge, und miſcht
Zum Leichtſinn — Weisheit, Ernſt zum Scherze!
Haushaltet mit der Lebenskerze!
Die Fackel lodert wild, und ziſcht
Schnell aus, indeß der Lampe zarte Flamme,
Der Winde Flug entrückt, und ſparſam angefriſcht,
Nur mit dem Morgenroth erliſcht.
Die Mäßigkeit iſt des Vergnügens Amme!

46.

Ueber die Art, wie man ſtudiren muß, von J. G. **Müller**.

— Um weder zu arm an Kenntniſſen, noch zu überladen von denſelben zu werden; ſo ſtellen Sie ſich, mein Freund, nur von Zeit zu Zeit den Zweck, zu welchem Sie die Wiſſenſchaften ſtudiren wollen, recht lebhaft vor; der ſey Ihr Leitſtern. Er wird Sie nicht nur gegen ſchändliche Verirrungen und Ausſchweifungen verwahren, ſondern Ihnen auch für die eigne Bearbeitung derſelben das rechte Licht aufſtecken. Treiben Sie nur die

Gelehrſamkeit mit einem freien Geiſte, und wählen Sie ſich aus jeder Wiſſenſchaft nur das Schönſte, Beſte, für Sie Tauglichſte; das Andere laſſen Sie, ohne es zu verachten, für Andre liegen. Ihr Zweck ſey nie (wozu eben nicht viel erfordert würde), mit Vielwiſſerei ſich unter Ihres Gleichen auszuzeichnen, ſondern Ihren Geiſt zu bilden und zu üben, Erfahrungen Andrer mit den Ihrigen zu verbinden, Ihre Grundſätze dadurch zu reinigen, zu ſtärken, zu bereichern, damit ſodann durch dieſe Ihr Betragen deſto ſicherer geleitet, und einſt Ihre Wirkſamkeit zum Beſten des Ganzen erweitert werde.

Wenn Sie ſich auch, mein hoffnungsvoller Freund, von dem, was Sie für Ihre eigene Ausbildung künftig thun, und wie Sie überhaupt ſeyn wollen, ein recht glänzendes Ideal machten, und mit Enthuſiasmus das Werk anfingen; ſo würde ich darüber nicht erſchrecken. Sie müſſen eine große Form in der Seele haben, der Sie nachſtreben. Eine ſolche iſt in Ihren Jahren nützlich und faſt nöthig, wenn Sie vom Flecke kommen ſollen. Sie wird Sie anſpornen; und wenn das Ziel auch immer vor Ihnen zu weichen ſcheint, ſo werden Sie doch ohne Vergleich weiter kommen, als die, welche gar keines vor ſich ſehen, als etwa ein Stück Brod. —

Ueber das **Leſen** gebe ich nicht gern viele Regeln. Sie werden doch nicht beobachtet, und ſchränke mich alſo nur auf folgende ein. — Leſen Sie wichtige Bücher, beſonders die klaſſiſchen und hiſtoriſchen Schriftſteller, im Anfange Ihrer Studien nie anders als **mit der Feder in der Hand**; d. h. zeichnen Sie ſich Alles, was Ihnen bemerkenswerth vorkommt, hauptſächlich eigene Gedanken, die Ihnen darüber beifallen, fleißig auf; am beſten iſt es, unter gewiſſe Titel, wo man ſie leicht wieder finden kann; und legen Sie dieſe in

eine ſyſtematiſche Ordnung, wodurch Ihnen das Studium derjenigen Wiſſenſchaft, wozu das Excerpt gehört, leicht und unvermerkt geläufig wird. Sie üben dadurch nicht nur Ihre Schreibart in paſſendem und leichtem Ausdrucke der Gedanken, und Ihren Geiſt im Aufmerken und Prüfen, ſondern Sie ſammeln ſich einen Schatz von lehrreichen Bemerkungen, die Ihnen im gemeinen Leben und überall zur vernünftigen Schätzung der Dinge und ächten Lebensweisheit unendlich vortheilhaft ſeyn werden.

Nach jeder wichtigern Lectüre üben Sie ſich, ſich's mit andern Worten zu ſagen, was Sie eigentlich geleſen und gelernt haben. Wo es unmöglich iſt, einen Gedanken oder wenigſtens das Reſultat deſſelben mit andern Worten als in der Terminologie des Verfaſſers zu ſagen; da iſt's faſt allemal blos Wortſpiel.

Wenn Sie nicht gerade eine beſondere Materie durchſtudiren wollen; ſo wechſeln Sie mit Ihrer Lectüre ab zwiſchen Geſchichtsſchreibern, Philoſophen, Moraliſten, Dichtern u. a. um nicht einförmig zu werden, und um verſchiedene Arten von Darſtellung kennen zu lernen.

Den Büchern von wichtigerm Inhalte, die Sie zum eigentlichen Unterrichte leſen, widmen Sie die beſten und heiterſten Stunden des Tages; denen, die nur zum Vergnügen ſind, nur ſo viel, als von jenen übrig bleibt. So gemein dieſe Regel ſcheint; ſo nöthig iſt eine Erinnerung an dieſelbe. Das gewöhnliche Leſepublikum lieſet im Grunde faſt gar nicht mehr zum Unterrichte, ſondern blos zum Zeitvertreibe; und weil dieſer viel Abwechſelung erfordert, ſo bleibt ſelten etwas Reelles im Kopfe, oder es wird ſogleich wieder von andern Ideen verdrängt und weggewiſcht.

Betrachten Sie jedes Buch hiſtoriſch; d. h. als ein Product eines andern Kopfes; und unterſuchen Sie, wiefern ſeine erſten Grundſätze, und ſodann die aus denſelben hergeleiteten Folgerungen, richtig ſeyen. Dies wird Sie von dem Sclavenſinne frei halten, der alle Meinungen annimmt, und darüber ſeine eigene verliert. Nur diejenigen Schriftſteller verdienen ſtudirt zu werden, die ihr Zeitalter überſahen, und, ohne damit ungerecht gegen ſeine Vorzüge zu ſeyn, ſeine Mängel, ſeine Vorurtheile und allgemein angenommenen und als Grundſätze vorausgeſetzten Lieblingsmeinungen kannten und zu ſchätzen wußten; die für die Nachwelt ſchrieben, und gleichſam anticipirten, was erſt dieſelbe ganz hell machen konnte. Solche Männer, wenn Sie gleich beim großen literariſchen Haufen gewöhnlich wenig gelten, helfen allein ihrem Zeitalter fort, da andere es nur amüſiren.

Bei ſolchen ſuchen Sie zuerſt die herrſchende Hauptidee auf, dergleichen jeder originelle Schriftſteller hat; denn dieſe iſt ſein eignes Werk, aus welcher alles folgende herfließt, und die er in ſpätern Jahren ſelten mehr austauſcht. Sie kommt einem meiſt bald auf den erſten Blättern entgegen, und erfordert das mühſamſte, genaueſte und anhaltendſte Studium; nach dieſem wird aber die Beurtheilung der Folgerungen Ihnen ganz leicht, und das Studium eines ſolchen Kopfs und ſeiner Producte für Ihren Geiſt höchſt lehrreich und bildend ſeyn. Kein Sterblicher denkt allgemein; wir reihen unſre Ideen immer an irgend einen Punct an, der unſrer Seele frühe ſchon, nach einer Anfangs oft nur leiſen Berührung, am hellſten entgegen glänzt, gehen von dem aus, und führen alles auf ihn zurück. Ein ſolches Syſtem, das für uns ganz wahr ſeyn mag, iſt deswegen für Andre kein Geſetz, und verblendet zuweilen uns

ſelbſt. Mithin iſt auch den gröſsten Schriftſtellern, wofern wir unſre Eigenthümlichkeit behalten wollen, nie unbedingt zu trauen, und nur ſchwache Seelen machen ſich zu Sclaven fremder Meinungen.

Endlich rathe ich Ihnen, über jede Wiſſenſchaft, die Sie erlernen möchten, nur die klaſſiſchen Schriftſteller zu leſen, die entweder in derſelben Epoche gemacht, oder ſie ganz oder in ihren wichtigſten Theilen beſonders glücklich, geiſtreich und con amore abgehandelt haben. Einen ſolchen Genius hat, auch in den neueren Zeiten, faſt jede Kunſt und Wiſſenſchaft einm l gehabt, der ſie gleichſam erſchuf oder umſchuf. Aus dieſen Quellen ſchöpft man ſie am reinſten, und es iſt eine eben ſo angenehme als lehrreiche Betrachtung, wie ſich die große Idee in ihrem Geiſte formirte. Zu dem, wie ſpätere Zeiten ſie commentirt, erweitert und verbeſſert haben, kommt man immer noch frühe genug. —

Sowohl zu Ihrer eigenen Geiſtesbildung, als wenn Sie künftig in den Fall kommen, ſchriftliche Aufſätze verfertigen zu müſſen, wird es Ihnen vom größten Nutzen ſeyn, wenn Sie ſich frühzeitig üben, Ihre Gedanken leicht und mit Ordnung und Klarheit auszudrücken. Ich billige es ſehr, mein Freund, daß Sie ſich recht oft in eigenen Compoſitionen üben. Unſre Gedanken bleiben ſo lange in einem unbeſtimmten Helldunkel, bis wir ſie ausſprechen oder ſchreiben, und wir wiſſen eigentlich nur ſoviel, als wir deutlich ſagen können. Erſt dadurch erhalten unſre Ideen beſtimmten Umriß, werden uns ſelbſt deutlich, und läutern ſich. Jenes geſchieht im Umgange, dieſes in der Einſamkeit des Studirzimmers.

Laſſen Sie ſich im Anfange nie einen neuen Gedanken entrinnen, den Sie ſelbſt gehabt, oder von Andern gehört haben, ohne ihn ſo klar und ſo ſchön, wie

möglich, aufzuſchreiben, und Sie werden ſehen, wie weit man in kurzer Zeit mit dieſem Fleiße kommt. Es iſt, als wenn wir gewiſſe glückliche Gedanken nur Einmal in unſerm Leben haben könnten; ſie kommen uns wie durch eine Inſpiration, und wer aus Bequemlichkeit dieſe Einfälle, Blicke, Wahrnehmungen nicht durch Schrift fixiren mag, verdient ſie kaum zu haben.

Wollen Sie dann etwas Ganzes componiren; ſo iſt der Plan dasjenige, worüber Sie zuerſt und am längſten nachdenken müſſen. Er iſt, wie alle Anfänge, das Schwerſte; wenn Sie ihn aber im Reinen haben, ſo iſt die Arbeit ſchon halb vollendet. Schreiben Sie eher keine Sylbe auf, bis der Plan ganz helle, deutlich, feſt, mit allen ſeinen Haupttheilen vor Ihrem Geiſte ſtehet; dann ſchreiben Sie ihn in logiſcher Ordnung auf; eine Uebung, die Ihnen ein richtig logiſches Denken unvermerkt zur Natur machen wird. Beobachten Sie dieſe Regel nicht, und ſchreiben auf, was und wie es Ihnen beifällt; ſo gerathen Sie in's Schwatzen, und niemals wird Ordnung in Ihren Schriften herrſchen; oder ſchreiben Sie den Plan zu frühe auf, ehe er im Kopfe ganz ausgebildet iſt, ſo wird er dadurch zu feſt geprägt, als daß Sie ihm wieder ſo leicht eine andere beſſere Form geben, oder ihn weſentlich verändern könnten. Die Gedanken ſind nun ſchon in dieſen Zaun gebannt; ein unrechtes Glied wird nur mit Mühe wieder verſetzt, und oft bekommt ein ganzes Werk damit Unform und falſche Richtung. Kurz, der Plan muß das Gedachteſte ſeyn.

Iſt er einmal hell im Kopfe; dann überlaſſen Sie ſich Ihrem Feuer, und ſuchen das ganze Werk in Einem Guß aufzuſtellen, ohne für einmal allzu ängſtlich an einzelnen Theilen zu künſteln. Das Erſte, worauf bei der Ausführung geſehen werden muß, iſt Kraft und Energie. Kommt dieſe nicht beim erſten Entwurfe hinein;

ſo läßt ſie ſich auf keine Weiſe durch Künſtelei nachholen. — Hierauf laſſen Sie die Arbeit eine Weile liegen, und treiben ein anderes Geſchäft, bis ſie Ihnen faſt ganz aus dem Kopfe gekommen iſt. Erſt dann iſt es Zeit (denn ich ſetze voraus, daß Sie indeſſen an Kenntniſſen und Kultur ſchon wieder um etwas fortgeſchritten ſeyen), an die Korrectur zu gehen. Da wird Ihnen Ihre eigene Sache wieder neu ſeyn, und die Fehler werden Ihrem geübtern Auge gleich auffallen. Langſam, bedächtlich, ſorgfältig, bis auf die Beobachtung der Orthographie, und zu wiederholtenmalen, muß dieſe Korrectur geſchehen.

Den menſchlichen Körper möchte ich zum Vorbilde einer guten Compoſition anweiſen. Das Gerippe, das alles erhält und ſtützt, die Adern und Flechſen, welche die Glieder verbinden, ſind verborgen; ſelbſt die Kraft des Blutes wirkt unſichtbar; — aber das Ganze, wie ſchön, wie kräftig, wie majeſtätiſch, wie harmoniſch, wie gefällig iſt es! Man unterſcheidet wohl die Glieder; aber ihre Bande ſind unter dem Bande des Fleiſches ſo verborgen, daß ſich nie der Punct angeben läßt, wo eines aufhöret, und das andere ſich anfängt. So ſollen auch in dem Werke eines Schriftſtellers zwar alle einzelne Theile im Innern auf's genaueſte zuſammen hängen, aber der Plan, der das Gerippe des Ganzen iſt, verborgen ſeyn.

Wer dieſe Kunſt verſtehet, die dem menſchlichen Geiſte die ſchöne Bildung gibt, und ſeine ſchöpferiſche Kraft leitet, weiß auch die trockenſten Kenntniſſe zu beleben, ſie dem Verſtande leicht, der Empfindung angenehm zu machen, und dadurch das Publikum, das ihn lieſet oder höret, wahrhaft zu bilden. Ueberall ſind an ſich gar keine Kenntniſſe trocken; nur herzloſe Menſchen, die ſie handwerksmäßig und ohne wahres Intereſſe trei-

ben, haben ſie ſo gemacht. Sind ſie doch alle der ſchönen groſſen Natur abgelernt, wo auch das Allergeringſte voll Saft und Geiſt und Leben und Nutzbarkeit iſt! —

47.

Der Aufſchub,

von C. F. Weiße.

Morgen, morgen, nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute,
Morgen; heute will ich ruhn!
Morgen jene Lehre faſſen,
Morgen dieſen Fehler laſſen,
Morgen dies und jenes thun!

Und warum nicht heute? Morgen
Kannſt du für was anders ſorgen!
Jeder Tag hat ſeine Pflicht.
Was geſchehn iſt, iſt geſchehen:
Dies nur kann ich überſehen;
Was geſchehn kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unſre ſchnellen Augenblicke
Gehn vor ſich, nie hinter ſich.
Das iſt mein, was ich beſitze,
Dieſe Stunde, die ich nütze;
Die ich hoff', iſt die für mich?

Jeder Tag, iſt er vergebens,
Iſt im Buche meines Lebens
Nichts, ein unbeſchriebnes Blatt!
Wohl denn! Morgen, ſo wie heute,
Steh darin auf jeder Seite
Von mir eine gute That!

48.

Die Worte des Glaubens,

von Friedr. v. Schiller.

Drei Worte nenn' ich euch, inhaltsſchwer,
Sie gehen von Munde zu Munde;
Doch ſtammen ſie nicht von außen her,
Das Herz nur gibt davon Kunde.
Dem Menſchen iſt aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drei Worte glaubt.

Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei,
Und würd' er in Ketten geboren,
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geſchrei,
Nicht den Mißbrauch raſender Thoren,
Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht.

Und die Tugend, ſie iſt kein leerer Schall,
Der Menſch kann ſie üben im Leben,
Und ſollt' er auch ſtraucheln überall,
Er kann nach der göttlichen ſtreben,
Und was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Und ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menſchliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchſte Gedanke,
Und ob alles in ewigem Wechſel kreiſt,
Es beharret im Wechſel ein ruhiger Geiſt.

Die drei Worte bewahret euch, inhaltsſchwer,
Sie pflanzet von Munde zum Munde,
Und ſtammen ſie gleich nicht von außen her,
Euer Innres gibt davon Kunde.

Dem Menſchen iſt nimmer ſein Werth geraubt,
So lang' er noch an die drei Worte glaubt.

49.

Von den Fehlern der Studirenden bei der Erlernung der Wiſſenſchaften,

von C. F. Gellert.

Es iſt ſchwer, ja es iſt unmöglich, alle die Fehler zu beſtimmen oder zu ſammeln, die man beim Studiren zu begehen pflegt. Ein jeder kann nach dem Genie, das ihm eigen iſt, nach den beſondern Umſtänden, darin er ſich befindet, nach dem Stande, in welchem er geboren iſt, auch eigne und beſondere Fehler an ſich haben. Wir werden nur die allgemeinen aufſuchen, und bis auf ihre Quelle zurück gehen.

Die beſten Abſichten, das Verlangen, unſern Verſtand mit nützlichen Kenntniſſen zu bereichern, unſer Herz edelgeſinnt und rechtſchaffen zu machen, uns zum Dienſte des Vaterlandes, der Welt vorzubereiten; dieſes Verlangen ſollte uns unſtreitig bei unſerm Studiren beleben. Die Vorſtellung, daß es unſre Pflicht iſt, die Kräfte unſers Geiſtes zur Ehre ſeines Urhebers zu verwenden, ſollte uns regieren, uns die Mühe des Fleißes, des Nachdenkens, verſüßen, welche die Arbeiten des Verſtandes koſten. Der Gedanke, du baueſt dein eignes Glück, du ſchaffeſt deine eigne Zufriedenheit, du beförderſt die Ordnung, die Ruhe der Welt, indem du ſtudireſt, ſollte uns am Morgen beſeelen, wenn wir in das Feld der Künſte und Wiſſenſchaften eilen, und uns am Abend belohnen, wenn wir aus demſelben zurück kehren. Die Ueberzeugung von unſern Fähigkeiten zum Studiren, die Ueberzeugung, du kannſt in dieſer Beſchäftigung, vermöge deiner natürlichen Gaben, als ein Gelehrter

künftig den meiſten Nutzen ſtiften, die Stelle eines Mitbürgers der Welt am würdigſten behaupten; das geheime Gefühl des Schönen an den Künſten und Wiſſenſchaften ſollte uns in unſerm Fleiße ſtärken, ſollte uns die tauſendfachen Hinderniſſe überwinden helfen, die uns auf der Bahn der Gelehrſamkeit aufſtoßen, ſollte uns beruhigen, wenn wir das nicht ſo bald erreichen, was wir gern erreichen wollten, ſollte uns beherzt machen, die Liebe zur Gemächlichkeit, zum Vergnügen, zur Eitelkeit zu beſiegen, ſollte uns ſorgfältig machen, die Zeit ſparſam einzutheilen, klug, den Verführungen müßiger Freunde und dem Eindrucke des ſchlimmen Beiſpiels auszuweichen.

Aber ſind dies wohl die Triebfedern, die uns bei dem Studiren in Bewegung ſetzen? Legen wir uns in unſern jüngern Jahren deswegen auf die Wiſſenſchaften, um unſern Verſtand und unſer Herz zu beſſern, oder mehr um den eitlen Namen und die Freiheiten eines Gelehrten zu erlangen? Deswegen, um der Welt mit unſrer Wiſſenſchaft zu nützen, oder, um damit zu prahlen, und uns groß zu machen? Iſt es die Stimme der Pflicht, der innerlichen Neigung, die uns zu den Künſten ruft, oder die Stimme des Vorurtheils, des Beiſpiels unſrer Freunde, des Eigenſinns der Aeltern, der Vortheile, des Vorzugs, den die Gelehrten vor den übrigen Ständen haben? Iſt es die angeſtellte Prüfung unſrer Kräfte, das Urtheil der Verſtändigen, die Ueberzeugung, daß wir in dem gelehrten Stande der Welt am nützlichſten werden können; iſt es dieſes, was uns denſelben zu ergreifen und zu behaupten befiehlt? Oder iſt es die Liebe zur Freiheit, zur Ungebundenheit, zur Bequemlichkeit, die wir bei dem Geſchäfte des Studirens am erſten zu befriedigen hofften? — Wie oft ſtudirt der Arme und Niedrige, um reich und groß, der Reiche und Vornehme,

um noch reicher, noch vornehmer zu werden. Dieſer widmet ſich der Gelehrſamkeit, weil es die Mode mit ſich bringt; jener, weil er ſeines Vaters Amt wünſchet; ein andrer, weil ihn der Titel rührt, und vielleicht iſt die Anzahl derer nicht klein, welche es thun, ohne zu wiſſen, warum. Viele haben zu wenig Kenntniß von ſich und den Wiſſenſchaften, um zu wiſſen, ob ſie Geſchicklichkeit dazu haben; ſie ſtudiren aus Blindheit. Viele halten eine bloße Luſt zu den Büchern für das Genie zu dem Studiren, und hintergehen ſich. Viele werden von unwiſſenden Lehrern und Freunden für geſchickt zum Studiren erklärt, und laſſen ſich betrügen.

Alle dieſe unedlen Abſichten haben einen ſchlimmern Einfluß in die Wiſſenſchaften, in die Welt, und in diejenigen, in welchen ſie herrſchen, als man denkt. — Und warum? ſagt man. Was liegt der Welt an den Abſichten, aus welchen wir etwas Nützliches unternehmen; genug, wenn die Unternehmung erfolgt! Kann man es, wenn man ſonſt Genie hat, nicht immer hoch in den Wiſſenſchaften bringen, wenn man gleich aus Eitelkeit, aus Ehrgeiz, aus Gewinnſucht ſtudirt? Sind unſre Leidenſchaften nicht gewaltigere Triebfedern zu großen Dingen, als alle Gründe der Vernunft und Tugend? — Ich verlange nicht, daß das Herz der Studirenden ohne alle Leidenſchaften ſeyn ſoll. Sie ſind uns und der Welt nützlich; aber wir müſſen ſie in der Abſicht zu gebrauchen wiſſen, zu der ſie beſtimmt ſind. Die Ehre, eine Belohnung des Fleißes, kann uns im Studiren beleben; aber ſie ſoll uns nicht regieren.

Leute, die aus den gewöhnlichen Abſichten ſtudiren, beſtrafen ſich in ihrem künftigen Leben oft ſelbſt. Die Bewunderung, der Beifall der Welt ſind nicht allezeit ein ſo zuverläſſiger Lohn der Gelehrſamkeit; und man verſagt denen die Ehre am erſten, die es am mei-

ſten verrathen, daß ſie dieſelbe ſuchen, und daß ſie blos aus Ehrgeiz die Wiſſenſchaften getrieben haben. Ihre Abſicht, ihr Herz geht in ihre Arbeiten, in ihre Art zu denken über, und ein ſtolzer Ton verräth gemeiniglich den Geiſt eines ſolchen Gelehrten, und empört die Gemüther wider ihn. Werden wir nicht dann die Welt haſſen, weil wir ſie für undankbar anſehen; und werden wir nicht gelehrte Menſchenfeinde werden, weil wir nach unſern Gedanken ſo unglücklich ſind, ohne Belohnung gearbeitet zu haben? — Geſetzt aber, daß man ſeine Zwecke erreicht, wird nicht die unreine Quelle unſers Fleißes in alle unſre Kenntniſſe einfließen und ſie vergiften, und wenn ſie auch uns nicht ſchadet, doch der Welt ſchaden? Ein ſtolzer, ein geiziger, ein eitler Gelehrter iſt ein beſchwerliches und für die Ruhe ſeiner Mitbürger gefährliches Geſchöpf. Er verhindert den Nutzen, den ſeine Wiſſenſchaften ſtiften könnten, indem er ſie verhaßt oder verächtlich macht; und ſein Beiſpiel verführt nur deſto mehr, je mehr ſeine gelehrten Verdienſte ſchimmern. Wie oft werden wir endlich unſern Fleiß auf unnöthige, oder doch nicht auf die löblichſten Dinge wenden, wenn wir blos unſern Leidenſchaften bei dem Studiren dienen! Wie leicht werden wir unſer Genie verkehren, und es nicht zu der Art der Wiſſenſchaften, zu der es uns neigt, anwenden, blos weil wir bei einer andern unſre Abſicht gewiſſer oder eher zu befriedigen hoffen! Der Gedanke: dieſe Wiſſenſchaft iſt die Modewiſſenſchaft unſrer Zeiten, dieſe Kunſt lohnt mit reichern Einkünften, die Wichtigkeit derſelben verſpricht uns frühere Ehrenſtellen, die Schwierigkeit einen größern Namen; dieſer Gedanke wird uns der Ruf werden, ſie zu wählen. Wir werden alſo bald nicht das thun, was wir thun ſollten, bald nicht in der Ordnung, nicht mit der Geduld, mit der wir es thun ſoll-

ten. Wir werden eilen, die Früchte zu brechen, ohne die Zeit und die Reife unſrer Kräfte abzuwarten.

Man bedenke ferner, daß die Meiſten, die ſich aus unedlen Abſichten dem Studiren widmen, wenig oder gar kein Genie haben. Verlaſſen von dem, was man Geſchmack an den Wiſſenſchaften, was man Neigung zu ihnen nennt, dringen ſie nie in das innere Weſen derſelben; und wie können ſie das, da ſie keinen Reiz an ihnen finden? Sie bleiben auf der Oberfläche der Gelehrſamkeit; ſie erfüllen ihr Gedächtniß mit Worten und Begriffen der Gelehrten, ohne daß ihr Verſtand dadurch gebildet oder angebaut wird. Und was brauchen ſie zu ihren Abſichten mehr, als die Figur der Wiſſenſchaft, als die Miene der Gelehrſamkeit, eine geringe Kenntniß der Sprachen, und das Echo etlicher Lehrbücher, wenn ſie nur für dieſes oder jenes Amt, für dieſe reiche Pfründe, für jene Gerichtsſtelle, für dieſen Titel, für jene Verbindung mit einem angeſehenen Hauſe, für den Hunger, oder für die Eitelkeit ſtudiren?

Ohne Genie und aus niedrigen Abſichten ſtudiren, heißt: die Wiſſenſchaften verunehren, ſich ſelbſt beſchimpfen, die Ordnung der Natur und der Welt umkehren. Jener würde ein guter Landmann, ein glücklicher Kaufmann, ein wackerer Soldat geworden ſeyn; er ſtudirte, ich weiß nicht, warum, und er iſt ein elender Gelehrter. Er will ſeinem Amte ein Genüge thun, und er peiniget ſich ſelbſt, aus Mangel der Kräfte, oder er wird träge, weil ihm das Studiren eine Laſt iſt, und vernachläſſiget ſeine Pflichten. Viele ſolcher Elenden bleiben beſtändig, oder doch lange Zeit, ohne Beförderung, und werden dem gemeinen Leben zur Laſt. Sie ſind zu verdroſſen, zu alt, etwas anders zu ergreifen; zu träge, zu bequem, eine Arbeit des Körpers auszuſtehen, oder zu eitel, eine Beſchäftigung des gemeinen

Lebens zu erwählen, und ſo beſchweren ſie, als gelehrte und unglückliche Müßiggänger, die Welt. —

Die Fehler, die wir in der Art zu ſtudiren begehen, unſre Abſichten mögen edel ſeyn, oder nicht, ſind nicht weniger beträchtlich.

Wir kommen oft mit keiner geringen Meinung von unſern Kräften, und mit dem Gedanken, daß wir binnen drei oder vier Jahren uns zu guten Rechtsgelehrten, zu Theologen, zu Aerzten bilden müſſen, auf die Akademie. Unſre Kenntniß in den Sprachen und Geſchichten der Alten, die doch ein unentbehrliches Mittel zur Gelehrſamkeit ſind, iſt oft ſehr ſeicht.

Es iſt wahr, die Sprachen der Alten ſind die Gelehrſamkeit nicht. Man kann das Gedächtniß damit angefüllt haben; man kann von Jugend auf gewöhnt worden ſeyn, Latein zu reden und zu ſchreiben, und man kann eben ſo unwiſſend, eben ſo ſchlecht, ſo unrichtig, ſo düſter denken, als diejenigen, welche nur ihre Mutterſprache wiſſen, ja vielleicht noch ſchlechter, weil dieſe den Verſtand weniger erſtickt haben.

Aber dennoch bleibt es wahr, daß wir ohne eine richtige und genaue Kenntniß der alten Sprachen, ihres beſondern Charakters, ihrer Regeln, die Werke der Alten nicht mit Nutzen leſen, und nicht mit Gründlichkeit auslegen können. Doch geſetzt auch, wir haben uns eine grammatiſche Kenntniß der Sprachen der Alten erworben; ſind wir deswegen im Stande, ſie zu leſen, wenn wir uns nicht in ihre Zeiten verſetzen können, wenn wir nicht mit ihren Sitten, Gewohnheiten, Meinungen, mit ihrer Religion, mit ihrer Regierungsform in einer genauen Bekanntſchaft ſtehen, wenn wir ihr Land und ſeine Geſchichte, wenn wir die Zeitrechnung nicht immer vor Augen haben? Ohne die hiſtoriſchen, geographiſchen und chronologiſchen Kenntniſſe werden wir die

Schriften der Alten nur im Dunkeln leſen. Wir ſoll-ten ſie beſitzen, ehe wir uns an die Autoren wagen.

Wer die Schriften der Alten mit Nutzen leſen will; der muß ſich bemühen, die Schönheiten der Sachen und der Schreibart zu beurtheilen und zu fühlen. Dies iſt die Verfaſſung, in die man ſich bei dem Leſen ſetzen ſollte. Hierzu ſollte man ſich auf Schulen und Akade-mieen vorbereiten, um in ſeinen übrigen Jahren darin fortzufahren.

Man wundert ſich, warum Männer, denen man die Kenntniß der Sprachen gar nicht abſprechen kann, Männer, die beweiſen, daß ſie die Alten beinahe im Ge-dächtniſſe haben, und auch verſtehen, warum, ſage ich, ſolche Männer, wenn ſie eine Schrift entwerfen, ſo kraftlos, ſo verlaſſen von Geiſt und Geſchmack, denken und ſich ausdrücken? Warum werden ſie denn nicht durch den Geiſt der Alten belebt? Sollte nicht eine der vor-nehmſten Urſachen dieſe ſeyn, daß ſie ſich in ihren erſten Jahren nicht beſtrebt haben, die Schönheiten der Alten in Anſehung der Einrichtung und Anlage, der Ausfüh-rung und Schreibart zu bemerken und zu fühlen; daß ſie ſich nicht gewöhnt haben, die Zeichnung des Werkes und ſeine Colorite wahrzunehmen? — Man kann die Oden des Horaz im Gedächtniſſe haben, man kann ſie loben und bewundern, ſie, überhaupt dem Verſtande nach, richtig erklären, und doch weder die Kunſt, noch die Natur, die in ihnen herrſcht, ſehen und fühlen. Was wird uns dieſe Kenntniß der Alten nützen? Was hilft ſie uns, wenn ſie ein Werk des Geſchmacks nicht anle-gen, nicht beleben, nicht ausführen hilft? Und wie kann ſie dieſes, da wir die Alten nie, oder ſehr wenig, von dieſer Seite betrachtet haben? Was wird es alſo nützen, wenn man die Werke der Alten lieſet, und ſie nicht nach den Regeln der Kunſt, ich möchte bald ſagen,

nach den Regeln der Natur, nicht mit Einſicht in die Regeln, und mit Geſchmack und Empfindung lieſet; denn was ſind alle Regeln der Kunſt anders, als Stimmen, Befehle der Natur, welche die größten Geiſter gehört, verſtanden und ausgeübt haben?

Wer die Schönheit des Ausdrucks, die Verſchiedenheit der Schreibart nach der Bedürfniß der Materie, die künſtliche Abwechſelung und Mannigfaltigkeit des eigentlichen und uneigentlichen Ausdruckes, das Licht und den Schatten der Schreibart nicht ſiehet und nicht fühlet; der lieſet nicht mit Geſchmacke. Es iſt wahr, daß eine gewiſſe richtige Empfindung der Natur zu dieſer Art des Leſens erfordert wird; allein man kann ſich dieſes Gefühl auf gewiſſe Weiſe durch Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, durch die Anmerkungen großer Kenner, und durch die Einſicht in die Sprache und Sachen geben. —

Daß wir endlich ſo viele Zeit auf die Erlernung der Regeln, und ſo wenig Fleiß und Zeit auf die Ausübung derſelben wenden; daß wir unſre Kraft, zu denken, und unſre Gedanken auszudrücken, ſo wenig durch ſchriftliche Verſuche ſtärken, das iſt der letzte Fehler, den ich noch berühren will; ein unverzeihlicher Fehler! Was iſt die Beredſamkeit überhaupt, als eine Kunſt, ſeine Gedanken deutlich, ordentlich und ſchön vorzutragen? Was nützt alle Wiſſenſchaft, wenn ich nicht die Gabe der Deutlichkeit, der Ordnung und Anmuth habe? Durch die Uebung nach Regeln, durch öftere Verſuche, durch Nachahmungen ſchöner Beiſpiele, durch die Anmerkungen der Verſtändigen können wir uns dieſe Gabe erwerben, und das Licht und den Glanz der Schreibart in unſre Gewalt bringen. — Etwas von der Grammatik wiſſen, ſo viel Teutſch wiſſen, als man im täglichen Umgange hört; das heißt nicht ſeiner Sprache mächtig

ſeyn. Man muß die Sprache gebraucht, geübt, man muß viel darin gedacht und geſchrieben haben, wenn man ſie bis zur Deutlichkeit, Schönheit, bis zum Nachdrucke in der Gewalt haben will. Wir wollen Männer werden, die in ihren Aemtern durch Briefe, durch andere ſchriftliche Aufſätze ihre Gedanken abfaſſen ſollen; und wir vernachläſſigen ſie, und beſchimpfen künftig die Beredſamkeit und unſre Pflicht? Wir wollen Männer werden, die dem Volke göttliche Wahrheiten vortragen ſollen; und wir gewöhnen uns nicht, Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth uns natürlich, und alle Schätze der Mutterſprache durch ſorgfältige Uebung uns eigen zu machen? Glauben wir, daß es der Religion und der Tugend gleichgültig iſt, ob wir dunkel oder hell, gründlich oder abentheuerlich, ordentlich oder verwirrt, ihre Lehren vortragen? — Wir wollen als Scribenten für die Welt oder für unſer Vaterland zur Aufnahme des Geſchmacks, der Sitten, der Künſte ſchreiben; und wir üben uns nicht mehr in der guten Schreibart, ehe wir dieſe öffentlichen Aemter über uns nehmen? —

50.

Hymne,

von E. C. v. Kleiſt.

Groß iſt der Herr! die Himmel ohne Zahl
Sind ſeine Wohnungen;
Sein Wagen ſind die donnernden Gewölk,
Und Blitze ſein Geſpann.

Die Morgenröth' iſt nur ein Wiederſchein
Von ſeines Kleides Saum;
Und gegen ſeinen Glanz iſt alles Licht
Der Sonne Dämmerung.

Er ſieht mit gnäd'gem Blick von ſeiner Höh
Zur Erd' herab: ſie lacht.
Er ſchilt: es fähret Feu'r vom Felſen auf,
Des Erdballs Axe bebt.

Lobt den gewaltigen, den gnäd'gen Herrn;
Ihr Lichter ſeiner Burg,
Ihr Sonnenheere, flammt zu ſeinem Ruhm!
Ihr Erden, ſingt ſein Lob!

Erhebet ihn, ihr Meere, brauſt ſein Lob!
Ihr Flüſſe, rauſchet es!
Es neige ſich der Cedern hohes Haupt
Und jeder Wald vor ihm!

Ihr Löwen, brüllt zu ſeiner Ehr' im Hain!
Singt ihm, ihr Vögel, ſingt!
Seyd ſein Altar, ihr Felſen, die er traf,
Eu'r Dampf ſey Weihrauch ihm!

Der Wiederhall lob' ihn! und die Natur
Sing' ihm ein froh Concert!
Und du, der Erde Herr, o Menſch, zerfleuß
In Harmonieen ganz!

Dich hat er mehr, als alles ſonſt, beglückt;
Er gab dir einen Geiſt,
Der durch den Bau des Ganzen dringt, und kennt
Die Räder der Natur.

Erheb' ihn doch zu deiner Seligkeit!
Er braucht kein Lob zum Glück;
Die niedern Neigungen und Laſter fliehn,
Wenn du zu ihm dich ſchwingſt.

Die Sonne ſteige nie aus rother Fluth
Und ſinke nie darein,
Daß du nicht deine Stimm' vereinigſt mit
Der Stimme der Natur.

Lob' ihn im Regen und in dürrer Zeit,
Im Sonnenſchein und Sturm!
Wann's ſchnei't, wann Froſt aus Waſſer Brücken baut,
Und wann die Erde grünt!

In Ueberſchwemmungen, in Krieg und Peſt
Trau' ihm, und ſing' ihm Lob!
Er ſorgt für dich; denn er erſchuf zum Glück
Das menſchliche Geſchlecht.

Und o, wie liebreich ſorgt er auch für mich!
Er gab, ſtatt Golds und Ruhms,
Vermögen mir, die Wahrheit einzuſehn,
Und Freund' und Saitenſpiel.

Erhalte mir, o Herr, was du verliehſt,
Mehr brauch' ich nicht zum Glück!
Durch heil'gen Schau'r will ich, ohnmächtig ſonſt,
Dich preiſen, ewiglich!

In finſtern Wäldern will ich mich allein
Mit dir beſchäftigen,
Und ſeufzen laut, und nach dem Himmel ſehn,
Der durch die Zweige blickt!

Und irren an's Geſtad des Meers, und dich
In jeder Woge ſehn,
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Au Tapeten dich.

Ich will entzückt auf Felſen klimmen, durch
Zerrißne Wolken ſehn!
Und ſuchen dich den Tag, bis mich die Nacht
In heil'ge Träume wiegt.

50.

Hymne an die Sonne,

vom Grafen F. L. zu Stolberg.

Sonne, dir jauchzet, bei deinem Erwachen, der Erdkreis entgegen,
Dir das Wogengeräuſch des erdumgürtenden Meeres!
Fliehend rollet der Wagen der Nacht, in nichtige Wolken
Eingehüllt, und ſchwindet hinab in die ſchauernde Tiefe.
Segnend ſtrahlſt du herauf, und bräutlich kränzet die Erde
Dir die flammenden Schläfen mit thauendem Purpurgewölke.
Alles freuet ſich dein! in ſchimmernde Feiergewande
Kleideſt du den Himmel, die Erd' und die Fluthen des Meeres!

Siehe, du leiteſt am roſigen Gängelbande den jungen
Freundlichen Tag; er hüllt ſich in deine Saffrangewande;
Aber, wie wachſen ſo ſchnell die Kräfte des himmliſchen Jünglings!
Feuriger blickt er, er greift nach deinem ſtrahlenden Köcher,
Und ſchon ſchnellt er vom goldenen Bogen flammende Pfeile!
Zürne, Himmliſcher, nicht! und ſoll dein Bogen ertönen,
O, ſo richte dein furchtbares Geſchoß auf des Oceans Fluthen,
Auf der ſchneeichten Alpen herunter ſchmelzende Gipfel,
Und auf ſandige Wüſten, die Löwen und Tiger durchirren!
Zürne, Himmliſcher, nicht! Dir flehen der Vögel Geſänge;
Dir der ſäuſelnde Wald, und dir die düftende Blume.

Wolleſt nicht des wehenden Zephyrs Flügel verſengen!
Wolleſt nicht austrinken das Labſal kühlender Quellen!
Wolleſt vom zarten Gräschen den krümmenden Tropfen nicht nehmen!

Sonne, lächle der Erd', und geuß aus ſtrahlender Urne
Leben auf die Natur! Du haſt die Fülle des Lebens!
Schöpfeſt, näher dem Himmel, aus himmliſchen Quellen, und dürſteſt
Selber nimmer! Als Gott, mit ſeiner Allmacht umgürtet,
Wie mit gürtendem Schlauch ein Sämann, Sonnen dahin warf,
Millionen auf einmal, jede mit Erden bekränzet,
Rief er, Sonnen, euch zu: verbreitet Leben und Wärme
Auf die dürftigen Erden! Erbarmt euch der Dürſtenden, daß ich
Mich am großen Abend des Himmels euer erbarme!
Alſo rief er. Gedenk deß, o Strahlende! Früher
Oder ſpäter kommt der große Abend des Himmels,
Da ihr alle, zahlloſes Heer von mächtigen Sonnen,
Werdet, wie Mücken am Sommerabend, in Teiche ſich ſtürzen,
Mit erbleichenden Strahlen herunter fallen vom Himmel!
Euer harren Gottes Gerichte! Gottes Erbarmung!
Wähne nicht zu vergehn! Der große Geber des Lebens
Wird gefallne Mücken, gefallne Sonnen, in neues
Leben rufen. Wie du auf ſchwärmende Mücken herab ſchauſt,
Schaut er ewig herab auf alle kreiſende Himmel!

52.

Von der Güte des Herzens und dem Wohlwollen, von Abbt.

Die Bewunderung der Menſchen mag immerhin für die glänzenden Eigenſchaften des Geiſtes aufbehalten bleiben; die Güte des Herzens erlangt noch etwas Beſſeres zu ihrem Lohne, treuherzige Gegenliebe. — Wenn der große Geiſt in unſrer Gegenwart zu ſeinen gewöhnlichen Höhen ſich erhebt; ſo ſtehen wir gleichſam von ferne, und blicken ihm ſchüchtern nach. Läßt ſich die ſtarke Seele in Worte heraus, ſo ſind dieſe für uns Befehle; wir werden überwältigt, wir folgen, wohin ſie uns gehen heißt. Aber das gute Herz darf ſich nur in einer von den Gebehrden zeigen, die ihm angeboren ſind; ſo gehen wir von ſelbſt ſeinem Beſitzer entgegen, um ihn zu umarmen. — In der That, jene großen Eigenſchaften ſprechen, daß wir Geiſter ſind; das gute Herz beweiſet, daß wir Menſchen ſind. O ihr, denen die Erziehung künftiger Monarchen anvertrauet iſt, denkt nicht, daß, um einen Prinzen zu bilden, das mitleidige Herz erſt an ihm müſſe verhärtet werden. Laſſet ihn weinen, daß eine Thräne die andere treibt, wenn er Unglückliche ſieht, oder vom Elende hört; es kann ihm einſt Balſam auf ſeine Wunden werden, wenn er in der Stunde der Angſt, am Tage der Flucht bei ſeinen geliebten Nebenmenſchen ein weiches Herz für ſich antrifft.

Wo das gute Herz iſt; da fällt es nicht ſchwer, das Wohlwollen einzuflößen, deſſen Wirkungen man eigentlich vernünftige Wohlthaten für das ganze menſchliche Geſchlecht nennen könnte. Und von dem Wohlwollenden gilt es erſt, daß ihm Zufriedenheit und vergnügtes Bewußtſeyn von innen lohnen, ſo wie ihm von außen ſein Ruhm in jedem Geſichte freundlich lächelt.

Kein Tag geht ihm vorüber ungenützet, und das Daſeyn wird zum Leben für ihn. Er läßt in ſeinem Hauſe Gerechtigkeit und Erbarmen wie Schweſtern beiſammen wohnen. Seine Nachbarn lieben ihn; ihn ſegnen Fremde, und wer etwa im erſten Augenblicke ihn geläſtert hatte, bittet ihn nachher mit Thränen um Verzeihung. Bei der Nachricht von ſeinem Tode iſt die erſte Regung jedes Nachgebliebenen eine Regung des Mitleids mit ſich ſelbſt, und unmittelbar hernach ſpricht in jedem Auge eine ſtille Zähre ſeine Leichenrede.

Nur ſelten werden uns die trefflichen Menſchen bekannt, bei welchen die erſprießliche Vereinigung des guten Herzens mit dem Wohlwollen ſich findet; es ſey nun, daß ſie wirklich eine ſeltene Erſcheinung auf dieſer Erde ſey, oder auch, daß nur wenige zu der vortheilhaften Stellung gelangen, wo ſie die Wirkungen jener Vereinigung recht ſichtbar machen können. —

Da, wo die Verwandlung des guten Herzens in das Wohlwollen vorgehen ſoll, muß erſt die Raupenhaut gänzlich abgeſtreift ſeyn. Wir dürfen nicht mehr langſam von einem Nebengeſchöpfe zum andern kriechen; wir müſſen auffliegen können, um alles, was unter den Erſchaffenen lebt, webt und iſt, beſonders aber unſern Erdkreis zu überſehen, und mit gleicher Neigung zu umfaſſen. Und wie iſt dies möglich? Dadurch, daß wir deutlich erkennen, wir gehören alle einem und dem nämlichen Herrn an, ſeyen alle zum Frieden als Nebenunterthanen erſchaffen, durch tauſend Bande vereiniget, durch jedes ſtärker angezogene Band glücklicher, durch jede Wohlthat vollkommner, gegen alle Dinge außer uns zur Dankbarkeit verpflichtet, weil auch ſie uns beſtändig vollkommner machen. Wenn ſich alle dieſe Gedanken vereinigen, in einander ſchlingen, und ſich einer dem andern feſt anhängen; ſo entſtehet daraus

ein Vorſatz, dieſer Erkenntniß gemäß zu wollen, eine Richtung des Wollens zum Friedlichſeyn, zum Hülfeleiſten, zum Wohlthun; eine Spannung aller Kräfte mit einer beſtändigen Rückſicht auf den Vortheil andrer Dinge außer uns; eine Freude über den Beitrag, den man ihnen leiſtet; ein Eifer, ihn richtig abzutragen; eine Klugheit, ihn gehörig und verhältnißmäßig auszutheilen; kurz das Wohlwollen. Es iſt nicht nöthig, daß die Kenntniſſe, welche das Wohlwollen erzeugen, beſtändig in einem gleichen Grade der Deutlichkeit erhalten werden. Wenn es nur erſt vorhanden iſt; ſo mögen die Kenntniſſe, auf welche es ſich gründet, hernach die ſchimmernden Farben der Klarheit annehmen. Es kann ſich, als Folge des Nachdenkens, eine ſolche Gemüthsart bei uns feſt ſetzen, wodurch ein freundſchaftlicher Trieb gegen alle Menſchen immer in uns rege bleibt. — Das Wohlwollen kommt ſelten bis zu einer gewiſſen Heftigkeit; man findet niemals an demſelben das Haſtige eines aufgebrachten Menſchen, ſondern nur das Angeſpannte und Nervigte eines geſunden Mannes, und ſein Gang iſt nicht übereilt, ſondern geſetzt und regelmäßig. Seine Größe hängt von mehrern Stücken zugleich ab: von der Menge der Menſchen, welche es umfaſſet; von den Gütern, die es ihnen zu verſchaffen ſucht; von der Neigung, womit dies geſchieht.

53.

Die Ruhe,

von J. F. v. Cronegk.

Die See durchſtrömt ein wildes Sauſen,
Der Abgrund brüllt, die Wellen brauſen,
Und Hoffnung, Stern und Kunſt vergehn.
Die Schiffer zittern, ſie erblaſſen,

Und wollen, was ſie kühn verlaſſen,
Die Ruhe, nun vom Pol erflehn.
Ein Held ſieht unter blut'gen Kriegen
Der eignen Wuth mit Schrecken zu;
Er ſteht, er ſeufzt, vergißt das Siegen,
Und fleht den Himmel um die Ruh.

Doch wenn, die Wünſche zu erfüllen,
Sich die erzürnten Stürme ſtillen,
So ſucht der Schiffer friſche Noth.
Es eilt, noch matt vom vor'gen Streite,
Nach neuem Sieg, nach neuer Beute,
Der Held von neuem in den Tod.
O Ruhe, Gut, nach dem wir trachten,
Auch da noch, wenn wir vor dir fliehn,
Du lehreſt ſie den Tod verachten;
Sie fliehen dich, dir nachzuziehn.

Hier liegt ein Fürſt in goldnen Ketten,
Um den, ihn von Gefahr zu retten,
Ein Heer Trabanten dienſtbar wacht.
Er wachet ängſtlich, mißvergnüget,
Stöhnt nach dem Schlaf, der ihn betrüget,
Durchſinnt, durchſeufzt die lange Nacht,
Die Unruh dringt in's innre Zimmer:
Er ſucht die Ruhe, die ihn flieht,
Und wacht noch, wenn Aurorens Schimmer
An der Gebirge Spitzen glüht.

Dort läßt ein Schäfer ſeine Glieder
Auf ſchlechtes Moos unachtſam nieder;
Sein Geiſt iſt ſtille, wie das Feld,
Wo nur der Weſt das Laub durchſpielet,
Das nun, vom ſanften Thau gekühlet,
Des Mondes blaſſer Schein erhellt.

Kein Schattenbild von trübem Kummer
Macht, daß ſein ruhig Herz erſchrickt;
Kein eitler Wunſch verſtört den Schlummer,
In dem er Doris noch erblickt.

Die Ruhe flieht erhabne Schlöſſer;
Sie flieht das drohende Gewäſſer;
Sie flieht vor Reichthum und vor Pracht,
Sie flieht vor kühner Krieger Haufen;
Um Kronen iſt ſie nicht zu kaufen;
Sie trotzet der Tyrannen Macht.
Sie wohnt vergnügt mit ſtillen Sitten
Viel lieber in dem Schäferſtand,
In niedern, aber treuen Hütten,
An heitrer Bäche ſicherm Strand.

Als unſchuldsvoll zufriedne Hirten
Noch ungeſtört in Hainen irrten,
Da war der Wald der Sitz der Treu.
Vergnügen war die Pflicht der Erde;
Ein jeder führte ſeine Heerde,
Von Ehrgeiz und Gewinnſucht frei.
Sein Leben floß voll ſtiller Freude;
Der Tod kam ſpät, doch nie verhaßt.
Sein Königreich war ſeine Weide,
Und ſeine Hütte ſein Pallaſt.

Noch brachten nicht verkaufte Seelen
Ein ſchädlich Erz aus ird'ſchen Höhlen,
Und Gold, noch ſchädlicher, an's Licht.
Der Kriegspoſaune Donnerſtimme
Erhitzte nicht zu wildem Grimme,
Durchſchmetterte die Luft noch nicht.
Kein ſtürm'ſcher Strom von blut'gen Kriegen
Durchbrauſte noch das ſichre Feld;

Der Unſchuld ruhiges Vergnügen
Beglückte noch die Schäferwelt.

Die erſten ſchönſten Seltenheiten
Der ſchnell verſchwundnen goldnen Zeiten
Entwichen mit dem Schäferſtand.
Dort hat Aſträa wohnen müſſen,
Eh' ſie, den Sterblichen entriſſen,
Zur wohlverdienten Qual verſchwand.
Dann floh, verjagt durch Gold und Eiſen,
Die Ruh, der Erde beſtes Glück;
Nun bringt ſie heimlich wahren Weiſen
Die ſtille goldne Zeit zurück.

Ein Weiſer, der, vom Wahn entfernet,
Um wohl zu leben, ſterben lernet,
Um wohl zu ſterben, weislich lebt,
In ſich geſenkt, mit ſich zufrieden,
Wird nie mit Flehn den Pol ermüden;
Er hat, wornach ein Andrer ſtrebt.
Die Tugend dient ſich ſelbſt zum Lohne;
Sie iſt's allein, die uns erhöht;
Und der hat mehr als eine Krone,
Der ſie verdienet, und verſchmäht.

Der iſt ein König, der regieret,
Der der Begierden Zügel führet,
Und den Gefahr und Tod nicht ſchreckt.
Mit gleicher Stirn' bei heiterm Himmel,
Und wenn, mit brauſendem Getümmel,
Der Stürme Zorn den Tag verſteckt,
Es ſtürzen, auf der Vorſicht Winken,
Des Weltgebäudes Pfeiler ein;
Er wird, wenn alle Wellen ſinken,
Auf ihren Trümmern muthig ſeyn.

Der Erdball, der, von Gott regieret,
Jtzt ſeinen Lauf getreu vollführet,
Wird in den Flammen untergehn.
Die Sterne ſpringen aus dem Gleiſe;
Fallt, Berge, fallt! Doch er, der Weiſe,
Bleibt feſt und unerſchrocken ſtehn.
Gewölbte Himmel, ihr ſtürzt nieder!
Die Sonn' erliſcht, der Mond zerfällt;
Es kommt das alte Chaos wieder;
Gott winket; es vergeht die Welt!

Was ſeh' ich? Nacht und Wolken fliehen!
Was ſeh' ich? Neue Sonnen glühen,
Und neue Welten wälzen ſich!
Poſaunen rufen zum Gerichte —
Es blitzt! Die Nacht entweicht dem Lichte,
O Weisheit, ich erblicke dich!
Du eilſt, der nahen Donner Streichen
Der Wahrheit Freunde zu entziehn.
Dann wirſt du deine Hand uns reichen,
Und mit uns durch die Sphären fliehn!

54.

Ueber das Univerſum,

von Moſes Mendelsſohn.

Das unermeßliche All iſt für uns kein ſichtbar ſchöner Gegenſtand. Nichts verdienet dieſen Namen, das nicht auf einmal klar in unſre Sinne fällt. Zwar hat das Unermeßliche, deſſen Grenzen zu erreichen unſre beflügelte Einbildungskraft ermüdet, ſeinen beſondern Reiz, der das Vergnügen der abgemeſſenen Schönheit öfters übertrifft; allein ſchön, im eigentlichen Verſtande, können wir das Weltgebäude nur alsdann nennen, wenn die Einbildungskraft ſeine Haupttheile in einem ſo vor-

trefflichen Ebenmaße ordnet, wie Vernunft und Wahrnehmung lehren, daß ſie außer uns geordnet ſind. Geſchiehet dieſes; ſo nimmt man nur die allgemeinen Verhältniſſe der Welttheile zum Ganzen wahr; die Größe, die für die Sinne unermeßlich iſt, verjünget ſich in der Einbildung und tritt in die Schranken der Schönheit zurück, die unſern Kräften angemeſſen ſind.

Dem Weltweiſen bleibet alſo die Betrachtung des Weltgebäudes eine unverſiegende Quelle des Vergnügens. Sie verſüßt ſeine einſamen Stunden; ſie erfüllt ſeine Seele mit den erhabenſten Empfindungen, entziehet ſeine Gedanken dem Staube der Erde, und nähert ſie dem Throne der Gottheit. — Aber wie muß er ſich zu dieſer Fülle des Vergnügens vorbereiten? Wohlan, theurer Jüngling, hier iſt der Weg zum wahren Vergnügen. Mache die Anwendung meiner Lehre auf die Schönheit der allgemeinen Natur. Sie iſt das würdigſte Beiſpiel, das eine Lehre befeſtigen kann. Lerne daraus, wie zuträglich es der Empfindung des Ganzen ſey, wenn wir alle ſeine Theile vorher bis zur Deutlichkeit überdacht haben.

Mache die Anwendung, ſage ich! Wenn du von der wundervollen Einrichtung aller Weltkörper nichts wüßteſt; wenn es dir unbekannt wäre, daß eine unermeßliche Kette von Weſen jeden Planeten bewohnt; unbekannt, daß ſich aus der Mitte eines jeden Weltgebäudes ein milder Strom von Licht und Leben nach allen Seiten ausbreitet; wenn du von allen dieſen wichtigen Wahrheiten nichts wüßteſt, ſage ich, und du würdeſt itzt nur die allgemeine Verbindung der Weltkörper, ihre Lagen, Größen und Entfernungen, nur das Gerippe gleichſam des kopernikaniſchen Weltbaues gewahr; ſo würde dieſe Erkenntniß dich zwar vergnügen, aber nicht deine ganze Seele anfüllen. Die

Armuth an Mannigfaltigkeit würde, in dem Begriffe vom Ganzen, erſtaunliche Lücken hinter ſich laſſen, und die Harmonie, die dich ergötzen ſoll, auf wenige Geſetze der Natur hinaus laufen, nach welchen die Weltkörper in ihren Kreiſen herumgeführet werden. Nunmehr rufe alles, was dir von den einzelnen Theilen der Welt bekannt iſt, in dein Gedächtniß zurück. Betrachte den lebloſen Stein, deſſen ganze Natur Gewicht und Farbe zu ſeyn ſcheint; und die Pflanze, in deren Bau Ordnung und Abſicht zu erkennen iſt; den Wurm, deſſen Welt ein einziges Blatt iſt, und den Menſchen, den die ganze Erde in allzu enge Räume einſchließt; kurz, überdenke alles, was die bloßen Augen, die Ferngläſer, Vernunft und Sinne von der Welt bekannt gemacht haben. Erwäge die Gründe, dadurch die Muthmaßung von der ähnlichen Beſchaffenheit aller Weltkörper mehr als wahrſcheinlich wird; die uns veranlaſſen, unſer Weltſyſtem in Myriaden von Fixſternen, und unſre Wohnungen hienieden in unzählige Kugeln, die ſich um jene in lichten Wirbeln drehen, vervielfältiget zu ſehen; ſteige die Kette allgemach hinauf, die alle Weſen an dem Throne der Gottheit befeſtigt; alsdann ſchwinge dich mit kühnem Fluge bis auf das allgemeine Verhältniß aller dieſer Theile, zu dem unermeßlichen Ganzen. Welche himmliſche Wolluſt wird dich auf einmal überraſchen! Kaum wirſt du dich in der betäubenden Entzückung faſſen können. Woher dieſer unendliche Unterſchied? Was hat dein Gefühl geadelt und deinem Vergnügen dieſen überſchwänglichen Zuwachs geliehen? Geſtehe es; iſt es nicht die deutliche Wahrnehmung aller Theile, die in dem letztern Falle vor der Empfindung des Ganzen hergegangen iſt? Hat das Ueberdenken der Theile die Luſt geſtört, die aus der Wahrnehmung des Ganzen entſpringt? — O nein! Es hat dich vielmehr dazu vorbe-

reitet; du haſt dem Vergnügen, das aus der Schönheit des Ganzen entſpringet, die gehörige Fülle gegeben, indem du eine größere Mannigfaltigkeit an's Licht gebracht, die einhellig an ſeiner Beſtimmung Theil nimmt.

Das Unermeßliche, das wir zwar als ein Ganzes betrachten, aber nicht umfaſſen können, erregt eine vermiſchte Empfindung von Luſt und Unluſt, die Anfangs ein Schauern, und wenn wir es zu betrachten fortfahren, eine Art von Schwindel erregt. Dieſe Unermeßlichkeit mag in einer ausgedehnten oder unausgedehnten, in einer ſtetigen oder unſtetigen Größe beſtehen; die Empfindung iſt in allen dieſen Fällen die nämliche. Das große Weltmeer, eine weit ausgedehnte Ebene, das unzählbare Heer der Sterne, die Ewigkeit der Zeit, jede Höhe oder Tiefe, die uns ermüdet, ein großes Genie, große Tugenden, die wir bewundern, aber nicht erreichen können; wer kann dieſe ohne Schauern anblicken, wer ohne angenehmes Schwindeln zu betrachten fortfahren? Dieſe Empfindung iſt von Luſt und Unluſt zuſammengeſetzt. Die Größe des Gegenſtandes gewährt uns Luſt; aber unſer Unvermögen, ſeine Grenzen zu umfaſſen, vermiſcht dieſe Luſt mit einiger Bitterkeit, die ſie deſto reizender macht. Doch iſt dieſer Unterſchied zu bemerken. Wenn der große Gegenſtand uns bei ſeiner Unermeßlichkeit keine Mannigfaltigkeit zu betrachten darbietet, wie die ſtille See, oder eine unfruchtbare Ebene, die von keinen Gegenſtänden unterbrochen wird; ſo verwandelt ſich der Schwindel zuletzt in eine Art von Ekel über die Einförmigkeit des Gegenſtandes; die Unluſt überwiegt, und wir müſſen den verwirrten Blick von dem Gegenſtande abwenden. Hingegen iſt die Unermeßlichkeit des Weltgebäudes, die Größe eines bewundernswürdigen Genies, die Größe erhabener Tugenden ſo mannigfaltig, als groß, ſo vollkommen, als mannigfaltig, und

die Unluſt, die mit ihrer Betrachtung verknüpft iſt, gründet ſich auf unſre Schwachheit; daher gewähren ſie ein unausſprechliches Vergnügen, deſſen die Seele nie ſatt werden kann. Was für ſelige Empfindungen überraſchen uns, wenn wir an die unermeßliche Vollkommenheit Gottes gedenken! Unſer Unvermögen begleitet uns zwar auf dieſem Fluge, und drückt uns in den Staub zurück; aber die Entzückung über jene Unendlichkeit, und das Mißvergnügen über unſer eigenes Nichts vermiſchen ſich in eine mehr als wollüſtige Empfindung, in ein heiliges Schauern. Nach einer kleinen Erholung, wagen wir den zweiten, den dritten Verſuch, und die Quelle des Vergnügens iſt noch ſo unerſchöpflich, als vorhin. Hier miſcht ſich kein Ekel, keine Unluſt von Seiten des Gegenſtandes in unſre Empfindung, und wir wären glückſelig, wenn unſer ganzes Leben ein ununterbrochener Verſuch, die göttlichen Vollkommenheiten zu begreifen, ſeyn könnte.

55.

Pſalm,

von F. G. Klopſtock.

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
„Vater unſer, der du biſt im Himmel!“

Auf allen dieſen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geiſter an Kräften ungleich, und an Leibern;
Aber alle denken Gott, und freuen ſich Gottes.
„Geheiligt werde dein Name.“

Er, der Hocherhabene,
Der allein ganz ſich denken,
Seiner ganz ſich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller ſeiner Weltbewohner.
„Zu uns komme dein Reich.“

Wohl ihnen, daß nicht ſie, daß er
Ihr Itziges und ihr Zukünftiges ordnete,
Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille geſcheh,
Wie im Himmel, alſo auch auf Erden.“

Er hebt mit dem Halme die Aehr' empor;
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube;
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde:
Aber ſein Donner rollet auch her,
Und die Schloße zerſchmettert es
Am Halme, am Zweig', an dem Hügel und im Walde!
„Unſer tägliches Brod gib uns heute.“

Obwohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch und Sterbliche ſind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode ſich trennen muß?
„Vergib uns unſere Schuld,
Wie wir vergeben unſern Schuldigern.“

Geſonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückſeligkeit;
Einige krümmen ſich durch Einöden,
Doch ſelbſt an dieſen ſproßt es von Freuden auf,
Und labet den Durſtenden.

„Führ' uns nicht in Verſuchung,
Sondern erlöſ' uns vom Uebel.“

Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen, und Erden, und Monden umgab;
Der Geiſter erſchuf;
Ihre Seligkeit ordnete;
Die Aehre hebt;
Der dem Tode ruft;
Zum Ziele durch Einöden führt, und den Wanderer labt;
Anbetung dir!
„Denn dein iſt das Reich, und die Macht,
Und die Herrlichkeit. Amen.“

56.

Der Erlöſer,

von Klopſtock.

Der Seraph ſtammelt, und die Unendlichkeit
Bebt durch den Umkreis ihrer Gefilde nach,
Dein hohes Lob, o Sohn! wer bin ich,
Daß ich mich auch in die Jubel dränge?

Vom Staube Staub! Doch wohnt ein Unſterblicher
Von hoher Abkunft in den Verweſungen,
Und denkt Gedanken, daß Entzückung
Durch die erſchütterte Nerve ſchauert!

Auch du wirſt einmal mehr wie Verweſung ſeyn,
Der Seele Schatten, Hütte, von Erd' erbaut,
Und andrer Schauer Trunkenheiten
Werden dich dort, wo du ſchlummerſt, wecken.

Der Leben Schauplatz, Feld, wo wir ſchlummerten,
Wo Adams Enkel wird, was ſein Vater war,
Als er ſich itzt der Schöpfung Armen
Jauchzend entriß und ein Leben da ſtand!

O Feld vom Aufgang bis, wo ſie untergeht
Der Sonnen letzte, heiliger Todten voll,
Wenn ſeh' ich dich? wenn weint mein Auge
Unter den tauſendmal tauſend Thränen?

Des Schlafes Stunden, oder Jahrhunderte,
Fließt ſchnell vorüber, fließt, daß ich auferſteh!
Allein ſie ſäumen, und ich bin noch
Dieſſeit am Grabe! O helle Stunde,

Der Ruh Geſpielin, Stunde des Todes, komm!
O du Gefilde, wo der Unſterblichkeit
Dies Leben reift, noch nie beſuchter
Acker für ewige Saat, wo biſt du?

Laß mich dort hingehn, daß ich die Stätte ſeh!
Mit hingeſenktem trunkenen Blick ſie ſeh!
Der Ernte Blumen drüber ſtreue,
Unter die Blumen mich leg', und ſterbe!

Wunſch großer Ausſicht, aber nur Glücklichen,
Wenn du, die ſüße Stunde der Seligkeit,
Da wir dich wünſchen, kämſt; wer gliche
Dem, der alsdann mit dem Tode ränge?

Dann miſcht' ich kühner unter den Throngeſang
Des Menſchen Stimme, ſänge dann heiliger
Den meine Seele liebt! den Beſten
Aller Gebornen, den Sohn des Vaters!

Doch laß mich leben, daß am erreichten Ziel
Ich ſterbe! Daß erſt, wenn es geſungen iſt,

Das Lied von dir, ich triumphirend
Ueber das Grab den erhabnen Weg geh!

O du, mein Meiſter, der du gewaltiger
Die Gottheit lehrteſt; zeige die Wege mir,
Die du da gingſt! worauf die Seher,
Deine Verkündiger, Wonne ſangen.

Dort iſt es himmliſch! Ach, aus der Ferne Nacht,
Folg' ich der Spur nach, welche du wandelteſt:
Doch fällt von deiner Strahlenhöhe
Schimmer herab, und mein Auge ſieht ihn.

Dann hebt mein Geiſt ſich, dürſtet nach Ewigkeit,
Nicht jener kurzen, die auf der Erde bleibt;
Nach Palmen ringt er, die im Himmel
Für der Unſterblichen Rechte ſproſſen.

Zeig' mir die Laufbahn, wo am fernen Ziel
Die Palme wehet! Meinen erhabenſten
Gedanken lehr' ihn Hoheit! führe ihm
Wahrheiten zu, die es ewig bleiben!

Daß ich den Nachhall derer, die's ewig ſind,
Den Menſchen ſinge! daß mein geweihter Arm
Vom Altar Gottes Flammen nehme!
Flammen in's Herz der Erlöſten ſtröme!

57.

Schreiben von vernünftiger Erlernung der Sprachen und Wiſſenſchaften auf Schulen,

von Rabener.

— Ich habe mich ſechs Jahre lang in einer Schule aufgehalten, welche vor andern Schulen einen Vorzug, und den billigen Ruhm hat, daß viele große und ge-

lehrte Männer den Grund ihres Glücks darin gelegt haben. Sobald ich die erſten Jahre überſtanden, und mich geſchickt gemacht hatte, die Sache mit einer reifern Ueberlegung einzuſehen; ſo ließ ich bei einem unermüdeten Eifer diejenigen Wiſſenſchaften mein Hauptwerk ſeyn, zu denen ich den größten Trieb empfand, und welche ich für die edelſten unter allen hielt. Ich traue Ihnen die Einſicht zu, daß Sie von ſelbſt errathen können, worin alſo meine vornehmſte Bemühung beſtanden habe.

Es ward uns Gelegenheit gegeben, die ältere und neuere Geſchichte zu erlernen. Man lehrte uns die Geographie und andre davon abhängende Wiſſenſchaften. Man bemühte ſich, uns einen kleinen Vorſchmack von den Rechten eines jeden Reichs, und hauptſächlich unſers Vaterlandes, beizubringen. Es wurden auf Koſten der Obern Leute gehalten, welche die Jugend in der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache unterrichten ſollten; ja, welches beinahe unglaublich iſt, ſogar in der teutſchen Sprache gab man uns Anleitung. Die mathematiſchen Wiſſenſchaften wurden getrieben, ſo viel es auf Schulen möglich iſt. Von der Malerei, Muſik und Tanzkunſt will ich nicht einmal etwas erwähnen, ſo wenig als von der Anweiſung, wie man die Buchſtaben leſerlich und ſchön ſchreiben ſoll.

Was meinen Sie davon, mein Herr? Ich weiß, Sie laſſen mir die Gerechtigkeit wiederfahren, und trauen mir zu, daß ich die koſtbare Zeit mit dergleichen Sachen nicht verderbt habe. Es wäre dieſes ein Fehler geweſen, welchen man kaum mit dem gelinden Namen einer Jugendſünde hätte entſchuldigen können; und ich glaube, meine Enkel würden ſich dereinſt ſchämen müſſen, wenn man ihnen dergleichen gelehrte Schwachheiten ihres Großvaters vorwürfe.

Meine Bemühungen waren weit rühmlicher. Lateiniſch, Griechiſch, Hebräiſch, die Redekunſt und die Logik, dieſes ſind die Wiſſenſchaften, worauf ich mich mit einem unerſättlichen Fleiße, und mit Ausſchließung aller andern gelegt habe.

Iſt es nicht kläglich, daß man die Jugend zur Erlernung der Geſchichte, und beſonders unſrer gegenwärtigen Zeiten, anhält? Dieſes vermehret ihre leichtſinnige Neugierigkeit, zu der ſie ohnedem mehr als zu geneigt iſt. Aus dieſer Urſache habe ich mich jederzeit davor gehütet, und ich kann mir ohne eitlen Ruhm nachſagen, daß mir dasjenige, was nach dem Raube der Helena in Griechenland vorgegangen, weit bekannter iſt, als die Unruhe, worein Teutſchland durch den Tod des Kaiſers geſtürzt ſeyn ſoll. Wozu die Geographie und die zugehörigen Wiſſenſchaften nützen, das kann ich nicht einſehen. Ich habe den Weg von der Schule nach meiner Heimath gewußt; ich will ihn auch wohl ohne Geographie nach Leipzig finden. Ich weiß die Namen- und Geburtstage meiner gnädigen Herrſchaft; ich weiß, daß unſer Herr Pfarrer einen Todtenkopf mit einem Kreuze in ſeinem Petſchafte hat; dieſes hilft mir mehr, als wenn ich das ganze Geſchlecht und alle Wappen des Kaiſers von Fez und Marokko auswendig könnte. Daß ich die Rechte des Reichs und meines Vaterlandes lernen ſoll; ſolches ſcheint mir ein verwegenes Unternehmen zu ſeyn. Es ſind Geheimniſſe, welche man nicht erforſchen, ſondern den Regenten überlaſſen muß; zu geſchweigen, daß man vielmals an den Höfen ſelbſt nicht weiß, was Rechtens iſt; wie will man es in den Schulen wiſſen? Die flatternde Eitelkeit der Franzoſen, und die Gemüthseigenſchaften der Italiener, haben mir jederzeit einen Abſcheu vor ihren Sprachen gemacht. Teutſch zu lernen, klingt gar lächerlich. Unſer Thorwärter in der

Schule konnte gutes Teutſch reden, ungeachtet er niemals in die Lehrſtunden kam, und meine Mutter verſtund mich allemal, wenn ich um Geld ſchrieb. Ich habe zwar gegenwärtigen Brief von einem meiner guten Freunde durchſehen, und die Schreibart ändern laſſen; dieſes geſchieht aber mehr aus einer Gefälligkeit, als innerlichen Ueberzeugung, daß es nöthig ſey. Daß die mathematiſchen Wiſſenſchaften auf Schulen getrieben werden, das laſſe ich eher gelten; es kommen doch immer griechiſche Wörter darin vor. Die Malerei, Muſik und das Tanzen ſchicken ſich am beſten für Frauenzimmer, und die Kunſt, leſerlich und ſchön zu ſchreiben, für den Pöbel. Denn gelehrte Leute müſſen ſchlecht ſchreiben; dieſes iſt ein altes Herkommen.

Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, wie gefällt Ihnen dieſer Beweis? Nicht wahr, vortrefflich? Sollten Sie wohl in einem jungen Menſchen ſo viel Verſtand und einen ſo guten Geſchmack ſuchen?

Die lateiniſche Sprache kam mir ſo einnehmend und reizend vor, daß ich mich ſchäme, ein geborner Teutſcher zu ſeyn. In der griechiſchen Sprache fand ich etwas, von dem ich viel zu wenig ſage, wenn ich ſpreche, daß es reizend und entzückend war. Ich habe mich vielmals gewundert, warum man ſie nicht bei Hofe einführt, und ich bin gewiß verſichert, ein Frauenzimmer würde bei einer griechiſchen Liebeserklärung nimmermehr unempfindlich bleiben können. Daß ich Hebräiſch ohne Puncte verſtehe, das iſt das Wenigſte, deſſen ich mich rühmen kann.

Die Redekunſt hatte mich recht bezaubert, beſonders in den Figuren war ich ſehr ſtark. Ich wußte alle ihre Vor- und Zunamen, und meine Reden, die ich hielt, beſtunden in nichts, als Fragen und Ausrufungen. — Die Erlernung der Logik war meine ernſthafteſte Be-

ſchäftigung. Zwar die gemeine Art zu denken hat mir niemals gefallen wollen. Sie iſt gar zu deutlich, und die Kunſtwörter ſind zu ſehr geſpart. Wenn ich jemanden als ein Gelehrter überzeugen will; ſo muß meine Ueberzeugung kunſtmäßig ſeyn, und ich mag denken, was ich will, ſo denke ich in forma. Meiner Abſchiedsrede kann ich mich ohne einige Selbſtliebe nicht erinnern. Ich handelte von den Rauchfängen der alten Griechen, und inſonderheit der Lacedämonier. In welcher Sprache ich dieſelbe eigentlich gehalten habe; ſolches kann ich Ihnen nicht ſagen. Wenn ich Ihre Ohren nicht beleidigte, ſo würde ich ſie ebraico-latino-graecam nennen. Dieſes letzte Meiſterſtück meiner Fähigkeit mochte wohl Urſache ſeyn, daß man mir ein vortreffliches Schulzeugniß gab. Ich werde es mit nach Leipzig bringen, und alſo die Ehre haben, Ihnen Brief und Siegel über meine Geſchicklichkeit zu zeigen.

Bis hieher klingen meine Erzählungen ganz vergnügt. Sie werden aber den wichtigſten Umſtand noch nicht einſehen können, welcher mich bewogen hat, an Sie zu ſchreiben. Sie ſollen ihn gleich erfahren.

Von der Schule ging ich nach Hauſe zu meinem Vater, welcher im Gebirge ein adliches Rittergut gepachtet hatte. Meine Abſichten erforderten, daß ich unſerm gnädigen Herrn ſogleich meine Aufwartung machte. Er erkundigte ſich nach der Einrichtung der Schule, und beſonders meines bisherigen Studirens. Ich erzählte ihm alles, und ich glaube, ich erzählte ihm noch mehr. Seine Aufmerkſamkeit machte mich beredt, und ich verſprach mir ſchon im voraus die Anwartſchaft auf eine Pfarre. Allein wie ſehr betrog ich mich in meiner Hoffnung! Urtheilen Sie ſelbſt von meiner Beſtürzung, die ich empfand, als mir derſelbe mit einem ernſthaften Geſichte ungefähr alſo antwortete: „Gewiß,

mein Freund, ich bedauere ihn; ſein Vater hat das Geld verloren, und er die Zeit verderbt. Er hat ſtudirt, und iſt keinem Menſchen zu etwas nütze. Wäre es nicht vernünftiger geweſen, wenn er ſich auf diejenigen Wiſſenſchaften etwas mehr gelegt hätte, von denen er geglaubt, daß ſie ſo verächtlich und überflüßig ſind? Muß er ſich nicht ſchämen, daß er in Griechenland zu Hauſe, und in Sachſen ein Fremdling iſt? daß er die Geſetze ſeines Solons verſteht, und nicht die geringſte Kenntniß von den Rechten ſeines Vaterlandes hat? Hätte er ſich nicht die Sprachen der Ausländer wenigſtens nur in etwas bekannt machen ſollen, wenn er ſie auch allenfalls nicht beſſer gelernt hätte, als die teutſche? Wie viel brauchen wir lateiniſche und griechiſche Sprachmeiſter? Ich tadle deswegen nicht an ihm, daß er Lateiniſch und Griechiſch gelernt hat. Dieſes muß ſeyn, und ein Gelehrter, der es nicht kann, kommt mir eben ſo abgeſchmackt vor, als er, da er ſeine Mutterſprache nicht beſſer verſtehet. Was glaubt er wohl, was ich mit meinem Schneider anfangen ſollte, wenn er nichts arbeiten könnte, als ſolche Kleider, wie ſie Seneca und Sokrates getragen haben? Würde der Kerl nicht Hungers ſterben müſſen, wenn er ſonſt nichts gelernt hätte? Mit ſeiner Redekunſt lockt er keinen Hund aus dem Ofen, geſchweige, daß er die Gemüther der Zuhörer rühren ſollte; und ſeine ganze Logik beſteht aus Wörten ohne Gedanken. Hat ihm denn niemand auf der Schule geſagt, wie unentbehrlich es heutiges Tages ſey, daß man die ſogenannten gelehrten Sprachen mit den neuern Wiſſenſchaften verknüpfe?" — Ich konnte dieſes nicht läugnen. Ich geſtund, daß einige meiner Lehrer mich deswegen vielmals getadelt, und mir meine Bemühungen als unnütze vorgeworfen hätten. Ich ſagte aber auch, daß andre meinen Eifer aufgemuntert, und mir

mit großer Zuverſicht prophezeiet hätten, ich würde die Zierde ihrer Schule, eine Bruſtwehr wider die einreißende Barbarei und eine Stütze des Vaterlandes ſeyn. — Er ſchüttelte den Kopf, und ließ mich mit vielen derben Vermahnungen von ſich gehen. —

Wie meinen ſie wohl, mein Herr, daß mir zu Muthe iſt? Sollte es wohl in der That vernünftiger ſeyn, wenn man auf Schulen ſich die Sprache der Gelehrten zwar gründlich bekannt macht, zugleich aber auch in den neuern Sprachen und in den ſchönen Wiſſenſchaften ſich übt? Sollte es wohl lächerlich ſeyn, wenn man ſich einbildet, die Erlernung einiger Kunſtwörter mache uns zu Rednern und Philoſophen?

Nein, ich kann mich dieſes nicht bereden. Ich gehe von der einmal gefaßten Meinung nicht ab. Und ich werde Ihnen, mein Herr, ungemein verbunden ſeyn, wenn Sie mich zu meiner Beruhigung in dieſem Urtheile beſtärken wollen. —

58.

Lebenspflichten,

von Hölty.

Roſen auf den Weg geſtreut,
Und des Harms vergeſſen;
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemeſſen.
Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen ruht der Todtenkranz
Schon auf ſeinem Grabe!

Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;

Eh' die Abendwolke thaut,
Ruht ſie auf der Bahre.
Gebt den Harm und Grillenfang,
Gebet ihn den Winden;
Ruft bei hellem Becherklang
Unter grünen Linden.

Laſſet keine Nachtigall
Unbehorcht verſtummen,
Keine Bien' im Frühlingsthal
Unbelauſcht entſummen.
Schmeckt, ſo lang' es Gott erlaubt,
Kuß und ſüße Trauben,
Bis der Tod, der alles raubt,
Kommt, auch ſie zu rauben.

Unſerm ſchlummernden Gebein,
Von dem Tod' umdüſtert,
Duftet nicht der Roſenhain,
Der am Grabe flüſtert,
Tönet nicht der Wonneklang
Angeſtoßner Becher,
Noch der frohe Rundgeſang
Weinbelaubter Zecher.

59.

Das Lob Gottes wegen ſeiner Vorſorge für die Wiſſenſchaften,

von Spalding.

— Gott iſt es, der die Menſchen lehret, was ſie wiſſen. Darum wird er des größten Lobes, der tiefſten Verehrung und innigſten Dankbarkeit würdig. Denn Wiſſenſchaft und Erkenntniß, die unſtreitig von ihm kommt, iſt eine der größten Wohlthaten, die Gott dem

menſchlichen Geſchlechte erweiſet. Es würde mich viel zu weit führen, wenn ich die Vortheile herrechnen wollte, welche ſchon für die beſſere Glückſeligkeit des zeitlichen und geſellſchaftlichen Lebens aus hellern Einſichten und aus einer wahren Aufklärung des Geiſtes fließen. Wehe dem Volke, deſſen Beherrſcher es nöthig finden, die Finſterniß der Unwiſſenheit bei demſelben zu unterhalten, um deſto ſicherer die ihm angelegten Feſſeln der Sclaverei unzerbrechlich zu machen. Freilich Menſchen, die nie die Rechte ihrer Menſchheit kennen lernen, die laſſen ſich am leichteſten wie Thiere behandeln, und die ſchleppen, wenigſtens eine Zeitlang, deſto eher mit einer dummen Unempfindlichkeit das unwürdige Joch der Unterdrückung. Aber dann entbehren ſie auch unzählige glückſelige Vortheile, die der Schöpfer für ſie, als vernünftige Kreaturen, beſtimmt hat, und die ihnen aus der geſellſchaftlichen Verbindung erwachſen könnten. Hergegen da öffnen ſich mannigfaltige Quellen der höhern Annehmlichkeit und des edelſten Vergnügens, wo der aufgeklärte, geübte Geiſt frei um ſich ſiehet; wo er das wiſſen darf, was zu ſeinem Beſten dienet; wo er die Natur kennet, um ihre Güter nutzen zu können; wo ihm ſeine Befugniſſe ſowohl, als ſeine Pflichten einleuchten; wo er begreift, was die Ordnung und das Glück der Geſellſchaft erfordert; wo er aus dem Alterthume und der Geſchichte Klugheit und Muth lernet; überhaupt, wo Kenntniſſe ſich ausbreiten und die Seele erheben. In dem Maße, als wahrer Verſtand unter den Menſchen zunimmt; in dem Maße wird auch ihr Leben glücklicher. Mißbrauch und muthwillige Verderbung der Wiſſenſchaften iſt ganz etwas anders, als die Wiſſenſchaft ſelbſt.

Allein es iſt noch etwas, was uns hier weit näher angehet, als die irdiſchen Vortheile des Wiſſens und

der Einſicht. Die Religion ſelbſt, die höchſte und wichtigſte aller menſchlichen Angelegenheiten, hat einen überaus großen Gewinn von der Vorſorge, womit Gott Erkenntniß gibt, erhält und ausbreitet. Laſſet uns ja den ungegründeten und ſchädlichen Gedanken verbannen, als wenn der Glaube und die wahre Verehrung Gottes das Licht der Aufklärung ſcheuen müſſe. Es hat ſolche unglückliche Zeiten gegeben, wo es Andacht hieß, unwiſſend zu ſeyn; wo an der einen Seite argliſtige, eigennützige Herrſchſucht ſich am beſten dabei befand, die leichtgläubige Einfalt der Menſchen nach ſeinen Abſichten zu leiten; und wo an der andern Seite die Gemüther in der dickſten Nacht des Aberglaubens ſich ein Verdienſt daraus machten, den Gebrauch ihres Verſtandes zu verläugnen, und die gröbſten Ungereimtheiten nicht allein zu glauben, ſondern auch als heilig zu verehren. Aber eben den menſchlichen Wiſſenſchaften iſt es, unter den von der göttlichen Vorſehung gebrauchten Mitteln, hauptſächlich und zuerſt mit zu verdanken, daß in einem großen Theile der chriſtlichen Welt zuerſt angefangen worden, dies Joch, welches die menſchliche Natur ſchändete, abzuſchütteln; und das Weſen der Religion bringt es mit ſich, daß allemal ihr Werth deſto einleuchtender, und ihre Kraft deſto nützlicher wird, je mehr der Verſtand den Umfang ſeiner Erkenntniß erweitert. Alle Wahrheit iſt urſprünglich von Gott, und keine kann der andern widerſprechen, oder nachtheilig ſeyn; ſondern in ihrer Verbindung wird eine durch Hülfe der andern klärer, gewiſſer und wirkſamer. Die beſſere Einſicht in die unermeßliche Größe des Weltgebäudes, in die unwandelbare Regelmäßigkeit ſeiner Bewegungen, in die bewundernswürdigen Zuſammenſetzungen und Kräfte der natürlichen Dinge, machen nothwendig den Schöpfer und Erhalter der Welt in den Gedanken

überlegender Menſchen ſo viel größer und anbetungswürdiger; richtigere Begriffe ſowohl von den Eigenſchaften des höchſten Weſens, als von den Anlagen und Fähigkeiten der menſchlichen Seele zeigen uns ſo viel einleuchtender unſre Verbindlichkeiten gegen den liebenswürdigen Gott, machen unſre Andacht vernunftmäßiger, reiner und edler, verwandeln die knechtiſche Bangigkeit in freudige Verehrung und willigen Gehorſam. Ein deutlicher und ausgebreiteter Blick auf die Begebenheiten der vorigen Zeiten entdecket uns ſo viel merklicher die beſtändigen Spuren der überall waltenden Vorſehung. Lauter Vortheile, die uns Gott, zum Beſten der Religion, dadurch zuwendet, daß er Wiſſenſchaften aufkommen läßt, und für ihren Fortgang ſorget. So gut iſt es für uns Menſchen, daß Gott uns Erkenntniß gibt, daß er, durch ſeine weiſen Veranſtaltungen, Wiſſenſchaften unter uns erhält und vermehret.

Nur muß auch von unſrer Seite das geſchehen, was uns zukommt. Bei allem dem, was Gott hierin an uns thut; bei allen den Kräften, Mitteln und Erweckungen, die er uns darreicht, zu Verſtand und Einſicht zu gelangen, bleibt doch immer unſre Aufmerkſamkeit, unſre Anſtrengung, unſer eigner Fleiß in der Anwendung dieſer Kräfte, dieſer Mittel und Gelegenheiten, nothwendig. Wahre weſentliche Vortheile vernünftiger Geſchöpfe können nie anders, als durch ihre eigene Thätigkeit erlangt werden. Darum iſt müßige Trägheit, Vernachläſſigung und eitle Zerſtreuung des Gemüths, die offenbar das Aufkommen und Zunehmen der Erkenntniß hindern, doppelt ſtrafbar, theils als Widerſetzlichkeit gegen die Abſichten Gottes, die dadurch in ſo weit vereitelt werden, theils als Störung unſers eignen Beſtens, welches aus einer nützlichen Aufklärung entſtehen würde.

Aber auch da, wo ſchon wirkliche Wiſſenſchaft iſt, wird der Gedanke an Gott, als den Urheber derſelben, wenn er in ſeiner ganzen Wahrheit und Lebhaftigkeit dem Gemüthe gegenwärtig bleibt, den wichtigſten Nutzen ſtiften. Wir werden dann deſto weniger den Dank vergeſſen, den wir der Quelle alles Guten ſchuldig ſind. Und wer dies mit Ernſt bedenkt, der wird auch hierbei mit einem ſo viel ſtärkeren Eindrucke ſeine gänzliche Abhängigkeit von Gott empfinden. Dies würde diejenigen Beſcheidenheit lehren, die freilich den Werth dieſer Tugend am beſten kennen ſollten, und denen doch oft ſo viel daran fehlet, diejenigen nämlich, die durch Wiſſenſchaft und Einſicht über Andre erhaben ſind, oder auch nur über ſie erhaben zu ſeyn glauben. Wer machte euch, ihr, die ihr euch weiſe dünkt, wer machte euch zu dem, was ihr ſeyd? War es eure Wahl und Anordnung, daß ihr mit den Anlagen einer ſtärkern Verſtandeskraft gebildet wurdet, und auf die Welt kamet? Schafftet ihr ſelbſt die Verbindung der Umſtände, die zu eurer beſſern Erziehung und Unterweiſung dienten? Stand es in eurer Gewalt, alle die Hülfsmittel und Gelegenheiten im voraus einzurichten, die euch in euern Erkenntniſſen weiter brachten, als den, ohne ſeine Schuld, Einfältigen neben euch, den ihr in euerm gelehrten Stolze ſo übermüthig verachtet? Ihr würdet das ſeyn, was er iſt, vielleicht noch weniger, wenn Gott euch das alles entzogen hätte, was ihr euch ſelbſt nicht geben konntet. Nicht das, was ihr etwa mehr wiſſet, ſondern die Art, wie ihr es anwendet, die gewiſſenhafte Treue, die ihr darin beweiſet; die gibt euch euren Werth, und die wird euch auch deſto ſicherer vor der Thorheit dieſes Hochmuths bewahren.

Es kann wohl für keinen Menſchen zweifelhaft ſeyn, daß Gott uns zu dem Ende lehret, was wir wiſ-

ſen, damit daraus für uns und Andere Nutzen entſtehen ſoll. Dies wünſchte ich von allen denen bedacht zu ſehen, die nach Wiſſenſchaft ſtreben, oder ſie ſchon beſitzen. Leere und unfruchtbare Erkenntniſſe, die weiter in ihren Folgen zu nichts Weſentlichem führen, ſind mit allem dem Glanze, den man ihnen oft beilegt, doch blos ein müßiger Zeitvertreib. Wenn nun aus dieſem Zeitvertreibe ein Hauptgeſchäft gemacht wird; wenn mit ſolchen Gattungen von Wiſſenſchaften, die nur zur Abwechslung und Erholung der Seele dienen ſollten, die ganze Thätigkeit des Geiſtes erſchöpft, und die beſſere Nutzbarkeit aus dem Leben verdrängt wird; dann ſinkt der Weiſe, der Kenner, der Gelehrte, mit allen ſeinen Anmaßungen von Einſicht, Kunſt, Geſchmack, und wie es ſonſt heißen mag, zu ſehr von ſeinem wahren Werthe herunter, und ſeine Wiſſenſchaften verlieren ihre edelſte Würde, die darin beſtehet, daß ſie der Welt nützlich werden. Alles, was in unſerm Wiſſen dazu dienet, uns und Andere beſſer und glücklicher zu machen, das iſt ſchätzbare Weisheit; das macht unſre Erkenntniſſe wahrhaft ehrwürdig, und darnach zu ſtreben, das ſind wir Gott und ſeinen Abſichten, das ſind wir unſrer Verbindung mit der menſchlichen Geſellſchaft, das ſind wir unſerm eignen Beſten ſchuldig. Die Arten, ſich mit ſeinen erworbenen Einſichten zum gemeinen und beſondern Nutzen brauchbar zu machen, ſind von unendlicher Mannigfaltigkeit. Daß für die Ordnung und Sicherheit des gemeinen Weſens geſorget, Nahrung und Gewerbe erleichtert, die Gerechtigkeit gehandhabt, die Geſundheit der Bürger erhalten, Tugend und Sitten unter ihnen ausgebreitet, und über das alles der Weg zu einem ewig dauernden Glücke ihnen gezeigt werde; welch ein edles Geſchäft derer, die ihren Geiſt mit Wiſſenſchaften aufgeklärt haben! Welch ein wahres und

rühmliches Verdienſt! Dies ſey alſo das Ziel ihrer Ehrbegierde; dies die würdige Anwendung ihrer Einſichten; damit gefallen ſie dem Gott, der ſie gelehret hat, was ſie wiſſen; und damit ſchaffen ſie ſich eine Beruhigung ihres eigenen Herzens, die ein weit beſſerer Lohn für ſie iſt, als noch ſo viele zugejauchzte Lobſprüche wegen einer fruchtloſen und müßigen Gelehrſamkeit.

Deſto unverantwortlicher aber iſt es auch, wenn ein ſo ehrwürdiger Gebrauch der Wiſſenſchaften gerade umgekehrt wird, wenn dieſe ganz eigentlich gegen den Zweck angewendet werden, wozu ſie von Gott dem Menſchen gegeben ſind. Einſicht und Verſtand in der Seele eines Boshaften, iſt wie eine Mordfackel, die, anſtatt zu erleuchten und zu erwärmen, nur Verheerung und Elend anrichtet. Ein Menſch, der ſeine vorzüglichen Erkenntniſſe dazu braucht, das Recht zu verdrehen, die Unſchuld zu unterdrücken, ſeinem Betruge eine ſcheinbare Farbe zu geben, überhaupt geheimer, allgemeiner und ſicherer zu ſchaden; ein ſolcher Menſch iſt eben ſo ſehr die Peſt des gemeinſchaftlichen Lebens, als die Schande der Wiſſenſchaften. So kann freilich das Edelſte in der menſchlichen Natur gemißbrauchet, das heilſamſte Mittel menſchlicher Wohlfahrt in verderbendes Gift verwandelt werden. Aber dennoch behält die Wohlthat ſelbſt immer ihren unſchätzbaren Werth, da ſie bei einer richtigen, ihrem Zwecke gemäßen Anwendung ſo viel Gutes ſchafft; und der Gott bleibt ewig unſres Preiſes und unſrer Anbetung würdig, der die Menſchen lehret, was ſie wiſſen. —

Erkennet das inſonderheit, ihr Jünglinge, die ihr hier lernen ſollet, für die Welt nützlich, und für euch ſelbſt glücklich zu ſeyn. Wir ſehen euch heran wachſen und zubereitet werden, um einſt an unſre Stellen zu treten, und dann, in den verſchiedenen Ordnungen und

Ständen des Lebens, die Erfolge von dem zu zeigen, wozu hier bei euch der Grund gelegt worden. O, daß ihr dabei die Größe dieſes Endzwecks und die Wichtigkeit eurer Pflicht genugſam vor Augen haben möchtet! Bedenkt, daß Gott euch die Gelegenheit zur Erkenntniß und Wiſſenſchaft bereitet hat und darbietet; aber auch, daß ihr ihm Rechenſchaft dafür ſchuldig ſeyd, wie ſie von euch angewendet worden. Dieſe eure Jahre der Jugend, freilich von einer Seite Jahre der Gefahr und der verderblichſten Abwege, aber auch auf der andern Seite die bequemſte Zeit zu eurer Bildung und zur Gründung eures zukünftigen Glückes; dieſe Jahre müſſen es entſcheiden, was aus euch werden ſoll. Laſſet es euch Ernſt ſeyn, euch den Unterricht nutzbar zu machen, der euch gegeben wird. Machet kein bloßes Spiel aus den Wiſſenſchaften, und ſetzet das, was etwa nur den Geiſt ſchmücken und beluſtigen kann, nicht in die Stelle gründlicher Kenntniſſe, von welchen allein weſentliche und gemeinnützige Vortheile zu erwarten ſind. Vor allen Dingen vergeſſet nicht, daß alle Einſichten, die ihr erlangen möget, doch ihren beſten Werth nur davon haben, wenn ſie euch zu guten Menſchen machen, wenn ſie eure Unſchuld bewahren helfen, wenn ſie euch zu Gott führen, ſo daß ihr einmal in einem jeden höhern Alter eures Lebens, mit einem unbeſchwerten Gewiſſen, auf eure wohlgebrauchte Jugendzeit zurück ſehen könnet.

60.

Der Abend,

von Zachariä.

Dicht vom ſanfteren Himmel und roſenfarbnem Gewölke
Senkt ſich der Abend herab. Aus ſeinen blumichten Haaren

Und dem friſchen Gewand verbreiten ſich ſtärkre Gerüche
Ueber die Flur, den grünenden Wald, und duftende Haiden.
Ein balſamiſcher Thau ſteigt von den dunkelern Wieſen
Zart und kühlend empor; und wie ein ruhiges Eden
Lacht die geſammte Natur in ihrer neuen Erfriſchung.

Wenn die Sonne nunmehr die müden ſchnaubenden Pferde
Nach dem Ocean lenkt, und mildere Strahlen herab ſchießt;
Wenn der Wanderer beſtürzt den langen gigantiſchen Schatten
Vor ſich erblickt; und dunkler die Wieſen, und dunkler die Felder
Um das Dorf ſich verbreiten, und ferne waldigte Berge
Den verkürzten Proſpect mit blauem Rücken verſchließen;
Alsdann blicket der Abend bereits, mit ſeinem Gefolge,
An dem Himmel hervor. In grauen dichteren Wolken,
Welche ſich um den Geſichtskreis ſetzen, verbirgt er ſein Scepter,
Bis die Monarchin des Tags die weſtlichen Felder des Himmels
Vor ihm verläßt, und eilt, ſich in die Fluthen zu tauchen.
Dann ertönt vom Thurm, den in der Ferne der Wandrer,
Wie vom Golde ſchimmernd, erblickt, die Abendglocke.
Ihrem erfreulichen Schall antworten umliegende Dörfer,
Bis vom hellen Getös die ganze Gegend ertönet.
Plötzlich entſinkt die Hacke, das Beil, die blitzende Senſe
Aus der ermüdeten Hand. Im Felde vernimmt es die Dirne,
Sammlet geſchwinder den Klee in Haufen, und eilet zurücke

Nach dem freundlichen Dorf. Nachläſſig ſitzet der Landmann
Queer auf ſeinem ſtolpernden Roß, das, müde vom Acker,
Vor dem knarrenden Pfluge ſich ſchleppt; er ſelber vertreibt ſich,
So wie er fortzieht, die Zeit mit einem fröhlichen Liede,
Oder er flötet der Nachtigall nach, und locket den Vogel
Zu dem Wege herzu, und lacht des gelungnen Betruges.
Hurtiger treibet vom Berg' der Schäfer auf ſteiniges Brachfeld
Seine Heerde zur Hürde, die ihre Schranken verſchließet.
Er lehnt ſich an's irdene Haus, durchzählet die Heerde,
Bis der Abendſtern winkt, und er zur Hütte hinein kriecht.
Ueber die Haide kommen vom Forſt die Kühe, verſammelt
Um den fleckigen Stier, und folgen dem Hirten, beladen
Mit der ſüßeſten Milch, dem wahren Reichthum des Landmanns.
Auch der Bauer jaget nunmehr mit wiehernden Roſſen
Jauchzend nach ſeiner Heimath zurück, die Dünſte des Bacchus
Sträuben ſein Haar; er drückt ſich den Hut in die Augen und rollet
Ueber den Sand; und Wolken von Staub verfolgen den Wagen
Weit in's Feld. Die Bäurin, geſchmückt mit Blumen und Kränzen,
Welche dem Städter das Kleid der Wollenheerde verhandelt,
Sieht des Mannes verwegenen Muth, die fliegenden Räder,

Und das ſchäumende Roß; ſie wendet die ängſtlichen Blicke
Hinter ſich, bis ſie das Dorf mit klopfendem Herzen erreicht hat.
Und nun rauſcht in den Abendgefilden ein Vorhang von Wolken
Gegen mich auf, und öffnet mir ſchnell die prächtigſte Scene.
Tief am Himmel erſcheint mit breitem, zitternden Antlitz
Und mit ſanfterem Strahl die niederſinkende Sonne.
Ihren Wagen umringt ein Haufen geſelliger Wolken,
Die ihr lieblicher Glanz mit tauſend Verändrungen färbet;
Kaum lacht ſo die ſtreifige Flur im blumichten Frühling,
Wenn ſie, vom fruchtbaren Regen erfriſcht, mit ſpielenden Farben
Vor des Wanderers Blick am fernen Gehölze vorbei läuft,
Als die himmliſche Flur in wechſelnden Farben itzt ſchimmert.
Zwar die Sonne tauchet nun ſchon die Räder des Wagens
In den Ocean ein; doch gönnt ſie dem blühenden Erdkreis
Noch ihr holdes Geſicht bei ihrem lieblichen Abſchied.
Ungern ſcheidet ſie ſich; mit einem Auge voll Sehnſucht
Schaut ſie öfters ſich um nach ihrem verlaßnen Gebiete,
Welches hinter ihr, wie ſie entweicht, der Abend erobert.
Plötzlich gerathen dadurch die Vögel des Himmels in Aufruhr,
Als wenn eine Poſaune das Zeichen zum Aufruhr gegeben,
Und das Abendroth ſteckt das winkende Purpurpanier auf,
Welches von Weſten ſogleich tief in den Himmel hinab ſtrömt.
Alles erhebt ſich, und ſucht die alte ſichere Zuflucht

Vor der drohenden Nacht, die ſchon im Hinterhalt lauert.
Schreiende Schaaren von Kibitzen ſteigen mit ſilbernen Flügeln
Von dem ſumpfichten Meer, und kehren ſich gegen die Sonne;
Laute Züge geſchwätziger Dohlen begeben ſich eilend
Nach der dampfenden Stadt, und laſſen ſich flatternd hernieder
Auf das einſame Dach, und zur bewachſenen Mauer
Eines verfallenen Thurms, von deſſen kahlen Ruinen
Traurig das fremde Gebüſch zum fernen Erdreich herab grünt.
Andres Gefieder wendet ſich nun zur ſchirmenden Wohnung
In dem dichten Gebüſch, und in den dornichten Hecken,
Oder im wölbenden Baum, und in aufgeborſtenen Felſen.
Rings um ſchweigt der grauende Wald; die einſame Luft ſelbſt
Hört nicht mehr der Lerche Geſang, und ſcheint nun entvölkert;
Außer, daß hier noch und da der melancholiſche Rabe,
Mit arbeitendem Flug, nach alten mooſigen Eichen
Seine Reiſe beginnt, und auf ſchnell pfeifendem Fittig
Zum einheimiſchen Teich die Ente wieder zurück kehrt.
Und zum letztenmal blickt die abſchiednehmende Sonne
Ueber die Flur; ſie zittert und ſinkt! Nun iſt ſie verſchwunden,
Plötzlich verſchwunden! — Zwar ſterbende Farben verweilen noch etwas
Ueber der dämmernden Welt; doch nimmt das Abendroth endlich
Seine Standarte hinweg, und ſteckt die nächtliche Fahne

An die Zinne des Himmels; ſie wirft den dichteren Schatten
Ueber die ganze Natur; es ſinkt der verhüllende Vorhang,
Und das bunte Theater des Tags verändert ſich plötzlich
In viel blaſſere Scenen, viel tiefer und dunkler ſchattiret.
In der bevölkerten Stadt iſt alles in Eil' und in Aufruhr,
Wagen auf Wagen rollen heraus mit donnernden Rädern
Ueber die raſſelnden Brücken, die unter dem Donner erbeben.
Wolken von Menſchen dringen herein; ein buntes Gewimmel
Wallet unter dem Thor; ein ſummendes lautes Getöſe
Tauſend verſchiedener kreiſchender Stimmen, vom Wiehern der Roſſe
Fürchterlich wild untermiſcht, verwirrt und betäubet die Ohren.
Rette dich aus dem Getümmel der Stadt und der rauſchenden Freuden,
Zu ermüdend für uns, wenn wir ſie lange genöſſen.
Wie ein tobendes Meer hat dich das wilde Gedränge
An ein ſichres Geſtade geworfen. Die ruhige Landſchaft
Reicht dir den offenen Arm und lacht dir voll Anmuth entgegen.
Eine balſamiſche Luft ſinkt von dem Fittig des Abends
Auf die Erde herab, und macht die dämmernden Stunden
Bis zum völligen Einbruch der Nacht dem Wanderer ſchätzbar.
Laß ſie doch nicht in der Stadt im dumpfigen Zimmer verfließen;
Ob dir gleich die todte Tapete nachahmend die Flur zeigt,

Und ein munterer Wald an deinen Wänden ſich ausſtreckt.
Ein Tapete, viel höher gefärbt mit lebendigen Farben,
Hat die reiche Natur auf jede Wieſe gebreitet;
Jedes Ufer des Bachs mit Blumenſchmelze gezieret,
Und den friſcheſten Hain um liebliche Hügel gezogen.

Liebſt du vielleicht noch tiefere Stille; ſo ſteige herunter
In das melancholiſche Thal, wo hangende Felſen,
Ueber den See ſich geneigt, und Eſchen am öden Geſtade
Mit dem Weſtwinde in ſtetem Geſchwätz die Stunden dir kürzen;
Ein geſicherter Ort vor aller Verfolgung der Thoren,
Und die Zuflucht für die, die gern die Einöde lieben,
Und, in ruhigen Tiefſinn verſenkt, der unſterblichen Seele
Unterredungen hören von Großmuth und himmliſcher Tugend,
Wenn nicht etwan ein weiſer Geſang von würdigen Dichtern
Ihr Gedächtniß erfüllt, und ſie in ſüßer Entzückung
Engelſtimmen vernehmen, die ihre Geiſter erheben.
Dieſen entlegenen Ort liebt auch der traurige Jüngling,
Welcher ſein Mädchen beweint, zu früh vom Tod' ihm entriſſen.
Die romantiſche Gegend, die tiefe ſchauernde Stille
Ladet voll Mitleid ihn ein, und ſchmeichelt ſeiner Betrübniß.
Dann erſcheinet vor ihm der Theuerſten Todtenurne,
Die er umarmt mit ſtürmiſchen Thränen und zärtlichen Seufzern,
Oder er hört noch entzückt die ſüße harmoniſche Stimme
Und ſieht ihre verklärte Geſtalt ihm lächelnd vorbei gehn,

Bis das Traumbild entflieht, und ſeine Vernunft ſich erheliet.
Und doch iſt er glücklicher noch, als jener Verlaßne,
Welcher noch mehr als den Tod, die Untreue des Mädchens, beweinet.
Sein gefoltertes Herz ſcheint in der traurigen Wüſte
Einige Ruh' zu finden, ihm ſind die hangenden Felſen,
Und das grauſende Thal, ein ſympathetiſcher Anblick;
Denn ein Eden würde noch mehr in Schwermuth ihn ſtürzen.
Unter dem Einfluß von gütigern Sternen iſt jener geboren,
Welchen, mit ſeiner Geliebten vereint, ein heiterer Abend
Unter die Schatten begleitet, wo Ruh' und Sicherheit lauſchen.
Welche Zärtlichkeit blickt aus ihren begeiſterten Augen!
Dieſer harmoniſche Zug, der ihre Seelen gefeſſelt,
Steigt in die Mienen empor, und liſpelt aus jeglichem Worte.
Auf ſie ſchüttet der ſpielende Weſt die reineſten Düfte,
Lieblicher hauchen die Roſen um ſie, und lieblicher liegen
Alle Hügel umher, die ihre Schritte beſuchen.
Aber wer kann die Wolluſt beſchreiben, nur Sterblichen fühlbar,
Deren erhabner Geiſt aus feinerem Aether geformt iſt?
Leihe mir deinen Geſang, du, die itzt unter dem Schatten
Mit dem zaubriſchen Lied die einſame Gegend erfreuet;
Könnt' ich, Philomele, wie du, mit mächt'gen Accenten,
Welche die Liebe beſeelt, die glückliche Liebe beſingen!
Wie entzückt dein holder Geſang ein fühlendes Herz nicht,
Wenn du am Abend aus ſchlummernden Lauben dem horchenden Weſtwind
Deine Seufzer verhauchſt, und tief im ruhigen Walde

Den erwachenden Wiederhall lehrſt, bis ſchmachtende Triller,
Immer ſterbender, ſich mit liſpelnden Lüften vermiſchen!
Du, des Tages gefälliger Herbſt, der du mich reizeſt
Mit dem wolkichten Himmel, mit ſanften gemäßigten Schatten;
Der du lauter mit ſich der Seele zu reden vergönneſt;
Holder Abend, dem meine Geſänge zum öfterſten ſchollen;
Schütte den Einfluß harmoniſcher Sphären und blinkender Sterne
Ueber meinen Geſang, damit er in fließenden Tönen
Von der Leier erſchalle, die jener zaubernde Britte
Ueber ein ähnliches Thema mit größerem Feuer geſchlagen.
Recke den Zauberſtab aus, und laß die Gefilde der Thorheit
Und der vergänglichen Freuden vor meinen Augen verſchwinden. —

61.

Die Kunſt, ſein Leben zu genießen,

von J. G. Marezoll.

Sein Leben genießen, ſeines Lebens recht froh werden, dies will und ſucht jeder; dies iſt insbeſondere der laute, von allen Seiten wiederhallende Lieblingswunſch unſrer Tage. Sein Leben genießen, ſeines Lebens recht froh werden, dies kann und ſoll auch jeder; dies iſt die Beſtimmung aller empfindenden, und insbeſondere aller vernünftigen, der Glückſeligkeit empfänglichen Weſen. Hier vereiniget ſich die Stimme des Schöpfers mit der Stimme ſeiner Geſchöpfe; und wenn ſich dieſe nach Genuß ſehnen, ſo fodert er ſie durch den Ruf der Natur

und der Religion in jedem Alter und in jeder Lage ihres Lebens ſelbſt zum Genuſſe auf. So fruchtbar die Natur an Schönheiten, ſo unermeßlich das Gebiet der ſinnlichen und ſichtbaren, ſo unbegrenzt der Umfang der moraliſchen und geiſtigen Welt, ſo groß das Reich der Schöpfung iſt; ſo groß iſt der Vorrath deſſen, was menſchliche Geiſter, menſchliche Herzen, menſchliche Sinne genießen können und ſollen.

Und dennoch zeigt es die Erfahrung offenbar, daß nur Wenige ihr Leben völlig genießen. Die Schuld davon ſcheint an den Menſchen zu liegen, daß ſie die Kunſt, zu genießen, nicht verſtehen, und ſich der Mittel zum Frohſeyn nicht gehörig zu bedienen wiſſen. Oder heißt das wohl ſein Leben genießen, wenn man immer nur die Mittel zum Genuſſe häufet; wenn man ſein Leben verſchwelgt, verträumt, wenn man die Kräfte zum Genuſſe leichtſinnig verſchwendet? Heißt das wohl ſein Leben genießen, wenn man blos für den Körper und die Sinne ſorgt, aber ſeinen Geiſt vernachläſſiget, und die Bedürfniſſe ſeines Verſtandes und Herzens unbefriedigt läßt? —

Die Kunſt, ſein Leben zu genießen, ſetzt eine genaue Bekanntſchaft mit allem dem, was ſich überhaupt genießen läßt, voraus. Werde alſo mit dir ſelbſt, mit deinem kunſtvollen Körper, mit deinem unſterblichen Geiſte, mit deinen herrlichen Anlagen und Kräften, mit deinen ſchätzbaren Vorzügen, mit dem, was du ſchon biſt und haſt, und was du noch künftig ſeyn und erlangen wirſt, genau bekannt. Wie viel Angenehmes und Schönes kannſt du nicht auf dem Schauplatze der Natur ſehen, hören, empfinden und genießen! Hier ſind ferner die Menſchen, deine Brüder, die ihr gleicher Urſprung und ihre gleiche Beſtimmung ſo genau mit dir verbinden; deren Wohlſtand ſo innig in dem deinigen

verſchlungen, deren Umgang ſo lehrreich, ſo beglückend, ſo ſehr Bedürfniß für dich iſt; o ſo ſey und leiſte ihnen alles das, was du ſollſt und vermagſt, ſo wirſt du dein Leben in ihnen und durch ſie tauſendfach genießen, und die Quellen deines Vergnügens unendlich vervielfältigen. Dort iſt häusliches Glück; dort wohnen Eintracht, Freundſchaft und Liebe im engen Bunde beiſammen; dort iſt es hauptſächlich, wo man ſein Leben genießt, und ſeines Daſeyns froh wird, wo die ſchönſten, dauerhafteſten Freuden blühen. Hier ruft dir die Religion, und bietet ſich dir zur Freundin und Führerin auf deinem Pfade an. Von ihr erleuchtet und unterrichtet, von ihr erwärmt und durchdrungen, von ihr getröſtet und beruhiget, von ihrem Geiſte belebt und beſeelt, veredelt ſich dein Leben, verſchönert ſich dieſe Erde für dich, verlängert und vervielfältiget ſich der Genuß aller deiner Vorzüge, wird alles Mittel und Werkzeug zur Freude und Seligkeit in deiner Hand.

Die Kunſt, ſein Leben zu genießen, ſetzt aber auch Kraft und Fähigkeit zum Genuſſe voraus. Dieſe Kraft und Fähigkeit hat zwar die Natur jedem ihrer Geſchöpfe ertheilt; ſie hat insbeſondere dem Menſchen ein ſehr reiches Maß davon verliehen; aber kein anderes Geſchöpf verliert ſeine Kraft, zu genießen, und ſeine Fähigkeit, ſich des Lebens zu freuen, ſo leicht und ſo oft, als der Menſch. Hüte dich alſo, deine Genuſſesfähigkeit auf irgend eine Weiſe zu mißbrauchen; hüte dich vor ſelbſtverſchuldeter Schwäche und Entkräftung, wenn du dich nicht früher oder ſpäter gezwungen ſehen willſt, auf alle Freuden und Annehmlichkeiten des Lebens Verzicht zu thun. — In dieſer Abſicht laß es deine erſte Sorge ſeyn, der Natur zu folgen, d. h. in der Ordnung und unter den Bedingungen zu genießen, welche ſie deinem ganzen Geſchlechte und dir insbeſondere vor-

ſchreibt. Verkünſtle und verſtimme alſo dein Gefühl nicht durch modiſche, übertriebene Empfindſamkeit; verzärtle und verwöhne deinen Geſchmack nicht durch Uepꝛigkeit oder durch Eigenſinn; überlade weder deine Sinne, noch deine Einbildungskraft, noch dein Herz, durch verſchwendeten, überflüßigen Genuß. Genieße keine Freude ſo oft und ſo lange, bis du Erſchöpfung und Müdigkeit, Ueberdruß und Ekel fühleſt, ſondern unterbrich deine Vergnügungen zu der Zeit, wo du noch Kraft, ſie fortzuſetzen, in dir verſpüreſt. — Rechne aber in keinem Falle auf wahren, erquickenden Genuß, wenn du dich nicht zuvor durch Arbeit und Thätigkeit deſſelben fähig gemacht haſt. Erfülle alſo deine Pflicht, widme dich deinem Berufe mit Treue und Eifer; ſo wirſt du ſtets die rechte Stimmung zum Genuſſe der Freude mitbringen; ſo wird der Gedanke, deine Pflicht gethan zu haben, jede Art von Erholung ſchmackhaft für dich machen. Beſonders hüte dich vor dem Verluſte deiner Unſchuld. Was das Gefühl der Geſundheit für den Körper iſt; das iſt das Gefühl unſrer Würde und Tugend für die Seele. Und du wollteſt dich darüber wundern, wenn du, der du deine Unſchuld verloren, deine Tugend verſcherzt, dein Gewiſſen verwundet haſt, unſtät herum irrſt, nirgends Ruhe findeſt, und vergebens nach Lebensgenuß ſchmachteſt? —

Die Kunſt, ſein Leben zu genießen, ſetzt endlich in jeder Rückſicht Verſtand und Tugend voraus; Verſtand, um die Grundſätze des Genuſſes zu finden, und Tugend, um dieſe Grundſätze in Ausübung zu bringen. Gewöhne dich alſo nie an eine einzige Art von Vergnügen, ſondern genieße alles, was du in deinen Umſtänden auf eine unſchuldige Weiſe zu genießen vermagſt. Suche deinen Geſchmack frühzeitig zu veredeln und auszubilden; und genieße nicht alles, was du als Menſch

genieſſen könnteſt, ſondern genieße mit Auswahl und Rückſicht auf deine beſondere und perſönliche Lage.

Nach dieſen Vorausſetzungen läßt ſich beſtimmen, worin eigentlich die Kunſt, ſein Leben zu genieſſen, beſtehe.

Lebensgenuß iſt nichts weniger, als beſtändiger und ununterbrochener Genuß des Vergnügens. Wer immer nur von einer Freude zur andern forteilet; wer ſich beſonders nur im Kreiſe ſinnlicher Vergnügungen herum treibet; der verliert, verſchwelgt, verſchwendet ſein Leben, aber der genießt es nicht. Eine ſolche Lebensart öffnet gar bald jene Quellen des Ueberdruſſes, des Ekels, des Mißvergnügens, die ſich, wenn ſie einmal fließen, ſchwer wieder verſtopfen laſſen. Eine ſolche Lebensart führet nothwendig die Langeweile, dieſe Feindin und Zerſtörerin aller wahren Zufriedenheit, herbei, und iſt weder der Beſtimmung, noch den Kräften des Menſchen angemeſſen. Erſchöpfung des Körpers, Erſchlaffung des Geiſtes, Schwäche und Kraftloſigkeit, Unfähigkeit zum fernern Genuſſe ſind die nothwendigen, unvermeidlichen Folgen, welche früher oder ſpäter, aber gewiß daraus entſtehen.

Nein, Lebensgenuß iſt die Kunſt, ſich das ganze Leben mit allem, was dazu gehört, recht angenehm und zur Freude zu machen. Genieße alſo mit Bewußtſeyn und mit Beſonnenheit; nicht blos körperlich und ſinnlich, nicht gedankenlos und mechaniſch, ſondern laß auch deinen Verſtand und dein Herz daran Antheil nehmen. Genieße mit Rückſicht auf Gott, der dein Schöpfer und Vater iſt, und dem du dieſe Freude verdankeſt; genieße mit Rückſicht auf deine Brüder, die ſich entweder mit dir freuen, oder mit dir freuen möchten, ohne Neid und Mißgunſt, mit zufriedner, genügſamer Fröhlichkeit. — Beſonders aber lerne die Freuden kennen,

die mit deinem Berufe verbunden ſind. Ja wenn wir unſern Beruf mit frohem Sinne treiben, ihn als einen wichtigen, uns von der Vorſehung angewieſenen Beruf betrachten, und mit allem Eifer und mit aller Treue abwarten; wenn wir die meiſten uns dabei entgegenkommenden Hinderniſſe glücklich beſiegen; wenn wir ſelbſt und Andre mit uns zufrieden ſind; wenn wir uns unſrer Kräfte, unſrer Thätigkeit, unſers Fleißes freuen; wenn uns das Gefühl deſſen, was wir alles zu thun und auszurichten vermögen, durchdringt; dann genießen wir unſer Leben; dann iſt unſer ganzes Daſeyn Wohlthat für uns; dann würden wir dieſe ſelbſterworbene, belohnende Freude für kein anderes blos zufälliges Vergnügen hingeben. Wenn wir unſern Wirkungskreis erweitern; wenn wir mehr Gelegenheit, Andern zu dienen, mehr Veranlaſſung und Aufmunterung, Gutes zu ſtiften, bekommen; wenn ſich unſre Einſichten vermehren; wenn wir richtiger, zuſammenhängender, ordentlicher denken lernen; wenn unſre Begriffe Licht und Beſtimmtheit, unſer Glaube und unſre Ueberzeugung Feſtigkeit, unſre Kenntniſſe mehr innere Verbindung unter ſich erhalten; wenn wir nach und nach immer mehr Irrthümer beſtreiten; immer mehr Vorurtheile ablegen, und uns durch jede gefundene Wahrheit den Weg zu neuen Eroberungen im Gebiete des menſchlichen Wiſſens bahnen; dieß iſt reiner, beglückender Lebensgenuß, und das frohe Gefühl, welches uns da durchſtrömt, läßt tauſend andere angenehme Empfindungen weit hinter ſich zurück. Wenn wir eine böſe Begierde bekämpfen, eine heftige Leidenſchaft überwinden; wenn wir uns in dieſer oder jener Tugend üben und ſtärken; wenn ſich unſre Denk- und Sinnesart immer mehr veredelt; wenn uns Gottes- und Menſchenliebe immer völliger beſeelen und durchdringen; wenn wir uneigennütziger und gemein-

nütziger denken und handeln lernen; oder wenn wir in einzelnen Fällen einen verläumdeten Bruder mit Erfolg vertheidigen, einem Bekümmerten Troſt zuſprechen, einen Dürftigen erquicken, einen Hungrigen ſättigen, einen Verirrten auf den Weg der Wahrheit und der Tugend zurück führen; wenn wir alſo getroſt auf unſern Pfad zurück ſehen und zu uns ſelbſt ſagen können: du biſt beſſer und vollkommner geworden; du haſt dich dem Ziele deiner Beſtimmung um ein Beträchtliches genähert; du darfſt den Tod, die Ewigkeit, den Weltrichter nicht fürchten; dies iſt hoher, ſeliger Lebensgenuß, hohes, ſeliges Gefühl unſers Daſeyns; ein Gefühl, das uns über Himmel und Erde erhebt, uns unſre Verwandtſchaft mit höhern Geiſtern zuſichert, und uns unſre zukünftige herrliche Beſtimmung nicht blos ahnen, ſondern mit Gewißheit erkennen läßt.

Ja, wer ſein Leben auf eine ſolche Art genießt; wer ſeine wichtigſten Angelegenheiten und alle ſeine Verhältniſſe ſo zur Quelle der Freude für ſich umſchafft; der wird ſich auch alles übrige leicht zum Vergnügen machen; der wird die unzähligen kleinen und unbedeutenden Vorfälle, die ihm begegnen, die beſtändigen Veränderungen, welche ſich mit ihm zutragen, die geringern Beſchwerden und Uebel, welche er erduldet, gewiß ſo betrachten, ſo anwenden und benutzen, daß ſie ſeine Zufriedenheit und Glückſeligkeit nicht ſtören, wenigſtens nicht lange und anhaltend unterbrechen. Er iſt des Genuſſes fähig, des Genuſſes würdig, und wird zuverläſſig, wenn ihn nicht außerordentliche Feinde, nicht heftige Krankheiten niederwerfen, ſeine Kraft und Fähigkeit zu genießen, noch im hohen Alter beſitzen.

62.

Der Gewitterabend,

von L. Th. Koſegarten.

Ja, wahrlich, du biſt ſchön! biſt einer ew'gen Milde
Und einer ew'gen Kraft unſterbliches Gebilde,
Du, meiner Wallfahrt Land, du Land, das mich gebar,
Mich ſäugte, mich erzog, mir Wieg' und Amme war,
Mich dreißig Frühlinge mit ſeinen Roſen kränzte,
Mir im kryſtallnen Schnee durch dreißig Winter glänzte,
Und einſtens dieſen Staub, durch Gottes Hauch belebt,
In ſeinen Schooß begräbt.

Schön biſt du Erde, ſchön im goldnen Sommerkleide.
Dich grüßt mein Preisgeſang; dich ehret meine Freude.
Sieh, wie die gelbe Saat die ſchweren Häupter neigt;
Wie unter ſeiner Laſt das ſchwanke Reis ſich beugt!
Wie auf der fetten Trift die ſatte Heerde hüpfet,
Wie durch das hohe Gras das Sonnenwürmchen ſchlüpfet!
Horch, wie der Wachtelſchlag im Weizen, tief im Wald
Der Droſſel Flöte ſchallt!

Doch ſchwüler wird die Luft; die Kreaturen ächzen;
Die matte Schöpfung ſtöhnt; die welken Fluren lechzen.
Allvater winkt, und ſchnell klimmt ſchwarze Wetternacht
Herauf aus Süd und Weſt. Des Sturmes Kraft erwacht.
Es blitzt. Der Donner grollt. Das Bodenfeſte zittert.
Das wilde Weltmeer tobt. Der Eichwald dampft und ſplittert.
Der Haingeſang erſtummt. Das ſcheue Roß entfleucht,
Und Held und Memm' erbleicht.

Allvater lächelt. Schnell verbrauſt der Donner Raſen.
Der Blitze Flamm' erliſcht; des Sturms verheerend
Blaſen
Wird leiſes Wehn; es ſchweigt das aufgewühlte
Meer —
Schön, Erde, iſt dein Ruhn nach Wettern, ſchön und
hehr.
Des Donners Drohn wird Huld, ſein Schelten milder
Segen.
Der Wolken Fülle rauſcht; es rieſeln laue Regen.
Nun trinkt, was durſtete; nun labt ſich die Natur;
Nun jubeln Wald und Flur.

Die Dünſte fliehn. Die Luft verklärt ſich. Groß und
milde
Beglänzt die Abendſonn' das träufelnde Gefilde.
Wie blitzt in ihrem Glanz, wie funkeln Bach und Au!
Wie düſter ſteht der Wald, das ferne Meer, wie blau!
Sie ſinkt; der Weſten glüht. Der müde Landmann
feiert;
Die Heerden kehren heim; der braune Abend ſchleiert
Das Feld, das ſtille Dorf, den feierlichen Hain
In ſeinen Mantel ein.

Sie kommt, gewünſcht dem Gram; ſie kommt, erſehnt
dem Müden,
Die ſüße, ſüße Nacht, und träufelt Troſt und Frieden
In jede wunde Bruſt, und ſchließt zu ſanfter Ruh
Und holder Träumerei die naſſen Wimper zu.
Es ſcheint der ſtille Mond in des Verlaßnen Kammer
Durch's enge Fenſterchen, und weint in ſeinen Jammer.
Der wache Weiſe ſinnt in ernſter Dunkelheit
Gott, Grab und Ewigkeit.

Ja, wahrlich, du biſt ſchön, mein mütterlich Gefilde;
Biſt einer ew'gen Kraft und einer ew'gen Milde

Unſträflich Meiſterſtück! — Geſegnet ſeyſt du mir,
Geſegnet und gewünſcht, ſo lang' ich wall' auf dir!
Geſegnet jede Luft, geſegnet jeder Kummer,
Der deiner Bruſt entquillt — willkommen einſt mein
Schlummer
In deinem ſtillen Schooß, der alle Unruh' ſtillt;
Und allen Jammer hüllt!

63.

Das Manuſcript,

von J. G. Jacobi.

Hier, wo mich die Sonne ſieht,
Wo der Sturm vorüber flieht,
Wo, wenn Eisgebirge ſchmelzen,
Jede Wolke friedſam zieht,
Jeder Aſt für Menſchen blüht;
Wo ſich laute Donner wälzen,
Und der Donner mich verſchont;
Wo die Luſt im Haine thront,
Wo der Blitz in Regengüſſen
Auf die Erde Segen bringt;
Wo das Land zu meinen Füßen
Ehrfurchtsvolle Wellen küſſen,
Und das Ufer Meere zwingt;
Wo der Weſt in Roſen fächelt,
Schönheit Blumenkörbe trägt,
Und das Herz vor Liebe ſchlägt;
Wo die Großmuth himmliſch lächelt,
Und den Neid in Ketten legt;

Sollt' ich hier zu meiner Qual geſchaffen ſeyn? Sollt' ein Tyrann mich in eine Welt gerufen haben, in welcher die Küſſe meiner Mutter mich bewillkommen? Ein Geſchlecht, das durch Liebe mit einander verknüpft iſt,

ward nicht dem Unglücke beſtimmt. Der Gedanke eines Gottes iſt der Gedanke der Liebe, und ſähe ein Geſchöpf kein Erbarmen mehr um ſich her, ſo würd' es bei ſeinem Schöpfer es ſuchen. Ja, ich kam aus den Händen eines gütigen Weſens; meine Beſtimmung, welche ſie auch ſey, darf mich nicht beunruhigen. Ich wünſche unſterblich zu ſeyn; wenn Menſchen es ſeyn können, bin ich es gewiß. Oder iſt die Vernichtung mein Loos; ſo kann dieſe nicht ſo viel Schreckliches haben, daß ich meine Geburt verwünſchen mußte, denn ſonſt wär' ich nicht geboren. Mein Glück und meine Vollkommenheit ſteigen in's Unendliche. Wir ſterben: ſollten wir unentgeldlich der Natur ein ſo grauſames Schauſpiel geben? Hierin erkenne ich ihren Beherrſcher nicht. Es muß der Tod uns größere Seligkeiten erwerben, oder das Leben iſt eine Wohlthat, die wir nicht zu theuer mit dem Tode bezahlen. Gibt es höhere Geiſter, bei denen unſre ganze Dauer einen Augenblick ausmacht; warum wollen wir unſre Tage nach den ihrigen meſſen? Jede Gattung von Geſchöpfen hat eine ihr angemeſſene Länge des Lebens. Das Inſect, daß eine Stunde unter unſern Füßen kriechet, lebet nicht kürzer, als wir; und für den Menſchen iſt ein einziger Morgen, was ein Jahrhundert für den Engel iſt.

Verdient ein Würmchen unſre Klagen,
Wenn es in Sommertagen
An einem Roſenblättchen hing,
Und mit dem Blättchen unterging?
Es ſah den Roſenſtock, es hat den Weſt gefühlt,
Es hat, von Blumen überſchattet,
In ſeinen Weltbau ſich gegattet,
Mit andern Würmchen da geſpielt,
Und eine kurze Zeit
Der Schöpfung ſich gefreut,

Sich ſterbend einen Augenblick betrübt;
Es hat gelebt, es hat geliebt;
Du haſt ihm, o Natur, was du vermagſt, gegeben;
Ein Würmchen kann nicht Jahre leben.

Wie viel glänzender iſt unſer Schickſal, als das Schickſal des Würmchens! In den Armen eines Freundes oder einer Geliebten, wenn da die Tugend einen Blick der Zufriedenheit uns gibt, und die Freude des Unglücklichen uns zeigt, den wir getröſtet haben; welche Wolluſt! Nur einen Tag durch ſie verſüßet, o Gottheit, und wir müſſen für unſer Daſeyn dich preiſen. Aber die Gottheit gab uns mehr, als einen Tag, und jede Minute dieſes Tages hat ihre Dauer. In einer Minute kann die erhabenſte Handlung gethan, und die höchſte Glückſeligkeit empfunden werden. Lang genug iſt das Leben, wenn es der Natur gemäß iſt. Ein vertrauter Umgang mit ihr ſetzet die Grenzen deſſelben weit hinaus, und macht uns zugleich den Tod weniger fürchterlich. Sollte derjenige, der alles um ſich her ſterben ſieht, nicht an dieſen Anblick gewöhnt werden, und zufrieden, das zu ſeyn, was er ſeyn kann, dem allgemeinen Geſetze ſich unterwerfen?

In einer ſolchen Faſſung, wie kann, bei dem Gedanken eines gütigen Schöpfers, noch ein Zweifel mich ängſtigen, wenn ich den Zweck ſeiner Schöpfung erfülle? Ich war des Lebens werth; womit habe ich die Beraubung deſſelben verdient? Iſt ſie nothwendig; ſo muß ſie nicht ſo viel Fürchterliches, als das Leben Süßes haben; ſonſt hätte die Gottheit mich nicht geſchaffen, denn ſie ſelbſt wäre gezwungen, bei dem Grabe der Tugendhaften zu trauern. Gibt es aber ein Leben nach dem Tode; ſo verdiene ich auch jenes, und weil ich fähig war, glücklich zu ſeyn, bin ich es ewig.

Glücklich zu ſeyn, muß derjenige lernen, der dem Tode gelaſſen entgegen ſehen will; wo nicht, ſo zittert er zugleich vor dem Gedanken der Unſterblichkeit und dem Gedanken der Vernichtung. Vor jenem, weil ſein Herz zu der höchſten Seligkeit ſich nicht vorbereitet, vor dieſem, weil er ſein eingeſchränktes Leben nicht ſo verſchönert hat, als er es verſchönern konnte; weil er aufhören muß zu ſeyn, ohne das ganze Glück des Daſeyns genoſſen zu haben. Eine quälende Reue! Wäre auch jede Hoffnung einer künftigen Dauer bei mir erloſchen; ich müßte das Glück kennen, das Geſchöpfen meiner Art am eigenthümlichſten iſt; ich müßte den höchſten Grad deſſelben erreichen. Kein Glück iſt ohne Ruhe, keine Ruhe da, wo jede Handlung des Menſchen mit ſeinen innerſten Empfindungen ſtreitet. Dieſe liegen oft tief unter andern Empfindungen begraben; rufe du ſie hervor, o Natur! In dir iſt Wahrheit; du betrügeſt den nicht, der aus deinem Schooße hervor ging. Wohlthätig gegen ſich ſelbſt und gegen alles Mitgeſchaffene zu ſeyn; dieß lehreſt du jedes Geſchöpf.

Du redeſt laut, den Frevler zu beſchämen,
Wenn ſchöne Grotten ihn in ihre Schatten nehmen,
Wenn ihm die Frucht der Bäume winkt,
Wenn er den Saft der Rebe trinkt;
Es liſpelt ihm die kleinſte Staude zu:
Dir müſſen meine Blätter grünen,
Dir muß die ganze Schöpfung dienen;
Und, ach, ihr erſter Feind biſt du!

Wer grauſam gegen ſich ſelbſt, und ein Verfolger ſeines Geſchlechts iſt, wie kann der mit der gütigen Natur in Freundſchaft ſtehen? Mit welchem Herzen kann er ihre Wohlthaten genießen?

Ruhig aber kann der Weiſe, der unter den Augen der Natur lebte, vor ihrem Angeſichte ſterben, mit der

Verſicherung, daß, wenn ewiges Glück das Theil des Sterblichen ſeyn kann, es auch auf ihn warte, oder, wenn ſeine Dauer aufhört, daß er hier ſo glücklich geweſen ſey, als ein gütiger Schöpfer es wollte. Vielleicht litt er, bei wenigern Freuden, mehr als ſeine Brüder; aber er fühlte die Erhabenheit einer Seele, die unvermeidliches Elend geduldig erträgt, und lernte liebreich ſeyn, wie die Gottheit. In den letzten Stunden überrechnet er alle Wohlthaten des Lebens, ruft alle die ſüßeſten Empfindungen deſſelben zurück, und freuet ſich noch, geweſen zu ſeyn. Doch wir wollen den Schüler der Natur in einer reizenden ländlichen Gegend ſeine Hütte bauen, und ihn da ſterben ſehen.

Er dankt den kleinen Quellen,
Die gütig ihn getränkt;
Dem Zephyr und den Waſſerfällen,
Die murmelnd, ſeinen Geiſt in ſüße Ruh geſenkt;
Dem Monde, der ihm ſanft geſchienen,
Dem Baume, deſſen Laub den Schlafenden bedeckt,
Der Lerche, deren Lied im Grünen
Aus leichten Träumen ihn geweckt.
Er ſieht um ein beblümtes Thal
Noch ſeines Mädchens Küſſe ſchweben —
„Für ſie den erſten Kranz gegeben
Haſt du mir, o geliebtes Thal!
Ihr Blumen ſollt mich überleben;
O lebt, und fühlt den milden Strahl
Der Sonne, fühlet das Entzücken,
Die Erde da zu ſchmücken,
Wo Liebende die Hand ſich drücken!"
Gen Himmel ſieht er nun mit aufgeklärten Blicken,
Und ehret ſeinen letzten Ruf,
Und danket dem, der ihn zum Tode ſchuf.
Ihm danket er für jeden heitern Tag,

Den ein geprüfter Freund an ſeiner Bruſt gezählet,
Für jedes Ungemach,
Das ſeinen Muth zu Tugenden geſtählet;
Für jede ſchöne That,
Und, weil er gern verziehen hat,
Für manchen unverdienten Feind,
Und für die Nachbarſchaft der Armen,
Und für die Thränen voll Erbarmen,
Die er der Menſchlichkeit geweint.
Erkenntlich gegen ſeine Flur,
Zufrieden mit der Welt, verſöhnt mit der Natur,
Läßt er, in fröhlichen Gebüſchen,
Sich ſeinen Staub mit anderm Staube miſchen;
Und wenn der Mai die Blumenknoſpe bricht,
Dann kommen Veilchen aus dem Staube,
Die einſt der Jüngling in die Laube
Der ihm getreuen Hirtin flicht.

Gedanke, der den Tod verſüßet,
Es ſtirbt mit uns das Glück der Erde nicht;
Wir laſſen eine Welt, in der man lacht und küſſet,
Und da verweſen wir, wo noch die Tugend ſpricht.

64.

An die Teutſchen,

von J. P. Uz.

Ihr Teutſchen, die an Ruhm berühmtern Vätern weichen,
Verlangt ihr groß zu ſeyn, ſo müßt ihr ihnen gleichen;
Nicht an der alten Rauhigkeit!
Die Heldentugend jener Zeit
Ruht nicht auf ungeſchlachten Sitten,
Auf nackter Armuth, nackten Hütten.

Ja Freundſchaft, Redlichkeit, und ehrner Muth
im Streite,
Der jeden Tropfen Bluts dem Vaterlande weihte,
Und jener unbewegte Sinn,
Der, taub zu niedrigem Gewinn,
Allein der Ehre Stimme kannte,
Für Vaterland und Freiheit brannte;

Das machte Teutſchland groß; das eifert nachzu-
ahmen;
So ſeyd ihr teutſcher Art, nicht blos von teutſchem
Samen.
Ihr ſtarrt? Ihr zittert und erbleicht?
Warum irrt euer Blick verſcheucht?
Die Ahnung hat mich nicht betrogen;
Zu Sclaven werdet ihr erzogen!

O unſrer Schande Quell, Erziehung teutſcher
Jugend!
Wer pflanzt in ihre Bruſt Empfindungen der Tugend
Und Liebe für das Vaterland,
Die unſerm Hermann Lorbeern wand?
Wer bildet ihre jungen Seelen,
Noch ehe ſie das Laſter wählen?

Man bildet nur den Leib; der Jüngling lernt ge-
fallen,
Lernt freien Tanz und Spiel, in fremder Sprache lallen,
Und buhlen, eh' er mannbar iſt,
Betrügen, die er kaum geküßt,
Und ſeinen Hals zu ſchlauen Tücken
Im Joche weicher Sitten bücken.

Zur Ueppigkeit verwöhnt, wie kann er edel
denken?
Wie ſoll er ſich, als Mann, zur ſtrengen Tugend lenken?

Und wird er, ſeiner Pflicht getreu,
Im Schooße fauler Schwelgerei
Nie mit erkauften Uebelthaten
Des Vaterlandes Wohl verrathen?

Entkräftet vor der Zeit in Amors Myrthen-
ſträuchen,
Baut er die Nachwelt an mit Kindern, die ihm
gleichen,
An einer gleichen Gattin Bruſt,
Die ſorglos, unter eitler Luſt,
Nur ihren Putz und Schooßhund liebet,
Und ihren Witz am Spieltiſch übet.

Aus beßrer Aeltern Schooß entſprungen jene
Helden,
Von deren hellem Ruhm des Nachruhms Bücher
melden,
Die, keinem Weltſtrich unbekannt,
Als Geißeln in des Schickſals Hand,
An Rom das feige Laſter ſchwächten,
Der halben Erde Knechtſchaft rächten;

Ein männliches Geſchlecht, ſtark, alles zu
ertragen,
Gleich ſtreitbar, wenn der Süd in trägen Sommer-
tagen
Die Wüſte Libyens verließ,
Und wenn der alte Nordwind blies,
Und ſeine furchtbar'n Flügel ſtürmten,
Die Schnee auf Schnee verderblich thürmten.

Zu welchem Wechſel iſt der Völker Glück ver-
dammet!
Ein rauh verachtet Volk, das edler Muth entflammet,
Macht ſich der Erde fürchterlich,

Wird üppig und entkräftet ſich,
Und fällt nach kurzgenoßnem Glücke
Schnell in ſein altes Nichts zurücke!

65.

Blick in's Univerſum,

von J. J. Engel.

— — Nicht die Grenzen unſrer Sinne ſind auch die Grenzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu uns herüber ſchimmert. Noch viele tauſende leuchten, unſerm Blicke unbemerkbar, im endlöſen Aether, und jede Sonne, wie jede ſie umkreiſende Erde, iſt mit empfindenden Weſen, iſt mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren; da rollen Weltkörper, und wo nur Weſen ſich glücklich fühlen konnten, da wallen Weſen. Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der ſparſame Schöpfer nicht Leben hinſchuf, oder dienſtbaren Stoff für das Leben; und durch dieſe ganze zahlloſe Mannigfaltigkeit von Weſen hindurch herrſcht, bis zum kleinſten Atom herab, unverbrüchliche Ordnung. Ewige Geſetze ſtimmen Alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich iſt für den unſterblichen Weiſen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerſchöpflich der Quell ſeiner Seligkeiten.

Zwar dieſe Seligkeiten faßt ein Geiſt nicht, der, noch gefeſſelt an einen trägen Gefährten, in ſeiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und ſich ſchon zum Staube zurückgeriſſen fühlt, wenn er kaum anfing, ſich zu erheben. Er kann ſie nicht faſſen

nach ihrer ganzen göttlichen Fülle, aber er kennt ſie nach ihrer Natur, ihrem Weſen.

Denn welche Freude ſchafft nicht ſchon, in dieſem irdiſchen Leben, die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, ſchon in dieſen ſterblichen Gliedern, ein Geiſt, wenn es nun anfängt, in der ungewiſſen Dämmerung ſeiner Begriffe zu tagen, und ſich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgehet, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt voll unendlicher Schönheit!

Erinnere dich, der du in die Geheimniſſe Gottes zu ſchauen, und den Plan ſeiner Schöpfung zu enthüllen bemüht biſt; erinnere dich, als der erſte kühne Gedanke in dir herauf ſtieg, und ſich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzu drängten, ihn zu faſſen, zu bilden, zu ordnen; erinnere dich, als nun Alles in herrlicher Uebereinſtimmung vollendet ſtand, mit wie trunkener Liebe du noch einmal das ſchöne Werk deiner Seele überſchauteſt, und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühlteſt, dem du nachdenken konnteſt! — O ja, auch ſchon hienieden iſt die Weisheit an himmliſchen Freuden reich; und wäre ſie es nicht, warum ſähen wir aus ihrem Schooße ſo ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu? —

66.

Die Glückſeligkeit,

von Fr. v. Hagedorn.

Es iſt das wahre Glück an keinen Stand gebunden;
Das Mittel zum Genuß der ſchnellen Lebensſtunden,
Das, was allein mit Recht beneidenswürdig heißt,
Iſt die Zufriedenheit und ein geſetzter Geiſt,
Der iſt des Weiſen Theil. Die Nerven und die Stärke

Des männlichen Gemüths ſind nicht des Zufalls Werke.
Nicht Erbrecht, noch Geburt, das Herz macht groß und klein;
Ein Kaiſer könnte Sclav, ein Sclave Kaiſer ſeyn,
Und nur ein Ungefähr gibt, zu der Zeiten Schande,
Dem Nero Cäſars Thron, dem Epiktet die Bande.

Was iſt die Weisheit denn, die Wenigen gemein?
Sie iſt die Wiſſenſchaft, in ſich beglückt zu ſeyn.
Was aber iſt das Glück? Was alle Thoren meiden:
Der Zuſtand wahrer Luſt und dauerhafter Freuden;
Empfindung, Kenntniß, Wahl der Vollenkommenheit,
Ein Wandel ohne Reu' und ſtete Fertigkeit,
Nach den natürlichen und weſentlichen Pflichten,
Die freien Handlungen auf Einen Zweck zu richten.

Iſt nicht des Weiſen Herz ein wahres Heiligthum;
Des höchſten Guten Bild, der Sitz von ſeinem Ruhm?
Den falſchen Eigennutz unordentlicher Triebe
Verbannt aus ſeiner Bruſt die treue Menſchenliebe.
Es quellen nur aus ihr der tugendhafte Muth,
Der Freunde nie verläßt, und Feinden Gutes thut,
Den Frieden liebt und wirkt, der Zwietracht Wildheit zähmet,
Und nur durch neue Huld Undankbare beſchämet.
Der Wünſche Mäßigung, wann nichts dem Wunſch entgeht;
Die Unerſchrockenheit, wann Alles widerſteht;
Der immer gleiche Sinn, den Fälle nicht zerrütten;
Wahrhaftigkeit im Mund, und Wahrheit in den Sitten:
Die Neigung, die uns lehrt, an aller Wohlfahrt baun,
Nicht blos auf unſre Zeit und auf uns ſelber ſchaun,
Mit eigenem Verluſt der Nachwelt Glück erwerben,
Und für das Vaterland aus eigner Willkühr ſterben.

In dieſem Vorzug liegt, was man nie gnug verehrt,
Der Seele Majeſtät, der Menſchen echter Werth;
Denn Wolluſt, Reichthum, Macht, was Tauſende begehren,
Das pfleget die Natur auch Thieren zu gewähren.

Die ſiegende Gewalt, die Gabe, reich zu ſeyn,
Was Sinnen lockt und übt, hat nicht der Menſch allein.
Das kann, in mancher Art, auch ihm Vergnügen bringen;
Doch, was unſterblich iſt, folgt billig beſſern Dingen. —

O wie beglückt iſt der, auf deſſen reine Schätze
Nicht Fluch, noch Schande fällt, noch Vorwurf der Geſetze;
Der aus dem Ueberfluß, den er mit Recht beſitzt,
Der Armen Blöße deckt, und ihre Häuſer ſtützt,
Die Künſtler kennt und hegt, mit ſeinem Beiſtand eilet,
Und mit gewohnter Hand des Kummers Wunden heilet!
Vor ihm verlieren ſich die Zähren banger Noth;
Die Milde ſeiner Huld entfernt der Greiſen Tod,
Zieht ihre Kinder auf, die Väter zu verpflegen,
Und wird ein Gegenſtand von ihrem letzten Segen.
Die Luſt an Aller Wohl beſeelet, was er thut.
Es iſt ſein Eigenthum ein allgemeines Gut.
Es überfließt ſein Herz, der inn're Freund der Armen,
Von reger Zärtlichkeit, von göttlichem Erbarmen,
Ja, Titus hatte Recht; der Tag iſt zu bereun,
An welchem wir durch nichts ein leidend Herz erfreun.

Der Weiſe hat ein Loos, das ſeinen Werth entſcheidet:
Verdienſte, wo er gilt, und Unſchuld, wo er leidet,
Zu ſeinem Weſen wird vom Zufall nichts entliehn:

Recht, Wahrheit, Menſchenhuld, und Tugend bil-
den ihn.
Er iſt, o ſeltnes Glück, durch eigne Trefflichkeiten
Von Vorurtheilen frei, getroſt zu allen Zeiten,
Im Purpur nicht zu groß, durch Kittel nicht entehrt,
Stets edler als ſein Stand, und ſtets beneidungswerth.
Er folget der Natur, in deren ſchönen Werken
Wir weder Mangel ſehn, noch Ueberfluß bemerken.
Geſundheit, inn're Ruh und äuß're Sicherheit,
Und heiterer Verſtand, das iſt's, was ihn erfreut.

67.

Myrtill,

von Salomo Geßner.

Bei ſtillem Abend hatte Myrtill noch den mondbeglänzten Sumpf beſucht; die ruhige Gegend im Mondſchein und das Lied der Nachtigall hatten in ſtillem Entzücken ihn aufgehalten. Aber itzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor ſeiner einſamen Hütte, und fand da ſeinen alten Vater, ſanft ſchlummernd am Mondſchein, hingeſunken, ſein graues Haupt an den einen Arm hingelehnt. Da ſtellt' er ſich, die Arme in einander geſchlungen, vor ihm hin. Lange ſtund er da; ſein Blick ruhete unverwandt auf dem Greiſe; nur blickt' er zuweilen auf durch das glänzende Reblaub zum Himmel, und Freudenthränen floſſen dem Sohne vom Auge.

O du, ſo ſprach er itzt, du, den ich nächſt den Göttern am meiſten ehre, Vater, wie ſanft ſchlummerſt du da! wie lächelnd iſt der Schlaf des Frommen! Gewiß ging dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, in ſtillem Gebete den Abend zu feiern; und betend ſchlieſeſt du ein! Du haſt auch für mich gebetet, Vater! Ach, wie glücklich bin ich! Die Götter hören dein Gebet.

Oder warum ruhet unſre Hütte ſo ſicher in den von Früchten gebogenen Aeſten? Warum ruhet der Segen auf unſrer Heerde, und auf den Früchten unſers Feldes? Oft, wenn du bei meiner ſchwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weineſt; wenn du dann gen Himmel blickeſt und freudig mich ſegneſt, ach, was empfind' ich dann, Vater! Ach dann ſchwellt mir die Bruſt, und häufige Thränen quillen vom Auge! Da du heut' an meinem Arm aus der Hütte gingſt, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her ſaheſt, und die Bäume voll Früchte, und die fruchtbare Gegend umher; da ſprachſt du: Meine Haare ſind unter Freuden grau worden. Seyd immer geſegnet, Gefilde! Nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren; bald werd' ich euch an ſeligere Gefilde vertauſchen! — Ach, Vater, beſter Freund, bald ſoll ich dich verlieren! Trauriger Gedanke! Ach, dann — dann will ich einen Altar neben dein Grab hinpflanzen, und dann, ſo oft ein ſeliger Tag kommt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater, Milch und Blumen auf dein Grabmal ſtreun.

Itzt ſchwieg er, und ſah mit thränendem Aug' auf den Greis. Wie er lächelnd da liegt und ſchlummert, ſprach er itzt ſchluchzend. Es ſind ſeine frommen Thaten im Traume vor ſeine Stirne geſtiegen. Wie der Mondſchein ſein kaltes Haupt beſcheint, und den glänzend weißen Bart! O daß die kühlen Abendwinde dir nicht ſchaden, und der feuchte Thau! Itzt küßt' er ihm die Stirne, ſanft ihn zu wecken, und führt' ihn in die Hütte, um ſanfter auf weichen Fellen zu ſchlummern.

68.

Der Weiſe und der Narr,

von L. H. v. Nicolay.

Ein Weiſer ſah mit innigem Vergnügen,
Mit Ahnung der Unſterblichkeit,
Sein Lob durch tauſend Städte fliegen.
„Fürwahr, ich bin der Phönix unſrer Zeit;
Die Vorwelt ſelbſt ſah meines Gleichen ſelten;
Gewiß werd' ich, und ich allein, den Folgewelten
Für einen Stern der erſten Größe gelten.“

So ſprach der Philoſoph; doch, merkt es, nur für ſich;
Denn ſehr beſcheiden war er äußerlich,
Er ſchien ſogar die Dunkelheit zu lieben,
Verbat ſich jedes Lob, und hieß es übertrieben.

Einſt ging er in ein Narrenhaus. —
Was kann ein Weiſer hier erlangen?
Was? Weisheit. Warte doch den Markt nur aus,
So wirſt du ſehn, daß er nicht fehl gegangen.

Der Narren einer ſtellt ſich vor ihn hin:
„Knie nieder, fängt er an, und lerne, wer ich bin;
Den größten Weiſen, den die Welt geſehen,
Siehſt du leibhaftig vor dir ſtehen.
Ich bin der Phönix, das Orakel meiner Zeit,
Die Vorwelt ſelbſt ſah meines Gleichen ſelten;
Auch ſchieß' ich ſchon auf künft'ge Welten
Die Strahlen der Unſterblichkeit.“

Der Weiſe, welcher nur mit halbem Munde lacht,
Gedenkt an ſich, und ſeufzt: An dieſem eklen Orte
Sitzt dieſer Narr um das, was ich faſt Wort für Worte
In meinem Herzen oft gedacht.

Wie? Hat von uns denn jeder einen Sparren
Zu viel? Ich glaub' es faſt. Der ganze Unterſcheid
Iſt dieſer: Alles ſagen Narren,
Die Weiſen denken's nur, und heißen drum geſcheid.

69.

Charakter der Teutſchen und ihres Landes, von J. v. Müller.

Teutſche haben die letzte Weltmonarchie geſtürzt; von ihnen ſind die Könige der neuen Staaten ausgegangen; in dem, welchen ſie über ſich ſelbſt wählen, erkennt Europa den Titel und Rang der Cäſarn; daß er ihre Gewalt nicht herſtelle, wird hauptſächlich durch die teutſche Freiheit verhindert.

Ein Land über zwölftauſend Quadratmeilen groß; fruchtbar, doch mehr für die Bedürfniſſe, als für die Wollüſte des Lebens; durch ſeine vielen Städte zum Arbeitfleiß begünſtigt, vornämlich, weil ſo viele Hauptſtädte ſind; für den Handel durch Ströme und Küſte bequem genug, doch nicht ſo, daß der merkantiliſche Geiſt national und prädominirend werden könnte; in der Temperatur des Klima weder ſchmelzend, noch ſtarr, ſondern in einem geſunden Mittel; daher die Organiſation der Menſchen zwiſchen ſteifer Fühlloſigkeit und allzu zarter Empfindlichkeit; ein Volk, ſtark für Arbeit und Genuß, nicht weniger ſinnreich zu Erfindungen, vorzüglich für die nützlichen, und geduldig zum Vervollkommnen; fühlend für das Schöne, und in Künſten des Geſchmacks unter keinem andern, doch glücklicher in Erforſchung des Wahren und Vollziehung des Großen, vornämlich verſtändig und beharrlich; gehorſam bis zur ſtrengſten militäriſchen Subordination, doch warm beim Namen der Freiheit, und werth, ſie zu genießen; ein

Volk, zu allem geſchickt, wenn ihm der Stolz nicht fehlt, ohne Nachahmung teutſch zu ſeyn; das iſt unſer Volk, und ſo iſt Teutſchland.

Mitten unter Völkern, die vor allen andern auf die Menſchheit wirken, liegt unſer Vaterland; ſtark wider jedes; den meiſten furchtbar durch ſechsmalhunderttauſend Krieger, welche ſelten ihres Gleichen gehabt, und niemals übertroffen worden. Für wen und für welche Sache ſie die Waffen führen; wem ſie folgen; darauf beruht alles Gleichgewicht in der Politik, die Freiheit von Europa, das Wohl des menſchlichen Geſchlechts.

70.

Das Greiſesalter,

von J. J. Bodmer.

— — Immer noch blühn anmuthige Bilder in meinem Gedächtniß
Von den genoſſenen Scenen, die auf mein alterndes Leben,
Auf die Tage, die nicht gefallen, den ſüßeſten Geruch ſtreun.
Von dem Geruch erquickt, erliegt mein ahnender Geiſt nicht
Unter dem Elend der Zeiten; die Ausſicht in künftiges Unglück
Trag' ich mit ſtiller Geduld, und fühle geringer den Schmerzen,
Den Mißlingen gebiert, wenn jede gute Beſtrebung
Ohne Nutzen verdirbt, und Schmach dem nützlichſten Rath folgt.
Was mir itzt vor der Stirne geſchieht, das ſeh' ich mit Gleichmuth

An, als wär's die Geſchichte von einem vergeſſenen Staate,
Welchen in alten Tagen die ſchwindlichte Herrſchſucht zerſtört hat,
Der ſich ſelbſt an die Erde gelegt, damit man gemächlich
Ohne Müh' ihn zertrete. Von dieſen ſchreckenden Bildern
Wend' ich die Augen weg, ich ſelber werde nicht lange
Unrecht und Verachtung und Hohn vom großen Pöbel erdulden,
Lange werd' ich den Nacken vor neuen Beherrſchern nicht biegen.

Unterdeß, da ich noch, o meiner Seele Verwandter,
In der Hülle vom Staube mit dir den Erdball bewohne,
Wenige ſchwache Tage die Früchte der Erde noch eſſe,
Laß uns den letzten Aufzug des Lebens nicht ungeſchickt ſpielen,
Da wir die erſten gut geſpielt, und den Beifall erhalten.
Wie wir der Jahre Lenz gern lebten; ſo laß uns den Winter
Gerne leben, ein Alter, in welches durch unſer Verſchulden
Keine Schande, kein Unglück gekommen, darum wir es haßten:
Wie ein feuriges Roß, das in dem olympiſchen Staube
Oefters das Ziel ereilte, vor Alter abgelebt ruht.

Unſer Herbſt iſt gekommen, in dieſem laß uns die Früchte
Pflücken, von welchen im Frühling der Jahre die Knoſpen mit Blumen
Glänzten; und können wir edlere Früchte der vorigen Tage
Denken, als Thaten, womit wir dem Staat und den Menſchen genützet;
Werke, die Tugend geliebter, verhaßter das Laſter zu machen?
An die Thaten zu denken, verjüngt die Trägheit des Alters.
Nehme der Tod von uns, die mit uns in die Auen des Lichtes

Kamen, und uns an der Seite die Stufen des Lebens betraten,
Alle; wir ſahn doch Jünglinge blühn in ſpäteren Tagen,
Sahn ſie zu Männern wachſen, die durch den Adel der Seele,
Durch ein ſittliches Leben der Liebe der Alten ſich würdig
Machen. Alſo verdient den vertraulichen Umgang der Alten
Jener Jüngling, der ſelbſt mit der Tochter Gottes, der Tugend,
Und der Amme der Tugend, der Religion, ſo vertraut iſt;
Und der andere, der in ſclaviſchen Tagen die Seele
Eines Staatsglieds belebt, der die Republiken der Griechen
Glaublich machet. Wenn ſie die Rechte der Freiheit und Ordnung
Und die Wege der Tugend in Liedern, oder in Proſe,
Oder in Thaten loben, o welchem Greiſe zerfließt dann
Nicht vor Wolluſt das Herz, und hoffet nicht beſſere Zeiten? —

71.

Der Menſch ſoll vollkommen werden,

von J. C. Lavater.

Wie Einer iſt; ſo wünſcht er und hofft er. Aus den Wünſchen und Hoffnungen wird der Menſch erkannt. Dieſe beſtimmen ſeinen ſittlichen und religiöſen Charakter. — Wie Einer iſt; ſo denkt er ſich Gott; und wie er ſich Gott denkt, ſo ſind ſeine Wünſche und Hoffnungen zu Gott. Je edler ein Menſch iſt; deſto edler denkt er ſich die Gottheit. Der ſchlechte Menſch denkt ſchlecht von Gott; der gute gut. Der Menſchenfeind denkt ſich ihn menſchenfeindlich; menſchenfreundlich der Menſchenfreund; der Engherzige engherzig; der Harte unerbittlich; der Großmüthige großmüthig; der Barmherzige barmherzig. —

Gott iſt allvollkommen. Vollkommenheit kommt von dem Vollkommnen; der Vollkommene will Vollkommenheit; oder mit andern Worten: der Beſte will das Beſte: der Fleckenloſeſte will Fleckenloſigkeit; der Lichtreine Lichtreinheit; oder mit andern Worten: Gott will, ſo weit es die Natur der Dinge geſtattet, ſeines Gleichen; der Menſch iſt Kind Gottes und ſoll ſein Ebenbild ſeyn.

Der Menſch ſoll vollkommen werden. Mit andern Worten: er ſoll heilig, er ſoll an Geiſt, an Seele und Leib unſträflich ſeyn. Er ſoll werden, was er werden kann. Alles an ihm ſoll gut und rein und göttlich, nach Gott ſtrebend, Gott ähnlich ſeyn; es ſoll keine Unvollkommenheit an ihm übrig bleiben. Er ſoll alle ſeine Kräfte üben, alle erwecken, alle entwickeln, mit allen genießen; alle in Harmonie bringen; durch den Gebrauch aller ſeliger werden und ſeliger machen. Es ſoll nichts Widriges, nichts Widerſprechendes, nichts Hemmendes und Kränkendes in ihm übrig bleiben; alles an ihm ſoll frei und geſund, alles gut und rein ſeyn. — Nichts, was die Gottheit hindert, auf die allerfreieſte Weiſe in ihm zu wirken, ſoll an ihm übrig bleiben. Er ſoll ein reiner, fleckenloſer Spiegel der reinen fleckenloſen Gottheit — Gottes voll ſeyn, wie ſein großes Urbild, in welchem alle Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt. —

Alles an ihm ſoll höchſt lebendig, unſterblich, unzerſtörbar, einer ewig wachſenden Vervollkommnung, und einer mit jedem Momente kraftreichern Herrlichkeit fähig ſeyn. — Kein Hauch der Sünde ſoll ihn mehr berühren; kein Gegenſtand ihn mehr täuſchen; kein Wahn ihn mehr irre leiten; keine Leidenſchaft ihn mehr übereilen; keine Thorheit mehr ihm Schaam oder Reue bereiten. Keiner ſeiner Sinne ſoll verſchloſſen — keine ſeiner Kräfte ſoll ungebraucht bleiben. Alles ſoll ihm, und er Allem genießbar werden. Alles ſoll ſeine Lebenskräfte, und er

aller Andern Lebenskräfte vermehren. Nichts ſoll ihn drücken; er von nichts mehr gedrückt werden. Die Seele ſoll, vom göttlichen Geiſte beherrſcht, wie der Körper von der Seele, immer Gutes aus Gott ſchöpfen, immer das Geſchöpfte mit Richtigkeit und Freiheit wieder mitzutheilen im Stande ſeyn.

Seht, dies iſt die hohe Beſtimmung des Menſchen! Die geiſtigſten und körperlichſten Kräfte ſollen alle gleich rein, gleich vollkommen, gleich heilig, gleich göttlich, gleich lebendig, gleich unſträflich ſeyn. Jede Freude an der Sünde, jedes Wohlgefallen an dem, was Gott mißfällt, jede Luſt an dem, was je gereuen kann, ſoll ſchon hier in unſrer Bruſt erſtickt, und aus unſerm Herzen vertilgt ſeyn. Das, was von unſerm Leibe zur Unſterblichkeit beſtimmt iſt, ſoll mit der gereinigten Seele durch den himmliſchen Geiſt, dem unmittelbarſten Aushauch der Gottheit, das allervollkommenſte Eins ſeyn; das vollkommenſte Eins mit der ganzen erneuerten Schöpfung; das vollkommenſte Eins mit dem allerreinſten Urheber und Beleber der Schöpfung! —

Und ſollte dies eines Beweiſes bedürfen? Sollte der Menſch weniger ſeyn wollen, als er ſeyn kann? Soll er unrein bleiben wollen, wenn er rein werden kann? halbrein, wenn er ganz rein werden kann? eines Beweiſes bedürfen: daß Vollkommenheit beſſer, ſuchenswerther, wünſchenswerther iſt, als Unvollkommenheit? eines Beweiſes: daß alles am Menſchen geſund und gut ſeyn müſſe, wenn der ganze Menſch ganz gut, ganz ſelig werden ſoll?

72.

Der Frühling,
ein Wechſelgeſang von drei Stimmen,
von J. B. v. Alxinger.

Erſte Stimme.

Sieh, der Frühling ſteigt hernieder,
Philomelens holde Lieder
Tönen im belaubten Wald;
Zephyr hauchet, Blumen ſprießen,
Laßt den Frühling uns genießen;
Er entfliehet nur zu bald.

Zweite Stimme.

Mag der Frühling uns entfliehen!
Denn die goldnen Horen ziehen
Seinen Wagen wieder her.
Doch der Frühling unſres Lebens
Der entfliehe nicht vergebens,
Ihn bringt keine Hora mehr.

Dritte Stimme.

Sieh, an beſſeren Geſtaden
Jenſeits unſrer Gräber laden
Uns verklärte Weſen ein.
Dort auf reinerem Gefilde,
Ueberſtrahlt von Gottes Milde,
Wird der Frühling ewig ſeyn.

Alle drei Stimmen.

Darum laßt, geliebte Brüder,
Uns getröſtet auf und nieder
An dem Prüfungsufer gehn,
Schnell das Blümchen Freude pflücken,
Doch mit höherem Entzücken
Auf's Vollendungsufer ſehn.

73.
Uebermaß im Genuſſe,
von F. X. Bronner.

Cephis. Bruder! Nun bin ich der ſteten Beluſtigung herzlich müde; vorgeſtern in der Stadt, bei der feſtlichen Wettfahrt der Schiffer, fröhlich geſchwärmt; geſtern Janirens Brauttag mit Tanz und Spiel gefeiert; heute unter Jubel und Schmauſen Palämons beide Teiche gefiſcht; — das war ein Leben, Alkon! ſo voll Zerſtreuung, ſo überſättigend, wie ſüße Speiſen — unmäßig genoſſen.

Alkon. Auch ich bin froh, Bruder, daß uns endlich der Regen verſcheuchte; und auf dem Heimwege dacht' ich oft, uns ſey die Freude, was dem Lande der Regen iſt. Begöſſe er immer die Erde; ſo quölle nicht Segen mit ihm, Verderben quölle herab. Aber erſt ſtanden ſie traurig und welkend, die dürſtenden Pflanzen — hängten die matten Glieder, und verlangten nach Labung. Sieh, da fiel wohlthätiges Naß vom Himmel und erquickte die Lechzenden; nun tragen ſie die Blätter wieder grüner, geſunder und friſcher, und ſaugen neue Kraft, neues Leben in ſich. So wecken offenbar Mühe und Leiden auch unſer Gefühl für Ruhe und Freude.

Cephis. Murren will ich alſo nimmer, Bruder, wenn etwa leichter Trübſinn meine Stirne umnebelt. Kann ich das Dunkel einer düſtern Laune nicht erhellen, — ſo leicht und ſo ſchleunig, wie ich wünſchte; ſo will ich doch ruhig auf das Licht der Munterkeit harren; denn ich weiß: jedes Vergnügen wird mich dann fühlbarer reizen, eben weil es der Traurigkeit folgt.

Alkon. Einſt hatte ich einen Nelkenſtock, und wollte ihn pflegen und tränken, ſo fleißig und ſorgſam, als je eine Mutter ihr Schooßkind; denn das holde Gewächſe war von der liebſten Hand, ſtand ſo hübſch im zierlichen

Topfe, prangte mit ſo fettem Grün, und verſprach ſo lieblich mit Farben zu ſpielen, und ſo lieblich zu riechen, als mir noch kein Blümchen roch; täglich begoß ich's wohl zweimal, beſorgt, es möchte ſonſt dürſten. Aber wie fand ich mich getäuſcht! Bald fing es bei der Wurzel zu faulen an, und ſtarb, noch ehe ſich eine Knoſpe entfaltete. — So tödtet Uebermaß im Genuſſe jedes Vergnügen.

Cephis. Und füllt die Seele mit Ekel und Ueberdruß. Das fühl' ich itzt wohl. —

74.

Die Oberſtelle,

von L. F. G. v. Göckingk.

Mit Zuziehung der Ständ' etwas belieben,
Iſt ſonſt wohl nicht der Herr'n Monarchen Art;
Doch, in des Löwen Staate ward
Vor kurzem erſt ein Landtag ausgeſchrieben.
Die Thiere ſtanden wartend da.
Der Löwe kam. Nehmt Platz, bitt' ich, ihr Herr'n!
Sprach der Monarch. Allein der eine ſah
Den andern an, und keiner wollte gern
Den Anfang machen. Denn die Grade
Von Rang, die unter uns der dümmſte Schurke weiß,
Ließ der Monarch, vielleicht mit Fleiß,
Ganz unbeſtimmt. Daher verbat ein jeder ſich die Gnade
Zu ſitzen, wo der Löwe ſaß.
Dem aber wurde nach gerade
Die Zeit zu lang. „Ihr Herren, treibt ihr Spaß?
Bei meinem Barte, wären wir
Zu nichts auch da, als um zu ſchmauſen,
So ſollt' uns doch kein kluges Thier
Die Zeit durch ſolche Poſſen mauſen.
Herr Eſel" (denn auch Eſel ſind,

Wenn ihr's nicht wißt, bisweilen Landesſtände);
„Herr Eſel, ſetz' er ſich geſchwind
Hier neben mich; und damit Lied am Ende!"
Welch Weſen da der Eſel an ſich nahm,
Das könnt ihr leicht von ſelbſt erachten;
Die andern Thiere lachten,
Und ſetzten ſich in Zukunft — wie es kam. —

75.

Von der Freundſchaft,

von M. Claudius.

Ich habe dir in der vorigen Lection die Feindſchaft erklärt. — Heute von der Freundſchaft.

Von der ſpricht nun Einer: ſie ſey überall; der Andere: ſie ſey nirgends; und es ſtehet dahin, wer von beiden am ärgſten gelogen hat.

Wenn du Paul den Peter rühmen hörſt; ſo wirſt du finden, rühmt Peter den Paul wieder; und das heißen ſie Freunde. Und iſt oft zwiſchen ihnen weiter nichts, als daß einer den andern kratzt, damit er ihn wieder kratze, und ſie ſich ſo einander wechſelsweiſe zum Narren haben; denn, wie du ſiehſt, iſt hier, wie in vielen andern Fällen, ein jeder nur von ihnen ſein eigner Freund und nicht des andern. Ich pflege ſolch Ding „Hollunderfreundſchaften" zu nennen. Wenn du einen jungen Hollunderzweig anſiehſt; ſo ſieht er fein ſtämmig und wohl geründet aus. Schneideſt du ihn aber ab; ſo iſt er inwendig hohl, und iſt ſo ein trocken ſchwammig Weſen darin.

So ganz rein geht's hier freilich ſelten ab, und etwas Menſchliches pflegt ſich wohl mit einzumiſchen; aber das erſte Geſetz der Freundſchaft ſoll doch ſeyn: daß einer des andern Freund ſey.

Und das zweite iſt: daß du's von Herzen ſeyſt, und Gutes und Böſes mit ihm theileſt, wie's vorkömmt.

Die Delikateſſe, da man den und jenen Gram allein behalten und ſeines Freundes ſchonen will, iſt meiſtens Zärtelei; denn eben darum iſt er dein Freund, daß er mit untertrete, und deinen Schultern leichter mache.

Drittens: laß du deinen Freund nicht zweimal bitten. Aber, wenn's Noth iſt und er helfen kann; ſo nimm dir auch kein Blatt vor's Maul, ſondern gehe und fordere friſch heraus, als ob's ſo ſeyn müßte, und gar nicht anders ſeyn könne.

Hat dein Freund an ſich, das nicht taugt; ſo mußt du ihm das nicht verhalten, und es nicht entſchuldigen gegen ihn; aber gegen den dritten Mann mußt du es verhalten und entſchuldigen. Mache nicht ſchnell jemand zu deinem Freunde. Iſt er's aber einmal; ſo muß er's gegen den dritten Mann mit allen ſeinen Fehlern ſeyn. Etwas Sinnlichkeit und Partheilichkeit für den Freund ſcheint mit zur Freundſchaft in dieſer Welt zu gehören. Denn wollteſt du an ihm nur die wirklich ehr- und liebenswürdigen Eigenſchaften ehren und lieben, wofür wärſt du denn ſein Freund? das ſoll ja jeder wildfremde unpartheiiſche Mann thun. Nein, du mußt deinen Freund mit allem, was an ihm iſt, in deinen Arm und in deinen Schutz nehmen; das granum ſalis verſteht ſich von ſelbſt, und daß aus einem edeln kein unedler werden müſſe.

Es gibt eine körperliche Freundſchaft. Nach der werden auch zwei Pferde, die eine Zeitlang beiſammen ſtehen, Freunde, und können eins des andern nicht entbehren. Es gibt auch ſonſt noch mancherlei Arten und Veranlaſſungen. Aber eigentliche Freundſchaft kann nicht ſeyn ohne Einigung; und wo die iſt, da macht ſie ſich gern und von ſelbſt. So ſind Leute, die zuſammen Schiffbruch leiden, und die an eine wüſte Inſel geworfen werden, Freunde. Nämlich das gleiche

Gefühl der Noth in ihnen allen, die gleiche Hoffnung, und der Eine Wunſch nach Hülfe einigte ſie; und das bleibt oft ihr ganzes Leben hindurch. Einerlei Gefühl, einerlei Wunſch, einerlei Hoffnung einiget; und je inniger und edler dies Gefühl, dieſer Wunſch und dieſe Hoffnung ſind; deſto inniger und edler iſt auch die Freundſchaft, die daraus wird.

Aber, denkſt du, auf die Weiſe ſollten ja alle Menſchen auf Erden die innigſten Freunde ſeyn? Freilich wohl! und es iſt meine Schuld nicht, daß ſie es nicht ſind. —

76.

Gebet eines Vaters am Vermählungstage ſeiner geliebten Tochter,

v. M. A. v. Thümmel.

Du, der in ewiger Ferne
Nie ſeiner Schöpfung entſchwand,
Und mit dem Flimmer der Sterne
Das Herz des Menſchen verband;
Du, der den Kreislauf der Triebe
In feſtem Fortgang erhält,
Und ſich in Seelen voll Liebe
Als ſeinem Spiegel gefällt;

Der, auch im Jubel der Chöre,
Des Sängers Lied nicht verſchmäht,
Das Liebe hauchet! — Erhöre
Itzt eines Vaters Gebet.
Du, der, damit es verglimme,
Kein Herz zum Daſeyn erſchuf,
Gib deine ſegnende Stimme
Zu meinem menſchlichen Ruf.

Denn ſieh, itzt führen die Horen
Der Ahnherr'n Leiter herab
Ein Paar, dem Endzweck erkoren,
Der es dem Weltraume gab.
Es horcht dem Weihungsgeſange
Der Aeltern, ſtaunend, wie ſich
Sein Herz, in ähnlichem Drange,
Leiſ' in ein andres verſchlich.

Triumph! itzt nehmen die Stunden
Einſamen Lauſchens die Flucht.
Sie haben ſich freundlich gefunden,
Sie, die einander geſucht.
Ein Erbe männlicher Güte,
Mit Kraft zur Tugend erfüllt;
Und eine Jungfrau, in Blüthe
Der Nachtviolen gehüllt.

Wohl dann, ihr Suchenden, rettet
Euch aus dem Pfad' ohne Spur
In Euern Luſtkreis! Verkettet
Euch feſt dem Ring der Natur;
Daß, wenn ja Stürme des Lebens
In Eurem Staubgang entſtehn,
Sie nie des erſten Ergebens
Geheimes Flüſtern verwehn;

Daß Eurer blühenden Ehe,
Von keinem Nachtfroſt verletzt,
Mehr als ein Sprößling erſtehe,
Der an Gefühl Euch erſetzt;
Der, als ein Fruchtbaum ſich hebe,
Und, in des Lebens Gebiet,
Sich einer Nachwelt verwebe,
Die ſeine Senker erzieht.

Mögt Ihr, im Einklang, den Reigen,
Der Gottes Weſte durchwallt,
In Symphonieen erſteigen,
Wenn dieſes Leben verhallt;
Zu Euern Enkeln noch rufen:
„Ihr uns Umringenden, ach!
Lebt, liebt, und folgt auf den Stufen
Genützter Menſchheit uns nach.“

77.

Werth des Unglücks,

von J. J. Duſch.

— — Das Unglück hat ſehr große Vortheile, und es gibt für wohlgeordnete Herzen große Stärkungen, es mit ſtandhafter Geduld zu ertragen. Derjenige, den das liebkoſende Glück beſtändig auf ſeinem Schooße getragen hat, iſt gemeiniglich ſehr unwiſſend. Es fehlet ihm eine nöthige Weltklugheit, eine vortheilhafte Wiſſenſchaft, ſein Leben ſo einzurichten, wie es ſeiner Glückſeligkeit, ſeiner Ruhe, ſeiner Verbindung mit den Mitgliedern ſeiner Geſellſchaft am zuträglichſten iſt; es fehlet ihm eine Zärtlichkeit des Herzens, ein gewiſſes menſchliches Gefühl gegen das Unglück Andrer, welches eine reiche Quelle von tugendhaften Geſinnungen und Empfindungen iſt. Er iſt kurzſichtig; er iſt ſtolz; er iſt hartherzig und übermüthig.

Für alle dieſe wichtige Fehler bewahret uns ein wohlthätiges Unglück. Wir erlangen durch die Abwechslungen unſers Schickſals eine Erfahrung, die uns eine Weisheit lehret, welche wir durch nichts anders erlangen können. Wir empfanden ſelbſt, wie das Unglück ſchmerzt, und lernten die Rechte kennen, die der Unglückliche hat, bei Andern Mitleid, wo nicht Stär-

kung, Troſt, wo nicht Hülfe zu ſuchen. Unſer Herz wurde weicher, und wir fingen an, durch ein zärtliches Gefühl, das, was wir von Andern zu fodern uns berechtigt glaubten, ihnen ſelbſt wiederfahren zu laſſen. Wir verſagten andern Leidenden die Thräne nicht, die wir von ihnen zu erhalten wünſchten, und eilten, ihnen zu helfen, ſo oft wir konnten. Unſre Menſchenliebe, welche die Natur in unſer Herz gelegt hatte, ward durch unſre eigene Empfindung, durch unſer eigenes Gefühl thätiger, und verbreitete ſich allgemeiner.

Dieſe Vortheile erhalten wir von dem lehrreichen Unglücke, und ſie helfen uns ſeine Härte leichter ertragen. Es iſt ein herzlicher Troſt, indem wir leiden, wenn wir ſehen, daß Andre mit uns leiden. Die Thränen des Mitleidens ſind Linderungsmittel für die Schmerzen unſrer Wunden.

Es gibt große Tugenden, welche dem Zärtlinge des Glücks gänzlich verborgen bleiben; Tugenden, welche werth ſind, für den Verluſt aller Vortheile der Welt, aller Freude, alles Glücks erkauft zu werden. In dem Schooße des Glücks iſt noch ſelten ein Mann erzogen worden. — Gewohnt, Alles zu erhalten, was er begehrt, unmäßig in ſeinen Wünſchen, ungeduldig und aufgebracht gegen alles, was ſeiner eingebildeten Glückſeligkeit in ihrem Laufe entgegen ſtehet, begehet der Zärtling des Glücks ohne Bedenken alle Laſter, wenn ſie Mittel zu ſeinen Zwecken werden. Sein eignes Selbſt iſt der Mittelpunct der Schöpfung; für ihn iſt alles; zu ſeinem Vergnügen müſſen alle Geſchöpfe da ſeyn; alle Räder der Natur ſpielen; und wenn er ſelbſt Hand anleget, ſo geſchieht es nur, um ihnen eine Bewegung zu geben, die zu ſeinem Vergnügen abzwecket. Eigennützig in ſeinen Dienſten ſtreuet er nur Wohlthaten aus, um ſelbſt zu ernten, und verkauft kleine Gefälligkeiten

für groſse Erwartungen. Er gibt, ohne Empfindung; empfängt, ohne Dankbarkeit; iſt verſchwenderiſch, ohne Groſsmuth; hat tauſend Schmeichler, ohne einen Freund; ſteht in Anſehen, ohne Hochachtung, und dünkt ſich, ohne Verdienſte, groſs, weil er glücklich iſt. Kaltſinnig gegen alles Andere, auſser gegen ſich ſelbſt, fehlen ihm alle die ſchönen Tugenden, die er beſitzen müſste, um glückſelig ſelbſt in ſeinem Glücke, und ehrwürdig in ſeiner Hoheit zu ſeyn. Er hat keine andere Glückſeligkeit kennen gelernt, als die im Genuſſe ſinnlicher Vergnügen beſtehet. Dieſe iſt ſeine einzige, und er verſagt ſich nichts, was zur Beförderung dieſer Glückſeligkeit dienet. Alle Mittel ſind ihm dazu gleichgültig. Er wird mit der Linken geben, was er mit der Rechten raubet, und mit gleicher Gleichgültigkeit einem Schmeichler das Leben erhalten, und einen Freund tödten; er wird einem Durſtigen ſeinen Becher trinken laſſen, um ihn mit dem Blute der Wittwen wieder anzufüllen.

Aber auſser vielen andern Vortheilen, gibt uns das Unglück auch Gelegenheit, vorzügliche Tugenden zu zeigen. Hier ruft das Schickſal dich auf einen Schauplatz, wo du die Würde und Gröſse deines Herzens zeigen kannſt. Der Ueberwinder einer Welt iſt kein ſo groſser Mann, als der unſchuldig Leidende, der allen ſeinen widrigen Schickſalen eine ſtändhafte Geduld entgegen ſetzet. Demüthige Geduld gegen die Verhängniſſe des Himmels; ſtandhafte Gröſse gegen die Angriffe der Menſchen; Wohlthätigkeit gegen ſeine Feinde; eine ruhige Zufriedenheit mitten unter den Ungewittern; welche glänzende Vorzüge eines Menſchen! Wer kann denen, die unſchuldig litten, und über alle Leiden erhaben waren, Bewunderung verſagen?

Je weniger Exempel von ſolcher Stärke wir haben, je gröſsere Bewunderung! Hier lernen wir die Wunder

der menſchlichen Natur kennen, und wie billig iſt es, daß wir die Namen derer, welche ſolche Exempel für die Nachwelt aufgeſtellt haben, von Enkel zu Enkel nennen!

78.

An Gott,

von J. C. Blum.

Wann ich dich, Welterſchaffer, denke,
Mein kühner Geiſt, vom Staube
Seiner Mutter Erde, zu dir ſich empor reißt;
Dann ſchwillt von heil'gem Stolze mein Herz.
Sonne, du ſtrömſt deine Strahlen
Durch's Unermeßliche hin.
Wie fliehenden Rädern aufwallender Staub folgt;
So ſchwingſt du Welten um dich.
Unter mir rolleſt du dennoch dahin.
Den du nicht kenneſt, deinen Erſchaffer, ich kenn' ihn.
Tauſende deines Gleichen kenn' ich,
Mir biſt du ſelber ermeßlich.
Schneller als Blitze ſind deine Strahlen geflügelt,
Meine Gedanken noch ſchneller.
Alle Räume durchflieg' ich, die ſind, und die ſich als möglich
In ſeinem erhabnen Verſtande der Ewige dachte.
Von einer Aeone zur andern fortzueilen,
Von einer Weltenverwandlung zur andern,
Bedarf ich kaum des Moments,
In welchem, du Strahl, mein Aug' erreichſt.
O, mehr als Sonnen und Erden,
So weit ſie den Aether erfüllen,
Mehr muß ich dem Ewigen gelten,
Ich, der ich, der Letzte vielleicht,

Der Seraphim glänzende Reihen beſchließe. —
Doch bin ich unſterblich, wie ſie;
Doch bin ich des Ewigen Bild.
Wann jene ſchwimmenden Feuer dereinſt
In Aeone zuſammen fließen,
Aus ihren Gleiſen gerückt,
Die Erden, wie Trunkene, taumeln;
Dann ſteh' ich, und bete verklärt,
Von einem zertrümmerten Klumpen des Weltalls,
Den an, der größer als Sonnen und Erden,
Zu ſel'gem Empfinden und Denken,
Unſterbliche Geiſter erſchuf.

79.

Sind Kultur und Luxus den Völkern wohlthätig?

von H. P. Sturz.

— — Wäre itzt noch ein Land von allen andern durch unwegſame Grenzen abgeſondert; hätten ſeine Bewohner nie die Lüſte fremder Völker gekoſtet, und nie mit neuen Kenntniſſen auch neue Begierden erworben; ſo hätte freilich kein Luxus der erleuchteten oder verdorbenen Völker ihre Hütten erreicht; und die Frage mag den Witz eines Sophiſten beſchäftigen, ob ein ſolches Volk nicht glücklicher, als ein geſittetes ſey?

Aber ſobald der Sophiſt vergleicht und empfindet; ſo ſöhnt er ſich wieder mit der allgemeinen Vernunft aus. Ihm grauet alsdann vor dem Ideale ſeiner Welt, das noch in mancher Inſel des Südmeers übrig iſt, wo Geſchöpfe, wie Menſchen geſtaltet, keine andern, als thieriſche Bedürfniſſe fühlen, und wann dieſe befriedigt ſind, nicht aus ihrer Felſenkluft kriechen. Alle Kräfte des geſellſchaftlichen Lebens haben ſich ſchon lange vereiniget, um ein ſo dürftiges Glück von der veredelten

Erde zu treiben. Die Neugier, das Verlangen nach Reichthum und Ruhm, die Wiſſenſchaften und der Handel haben unter fernen Nationen einen vertraulichen Umgang geſtiftet, und Erfindungen, Bequemlichkeiten, Neigungen und Sitten in einen allgemeinen Umlauf geſetzt. Ein Volk unterrichtet das andre, und zündet ſeinen Wetteifer an; einigen verleiht die Natur ohne Mühe, was andern ihr Fleiß nur ſparſam gewährt; alle ſtreben nach dem Grade der Glückſeligkeit, den die Vorſicht wenigen zugetheilet hat.

So bildet ſich endlich, langſamer oder ſchneller, der Geiſt der Völker. Der Strom rauſcht unaufhaltſam daher, und droht nicht immer mit Verwüſtung, ſondern kündigt Fruchtbarkeit an, wenn ihn nur ein kluger Staatsmann in die rechten Kanäle zu leiten verſteht, wenn er die Neigung zum Vergnügen, dieſe Urkraft alles menſchlichen Beſtrebens, zur Triebfeder eines nützlichen Fleißes anwendet, wenn er ein ermuntertes Volk dahin leitet, daß es ſich aus den Feſſeln fremder Thätigkeit reißt, und ſelbſt ſeines Glückes Schöpfer wird.

Der Luxus, der dadurch veranlaſſet oder genähret wird, iſt kein Uebel; ſondern die höchſte Geſundheit des Staates, deſſen Nerven ihre äußerſte Federkraft üben. Alsdann ſtockt der Nahrungsſaft nirgends; keine Materie bleibt unnütz; weder Kinder noch Greiſe ſind müßig; der Geſchmack reift; der Verſtand klärt ſich auf; die Künſte veredeln die Natur; die Wiſſenſchaften mildern die Sitten; die Menſchlichkeit und der Duldungsgeiſt gehen aus den Zimmern der Weltweiſen hervor, und nähern ſich dem Throne; das Land wird verſchönert; der Einwohner erleuchtet.

Freilich droht auch mitten im Wohlſtande ein künftig Verderben. Je mehr ein Volk ſeine Begierden

und ihre Befriedigung verfeinert; je mehr es im Frevel des Witzes und im Kennergeſchmacke ſinnlicher Freuden zunimmt; je mehr verliert es an Würde der Sitten, an Stärke der Seele, und je ſchneller eilt es ſeinem Untergange zu. Aber man kämpft umſonſt gegen das Schickſal aller Staaten, welche die Vorſehung, wie die Natur, durch ähnliche Perioden, von der Blüthe zur Reife, von dieſer zum Verwelken und Abfallen führt, und endlich, zur Nahrung einer neuen Entwickelung, im allgemeinen Chaos begräbt.

Nur fragt man, ob wir nicht berechtigt ſind, von der Weisheit der Regierung Mittel zu erwarten, um eine ſo traurige Epoche zu entfernen, und ob es nicht in ihrer Macht ſtehet, der Ueppigkeit Grenzen zu ſetzen, wenn ſie auch ihrem Einbruche nicht wehren kann? Allerdings. Damit aber keine nützliche Verfeinerung, kein zuläſſiger Genuß aus kleinmüthiger Furcht ungewiſſer ſchädlicher Folgen zugleich mit verdrängt werde, kommt es auf die ſchwere Beſtimmung an, was ſchädlicher Luxus ſey? Ein Begriff, der in verſchiedenen Zeiten und Staaten, nicht ein Menſchenalter durch, der nämliche bleibt. Unſre Väter fanden eine Pracht unter Fürſten gefährlich, die nun ohne Nachtheil des Staates zum Bürger herabgeſunken iſt. Ein Einwohner von London und Paris findet in keiner nordiſchen Hauptſtadt ein üppiges Leben; auch iſt es ungewiß, welchen Grad des Wohllebens ſich endlich ſelbſt ein von der Natur wenig begünſtigtes Volk erlauben darf, wenn alle ſeine Kräfte zweckmäßig arbeiten.

Ein Staatsmann verfehlt zuverläſſig den Endzweck, wenn er allzu ſtreng gegen einzelne Beiſpiele der Ueppigkeit eifert, deren Wirkung im Ganzen vielleicht unmerklich iſt; aber das Buch der Nation mit allen handelnden Völkern muß offen vor ihm liegen; er muß ihr Vermögen gegen den Reichthum Andrer zu berechnen, er muß richtig zu beurthei-

len verſtehen, was ihr, unter verſchiedenen Zeiten und Umſtänden, vergönnt werden kann, und was ihr verſagt bleiben muß. —

80.

Abſchied vom Leſer,

von Fr. v. Schiller.

Die Muſe ſchweigt; mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verſchämten Angeſicht,
Tritt ſie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen;
Sie achtet es, doch fürchtet ſie es nicht.
Des Guten Beifall wünſcht ſie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht beſticht;
Nur wem ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Buſen ſchlägt, iſt werth, daß er ſie kröne.

Nicht länger wollen dieſe Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit ſchönern Phantaſieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen ſie nicht ſchweben,
Sie tönten, ſie verhallten in der Zeit.
Des Augenblickes Luſt hat ſie geboren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nectardüften,
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und Jung und Alt ergeht ſich in den Lüften,
Und freuet ſich, und ſchwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume ſchießt in Samen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

Ende.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Im August
Monat des Jahres
1817

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pölitz, Karl Heinrich Ludwig, 1772-1838

Bruchstücke aus den Classikern der teutschen Nation

Bd.: [1]

Leipzig 1815

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.965-a
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723576-6